saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50452-7
CHRISTERN;J.W. FN. 10964/002

Die

Geheimniſſe

von

Hamburg.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Erſtes Heft.

Hamburg & Leipzig
Verlag von Schuberth und Comp.
1844.

NB. Haupt-Titel und Umſchlag werden mit dem letzten Heft geliefer

H. G. Voigt's Buchdruckerei

37692.

Die
Geheimniſſe von Hamburg.

Meyer's Buchhandel.

Von

Christern.

Erſter Band.

Verlag von
Schuberth & Comp. in Hamburg & Leipzig.
1845.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

1926.3206,87

Inhalt des erſten Theiles.

Erſtes Capitel.

Seite
Harfenlieschen 1

Zweites Capitel.

Der tiefe Keller 22

Drittes Capitel.

Der Kartenleger 48

Viertes Capitel.

Die ſtille Wirthſchaft 69

Fünftes Capitel.

Das Blümchen der Liebe 106

Sechſtes Capitel.

Stillleben 128

Siebentes Capitel.

Eine Tanzſtunde 148

Achtes Capitel.

Seite
Bonaparte 159

Neuntes Capitel.

Der ſchiefe Matthies 177

Zehntes Capitel.

Die Erzählung des Menſchenfreſſers..... 180

Elftes Capitel.

Der Ueberfall........................... 194

Zwölftes Capitel.

Zwei Selbſtmörder....................... 199

Dreizehntes Capitel.

Der Lebenslauf der Bettlerin............ 218

Vierzehntes Capitel.

Die Choriſtin und die Chormutter...... 246

Funfzehntes Capitel.

Die Schwiegerſtraße.................... 255

Sechszehntes Capitel.

Der Winſerbaum............... 268

Vorwort.

Durch die nachfolgenden Skizzen habe ich verſucht, dem Leſer ein treues Bild von der Demoraliſation und dem nächtlichen Treiben in den Schlupfwinkeln der höheren und niederen Stände Hamburgs zu geben; denn die Schlupfwinkel und Spelunken, gleichviel ob dieſe nun von ſchmutzigen braunen Lehmwänden umgeben, oder mit Seide und Dammaſt verhangen ſind, gewähren das Terrain, auf dem man die ſogenannten „Geheimniſſe“ aufzuſuchen hat. Dort hauſ't das Nachtgeflügel, welches das Licht ſcheut, welches ſich, in Lumpen oder Atlas einhergehend, von Zeit zu Zeit verkriecht und beweiſ't, daß der Menſch leider immer Menſch bleibt, ſo lange er ſtatt wahrer Cultur, nur die jeſuitiſch berechnete, nothdürftige Tünche hat.

Hamburg hat viele Schattenſeiten, es hat Arme, es hat große und kleine Spitzbuben und Betrüger, ſelbſt Elende, aber — es hat doch nicht einmal einen ſo beſtimmt ausgeprägten Stadttheil, wie Berlin in ſeinem „Voigtland". In Hamburg nivelliren der Handel, der Organismus und der Volkscharakter, ſelbſt die Armuth mit ihren Conſequenzen Alles; man würde daher Unrecht thun, wollte man, auf Sue's „Mystères" blickend, von mir ſolche Schärfen und Scharten verlangen, wie ſie dort aus einer beſtimmten Kaſte hervortreten. Ich würde, wie Horaz ſagt, einen Eber in den Fluthen malen, wollte ich zeichnen, was es hier nicht giebt. Daß ich dann aber in den Portraits der „Hamburger Geheimniſſe" mit äſthetiſchem Bewußtſein die charakteriſtiſchen Züge getroffen habe, wird mir meine Umgebung bezeugen können.

Hamburg den 1. Juli 1844.

Chriſtern.

1.

Harfen-Liedchen.

Am weſtlichen Ende von Hamburg befindet ſich eine Gegend, oder richtiger eine Straße, in welcher früherhin das Laſter und die Verſunkenheit ihr ſchwarzes Gewerbe trieben. In der jüngeren Zeit iſt auch dieſer Theil der Stadt von der nächtlichen Unſauberkeit mannigfach gelichtet und die Romantik in der niedrigſten Erſcheinung beſeelt die Meiſten dieſer ſehr gemiſchten Bevölkerung. Es iſt dies die Gegend, wo die blinden Flötiſten, die Harfeniſten und Drehorgler, die Luſtſpringer und Jongleurs, die Budencomödianten und Fleckſeifen-Fabrikanten, die am lichten Tage auf den Marktplätzen an einem Tiſchchen, mit einer marktſchreieriſchen Anpreiſung auf Wachsleinwand gemalt, daneben, ihre „ächt engliſche und franzöſiſche Waare“ feil bieten, bunt durcheinander wohnen.

Am Abend kommt dieſe Bevölkerung gewöhnlich ſpät zurück von ihrer Wanderung, man ſieht nur hier und da ein müdes Paar, Arm in Arm ſich gegenſeitig unterſtützend, durch das Dämmerlicht der hier wenig ſcheinenden Laternen hinſchleichen. Aber am Morgen, bei heiterem Sonnenſchein, da iſt die Bewegung deſto lebhafter, und auf ein gegebenes Zeichen ſcheinen Alle aus ihren Zellen und Gemächern hervorzuſtrömen. Auch nun gehen ſie meiſtens paarweiſe, aber auf den Geſichtern malt ſich geſättigte Ruhe und hoffnungsvolle Lüſternheit; man ſteht ſtill, das Mädchen, die Führerin des blinden Flötenbläſers ordnet Tuch und Schürze, man überlegt, welchen Weg man heute einſchlagen, ob man nach Norden, Oſten oder Weſten ſein ſingendes, ſpielendes Netz auswerfen ſoll. Der kurze Streit geht ohne lebhaften Wortwechſel vorüber, eine gewiſſe zärtliche Hingabe ſcheint jede Widerrede unmöglich zu machen.

Das Aeußere dieſer Menſchen iſt nichts weniger als elegant, ihre Kleidung iſt abgetragen, von Wind und Wetter mitgenommen, ſie iſt, wenn auch gerade nicht unſauber, doch ſehr unſcheinbar und faſt dürftig. Man würde falſch urtheilen, wollte man dieſen Mangel einer beſſeren Bekleidung dem ſchlechten Verdienſte und geringem Vermögenszuſtande zuſchreiben. Nein, dieſes Aeußere beruht theils auf Politik, theils iſt es gleichſam die von dem Stande und Gewerbe vorgeſchriebene Tracht, und die Menſchen ſind ſtolz auf dieſe intereſſante Liederlichkeit ihres Anzugs, auf dieſes wilde, vagabondirende Anſehen.

Denn tritt man an ihren Ruhetagen oder Mußeſtunden, deren es wenige giebt, plötzlich in ihre Mitte, ſo kann man ſeine Verwunderung und Beſtürzung nicht verbergen, und die Menſchen, dieſes vorausſehend, tragen daher möglichſt Sorge, eine ſolche zu vermeiden, oder, wenn irgend thunlich jeden Anlaß vorher mit großer Aengſtlichkeit zu entfernen. Es iſt kein Verbrechen, welches ſie verbergen, aber ſie fühlen, daß ſie durch Offenheit und Gleichgültigkeit gegen den Blick des Fremden und Uneingeweihten ſich ſelbſt compromittiren, daß ſie durch Darlegung ihres ganzen häuslichen Lebens ihrem Erwerbe unfehlbar Schaden zufügen würden. Wüßte man, wie ſie verdienen und leben, man würde ihnen nicht mehr ſo reichlich und gutmüthig geben, daß ſie ſo leben können. So erhalten ſie mit großem Fleiß Nacht und Dunkel, Zweifel und Mitleid um ihr inneres Treiben. Draußen ſcheinen ſie Bettler zu ſein, denen das Unglück und Mißgeſchick eines traurigen, öden Lebens an die Ferſen geheftet iſt; drinnen ſind ſie Menſchen, die gut leben, charmant eſſen und trinken, und ſich überhaupt jede Bequemlichkeit des Daſeins und der Gewohnheit gönnen.

Dieſe Menſchen der Romantik und des Mitleids, der Verſchlagenheit und Behäbigkeit, bilden eine ſtreng abgeſchloſſene Kaſte, bei der eine beſtimmte Lebensart herrſcht, über die man ſtillſchweigend übereingekommen iſt. Sie ſind aufgeräumt, ariſtokratiſch brutal und delicat bei ſich, aber ſie ſind es noch mehr in der Geſelligkeit, mit welcher ſie ſtreng zu einander halten. Sie ſind in ihrer Innung keine Vagabonden, keine Zigeuner, und haben doch in vielen Stücken ſo große Aehnlichkeit mit beiden. Es iſt aber genug der allgemeinen Ueberſicht, ich muß meine Leſer jetzt in die ſpecielle Scene führen.

Das Tagewerk iſt vollbracht. Die Drehorgler ſpielen noch an den ihrer Wohnung zunächſt gelegenen Straßen-Ecken, ſo lange es ihnen gefällt und gewöhnlich gratis, denn ſie glauben dadurch ihrer Nachbarſchaft ſich beliebt und angenehm zu machen. Die Leierei, dieſe Overtüren aus „Titus“ und der „Stummen“, das Beſte, was Kaſten und Walzen enthalten, nimmt kein Ende. Dann folgen Lieder eines Baſſiſten, in deſſen Kehle die meiſten Töne bereits wie Unſchlittlichter roheſter Maſſe ausgelöſcht zu ſein ſcheinen, und dieſe Muſik dehnt ſich oft nach Laune des Virtuoſen bis gegen Mitternacht hin.

Die Uebrigen ſind längſt heimgekehrt. Wir ſehen ſie eintreten.

Ein Mädchen, das ganz anſtändig gehalten und bezahlt wird, kommt einem Hauptpaar mit Dienſteifer entgegen. Sie nimmt dem Herrn die Harfe und der Madame die Flöte und Lieder ab, denn die Herrſchaft wechſelt auf dem Marſche beſtändig mit den Inſtrumenten, aus rückſichtsvoller Liebe und ehelicher Dienſtgunſt, weil eine Flöte ungemein leichter zu tragen iſt, als eine Harfe; obgleich man ſchüchtern genug iſt, oder Weltton genug hat, dieſe Zärtlichkeit vor den offenen „Concerten“ immer gefliſſentlich zu verbergen.

Das dienende Mädchen hat es ferner der Herrſchaft bequem gemacht und trägt die dampfenden Gerichte auf, während dieſe gierig und geübt damit beſchäftigt iſt, die Agiotage des Tages abzurechnen. Es iſt kleine Münze, aber ſie fällt reichlich in den Schooß. Die Taſchen ſind geleert, die Einnahme iſt gezählt und mit wollüſtiger Gleichgültigkeit ſtreicht die Madame mit offenen Fingern noch durch den anſehnlichen Haufen und läßt ihn ſpielend klingen.

Ich beſchreibe das Mahl nicht weiter, mit welchem dem Gaumen ſo durchaus gehuldigt wird, ich ſage genug, wenn es delicat und ſaftig iſt, ſo daß es auf jedem anſtändigen Bürgertiſch in ſeinen Beſtandtheilen eine ſehr ehrenwerthe Rolle ſpielen würde. Das Fleiſch duftet, die Zubereitung leckert dem Auge zu, kurz, es wird ein gewiſſer Luxus ſichtbar.

Nach dieſer Herz- und Seelenſtärkung, wobei der Wein, oder der lieber geſehene Liqueur nicht fehlen, ſtellen ſich die anderen „Spieler“ ein, um ihre Erlebniſſe gegen einander auszutauſchen.

Da kömmt ein Mann, dem man es anſieht, daß er eine gewiſſe patriarchaliſche Würde bekleidet. Er iſt ernſt und finſter, deſſen ungeachtet beobachtet man eine gewiſſe Ergebenheit gegen ihn. Das iſt der „Vater Sonntag“, der Harfenmeiſter, bei dem ſämmtliche Perſonen, ältere oder jüngere, ihre muſikaliſchen Studien gemacht haben. Vater Sonntag verſchafft den kleinen Mädchen Harfe und Drehorgel, er lehrt ſie ſingen und ſpielen, er macht ſie fertig bis zu drei, vier Liedern, daß ſie damit „zu Straße“ gehen und ihr Brodt verdienen können; er vermiethet ihnen ſelbſt, den Tag für einen beſtimmten Erſatz, der freilich hoch genug iſt, Inſtrumente, bis ſie ſo weit gekommen ſind, ſich ſelbſt welche, und wieder nur von ihm, anzuſchaffen. Vater Sonntag hat alſo ein großes Verdienſt, man ſieht, wie wichtig und umfaſſend ſein Geſchäft iſt. Vater Sonntag hat ſie alle in ſeiner Schule gehabt, er hat ſie mit dem Lehrbrief der Tüchtigkeit Alle ohne Ausnahme als „Sänger“ oder „Spieler“ in die Welt geſetzt. Vater Sonntag hat ein förmliches Conſervatoir, welches an Bedeutſamkeit in ſeiner Sphäre denen in Paris, Wien und Neapel nichts nachgiebt. Bei Vater Sonntag haben Alle ſtudirt, ſie ſind in vollem Sinne ſeine Kinder und Schüler. Man weiß jetzt, was er gilt und werth iſt, ich möchte ſagen für ganz Norddeutſchland.

Von den übrigen Perſonen, die ſich unterdeſſen zu dieſem muſikaliſchen Picknik um eine dampfende Punſchbowle von anſehnlicher Größe verſammelt haben, zieht beſonders noch ein junges Mädchen und eine Frau unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

Das junge Mädchen hat ſehr ſchweigſam ihren Platz hinter Vater Sonntag genommen, und hält ſich fortwährend außer dem Kreiſe, der ſich um den Tiſch gruppirt hat. Sie iſt noch ſehr jung, vielleicht kaum über funfzehn Jahre hinaus, aber ihre Geſtalt iſt ſchlank und wohlgebildet und verräth eine leiſe Andeutung künftiger junoniſcher Formen, was ihr das Anſehen einer Siebzehnjährigen giebt. Obgleich ihre Züge von der Luft und Sonne gebräunt ſind, ſo verbirgt ſich hinter dieſem Ueberwurf der Friſche doch eine gewiſſe Zartheit der Haut und der Bildung. Ihr dunkles Haar iſt ſchlicht geſcheitelt. Sie trägt ein grünes Kleid, das aber ſehr verblichen iſt, eine violettſeidene Schürze, die gleichfalls kaum einige Blumen und Guirlanden mehr erkennen läßt und deren beide Täſchchen bereits ſehr vergriffen ſind. Ueber die knospende Bruſt hat ſie ein bräunliches Tuch und ein ähnliches über den Kopf geknotet, gleich einer Haube. Das Mädchen iſt Harfeniſtin, wie die Uebrigen, heißt Lieschen, oder allgemeiner nach einem componirten Beinamen Harfenlieschen...

Die ſeitwärts ſitzende Frau hat auch einen curſirenden Beinamen, aber ſie gleicht dem falben Herbſt, wenn jenes Mädchen dem jungen Lenz eben entſprungen ſcheint. Das Volk hat ihr, ich weiß nicht warum und bei welcher Gelegenheit, den Namen „Bonaparte“ gegeben. Auch wir wollen ſie daran immer wieder erkennen. Dieſe Frau hat von ihrem Geſchäft, das in Mäkeleien der verſchiedenſten Art beſteht, etwas Robuſtes und Frivoles angenommen. Ihr Gang gleicht dem ſchwärfälligen eines Mannes, der viele Wege zu machen hat. Ihre Gebehrden haben etwas Rohes und Maſſives, das wenig mehr von der weiblichen Natur verräth. Ihr Blick iſt ſchlau und ſtechend. Ihre Naſe iſt gebogen und durch eine Warze entſtellt. Sie trägt einen großen Pompadur, der erſichtlich Vieles enthält und einen einſt weißen und modiſchen

Hut. Ihr ganzer Anzug iſt ordinair und von Strapazen zugerichtet, wie die ganze Figur, welche viel Aehnlichkeit mit einer garſtigen Sibylle hat.

Das Harfenliesͤchen ſitzt mir, als hätte ſie heute keinen Dreier eingeſammelt, hebt Bonaparte an, und doch wette ich, daß die jungen und die alten Herren das Lärvchen eben ſo gut wie das Liedchen bezahlt haben.

Ich bin Straßenmuſikantin, was fällt, das fällt, ſagte Harfenlieschen.

Nun, Kind, es iſt gut, wenn's fällt, und man zu fallen weiß, verſetzte Jene.

Einige lachten hell auf, Harfenlieschen warf einen fragenden Blick um ſich her und pflückte ſchweigend an der Schürze.

Laßt mir mein Harfenlieschen, hub jetzt Vater Sonntag an. Sie iſt noch am beſten eingeſchlagen von Allen. Keine ſtimmt reiner, Keine ſingt heller und Keine macht beſſere Geſchäfte. Denke, als Du mir den Knirps brachteſt, Bonaparte, und nun ſieh mir die Sängerin.

Ja, ſagte Bonaparte, hatten ſie das kleine Wicht doch nur ſo hinausgeſtellt auf die Straße. Mit Spinnweben war's bekleidet, zwar reinlich, aber dünn, und ein Zettel war ihm mit einer Stecknadel auf die Bruſt geheftet, darauf ſtand geſchrieben:

„Nimm mich mit, ich habe keine Eltern und heiße Luiſe.“ Ich kam vom Lande herein, da ſtand es dicht vor'm Thore in der Allee. Wer es dahin geſtellt, hatt' ſich nicht genannt. Wer mag's anders geweſen ſein, als ein armes Dienſtmädchen, die von ihrem alten oder jungen Herrn angeführt iſt, und doch nicht den Muth hatte, das neugeborne Weſen vor eine mitleidige Thür nur ſo wegzulegen. Sie darf's auch nicht zu den Waiſen bringen, ohne Strafen zu leiden. Sie ernährt den kleinen Wurm alſo, ſo lange ſie es vermag, und ſchickt ihn dann mit ſo einem Reiſepaß in die Welt hinaus. Das iſt eine gute Erfindung. Dirne, Deine Mutter war ſchlau und doch ein ſo albernes Ding, das noch keine Schule hat und ſich ſchlecht auf den eigenen Vortheil verſteht. Ich habe ſchon Viele klug gemacht und viel Gutes geſtiftet; aber Niemand lohnt mir's nach Verdienſt. So ein paar leichtſinnige Thaler verzehrt man und hat doch Nichts. Die Geldſchwerenöter wollen Alles haben, aber nichts zahlen.

Bonaparte, geh' ab nach Elba, ſagte der Baßſänger, verdirb uns nicht das Harfenlieschen, oder —

Du verunglückter „Saraſter“, verſetzte jene. Erzähl uns doch noch ein Mal, daß ſie Dich haben aufs Theater haben wollen, Du, mit der Kehle, die ein Loch hat, daß der Wind bei Seit' geht.

Hund! kreiſchte Bonaparte. Stühle und Tiſche geriethen in Bewegung. Gläſer wurden mit dem Pompadur umgeſtoßen und überſchwemmten den Boden. Jetzt fuhr der blinde Flötiſt in die Höhe. Daß dich der Donner! —

Ruhe! Ruhe! tobte Vater Sonntag. Wollt ihr Katzenmuſik machen, ſo geht auf die Straße und laßt euch einſperren. Bonaparte, geh', und Du, Lieschen, auch. Gute Nacht! Marſch.

Das Pickenick war aufgehoben. Jeder tappte brummend durch das Dunkel der Nacht fort. —

Die Verſammlung iſt durch das Anſehen des Vaters Sonntag nun freilich aufgehoben und auseinandergeſprengt, allein deſſen ungeachtet bin ich dem Leſer über zwei Puncte in derſelben noch Aufklärung ſchuldig: es betreffen dieſe beiden Puncte nämlich das ſchweigende Verhalten des Harfenlieschens und die Andeutungen Bonaparte's. Ich kann jedoch, um jene Beleuchtung zu bewerkſtelligen, die Erzählung ruhig fortſetzen.

Kaum war Harfenlieschen einige Schritte über die Straße gegangen und wollte eben nach ihrer Thüre einlenken, ſo fühlte ſie ſich am Kleide gezupft, und zwar von Bonaparte.

Du weißt wohl, ſagte dieſe, daß der Baßſänger immer noch ein ſcheeles Auge auf mich hat, er fängt gar zu gerne Händel an, wo er nur kann. Und aus welchem Grunde? Weil ich ihm früher einen Korb gegeben habe, weil ich mich über ſein und er ſich über mein Geſchäft aufhielt. Und iſt mein's nicht ja ſo ehrlich wie ſein's? — Und wenn ich zu Deinem Beſten rede, das kann er nun vollends gar nicht leiden. Hat er Dich nicht zu dem Handel mit den Kalendern gezwungen, Dich, als Du noch ſo ein kleines Ding von fünf, ſechs Jahren wareſt? Wie hat's mich oft gedauert, wenn Du in Regen und Kälte, in Froſt und Wind, wo ein ehrlicher Menſch keinen Hund zur Thüre hinausjagt, am Tage bei dem Thore und am Abend auf den Straßen umherhauſiren mußteſt.

Warum aber war Sie es denn grade, die mich immer wieder hinausſtieß, die mir kein Stück trocknes Brodt geben wollte und mit Schlägen drohete, ja oft mit der Hand in's Geſicht ſchlug und mit dem Fuß nachſtieß, wenn ich bei der Thüre ſtand und nicht wieder hinaus wollte?

Lieschen, Lieschen, kreiſchte Bonaparte und würde unfehlbar das alte Spiel mit den Händen und Füßen erneuert haben, wenn ſie nicht eingeſehen, daß ſie dadurch ihrem neuen Plane einen bedeutenden Schaden zufügen würde. Sie mußte diesmal alſo ihre Wuth verbeißen, um deſto eher ihren Zweck zu erreichen. Statt zu ſchelten und die „Teufelscreatur“ mit den Fäuſten zu regaliren, wie ſie ſich deſſen auf offener Straße auch ſonſt nicht verſehen haben würde, zog dieſe Katze jetzt ihre Krallen ein und ſtreichelte das ſchneeweiße Mäuschen, um es gewiß zu beſitzen. Ja, noch mehr, Bonaparte weinte, ein Kriegs- und Hülfsmittel, welches ihr immer zu Gebote ſtand und ſchon oft gute Dienſte geleiſtet hatte.

Lieschen, Lieschen, fuhr ſie alſo fort, wie Du meine Liebe und Zärtlichkeit verkennſt. Mußte ich denn Dich nicht mit glatten Worten fortzuſchaffen ſuchen? O wenn Du wüßteſt, wenn Du es gehört hätteſt, wie ein Donnerwetter über meinem Haupte ſchwebte, wenn ich Dich mit allzu viel Sanftmuth und Gleichgültigkeit behandelte. O, der Baßſänger würde mich ſelbſt mit den Kalendern hinausgeſtoßen haben, der Garſtige, der Infame, würde mir eine Rinde Brodt verweigert und ſich dafür in Fuſel über und über bekümmelt haben, wenn ich nicht das Meinige gethan! O, was mir für ſchreiendes Unrecht geſchieht! rief Bonaparte, ſchlug ſich mit Fäuſten vor die Bruſt und heulte Krokodilsthränen.

Nun, ſagte Harfenlieschen, hab' Sie ſich nur nicht ſo, es hat nun ja nichts mehr auf ſich. Es friert mich nun nicht mehr wie damals, ich hab' keinen Hunger wie damals und die Stöße und Püffe auf meinen kleinen, kaum mit einigen Lumpen bedeckten Leib ſchmerzen nicht mehr. Ich dank' es Ihr doch, daß Sie mich dem Polizei-Officianten in der Allee ſo vor der Naſe wegſtipitzt hat, um mich zu Ihrem Vortheil gebrauchen zu können. Wäre ich unter die Blauröcke gekommen, wer weiß ob ich im Trocknen ſo gut geworden wäre, wie jetzt im Naſſen. Ich kann's Ihr nun auch wohl ſagen, ich hab' doch immer wenig Gefühl gehabt, wenn Sie ſo loslegte. Ich war einmal an die Schauer und Schloſſen draußen gewöhnt, dagegen wollten Ihre Manövers wenig bedeuten. Wenn ich draußen mit den anderen unglücklichen Kindern war, den einen Fuß um den andern aus dem naſſen Schlurfen aufziehend und an das wärmende Bein haltend wie ein Storch, mich an einen Baum oder Thorpfeiler lehnend und um die Vorübergehenden wenig kümmernd und höchſtens mein „Klenner!“ von Zeit zu Zeit eintönig vor mich hinſprechend, da war ich doch im Paradieſe. Wir wetteiferten mit einander, wer's am längſten ſo aushalten könnte. Oft kam dann ein wilder Seemann zu uns heran, bog ſeinen Arm über uns, ſein Geſicht an uns und ſprach einige Worte, die wir nicht verſtanden; er ſpottete unſer gewiß, ſeine Worte klangen nicht wie Mitleid und Barmherzigkeit, aber er gab uns doch aus ſeiner Taſche. Das freute uns, wir ſahen immer nur, ob keine Matroſen mit den ruſſigen Händen und theerigen „Buntjerundje's" kamen, nicht um zu kaufen, ſondern um zu geben. Sie glaubt gar nicht, was dieſe Leute für ein gutes Herz haben, ſie ſehen gar nicht darnach aus. Und hat Sie je einen Schilling von dieſen Matroſen-Almoſen bekommen? Nein! Jeden Schilling bekam ſogleich die ſchwarze Guſte für Feigen oder Kuchen. Wir hatten ja die Zahl unſerer Kalender. Aber am Abend nach der Sperre da wurd's anders, da duckten und kauerten wir uns vor Froſt und Regen in die Ecke einer Thürſchwelle zuſammen und ſchliefen. Die Bewohner des Hauſes traten uns oft unſanft mit den Füßen, der Herr ſtieß uns oft wie einen fremden Hund mit dem Stocke hinweg, ohne uns einen Kalender abzukaufen; aber das ärgerte und kümmerte uns nicht. Wir waren gefühllos. Hin und wieder drückte uns dann auch wohl eine Mamſell einen Schilling in das naſſe, kalte Händchen, eine andere eben ſo, aber meint Sie, daß Sie dieſe Schillinge je als gegebene bekommen hat? Satt waren wir, vielleicht überſättigt und von Müdigkeit betäubt außerdem, wir naſchten alſo nicht. Nein, Sie bekam die zwei Schillinge, d. h. wenn ſie mir zugefallen waren, dafür mußte aber ein Kalender über Bord, zuſammengeknüllt und in das Fleet hinein. Es war dieſer Kunſtgriff meine Erfindung, und ich wurde darob ſehr gelobt von den anderen Kalenderverkäuferinnen. Ich hatte verkauft, brachte am Abend zwei Schillinge mit und verſchlimmerte wenigſtens meine Lage nicht. So iſt Sie immer betrogen worden; und, abgehärtet, wie ich war, hab' ich es auf den Haus- und Sahltreppen beſſer gehabt, als reiche Kinder hinter dem Ofen in Sammet und Seide, denn ich habe geſchlafen, von Wind umſauſt und von Menſchen getreten, ich habe geträumt, daß alle Regentropfen Diamanten wären, die in meinen Schooß fielen. Wenn ich erwachte und ſie waren nicht darin, ſo ſchalt ich nur auf die Löcher in meinem Kleidchen, wohindurch ſie gefallen wären, und vertröſtete mich auf den anderen Abend, wo ja die Freude dieſer funkelnden und blitzenden Diamantenſaat wiederkehren würde.

Was Du Hexe doch für ein Glücksvogel biſt, ſagte Bonaparte. Wenn alle ſo zu träumen und ihre Träume ſo zum Ziele zu bringen wüßten, wie

Du, dann würde es bald keine arme Dirne mehr geben und Alle wollten mit Kalendern hauſiren gehen. Siehſt Du denn nicht, wie Deine Träume jetzt in Erfüllung gehen und wie Du ſie ſo ganz in Deiner Macht haſt? Nicht jeder wird dieſes Glück und eine ſolche Gelegenheit finden. Wenn Du willſt, ſo gehſt Du morgen nicht mehr mit der Harfe, kleideſt Dich in Seide, wie eine Senatorstochter, und lebſt wie Pariſh.

Ich will aber das Harfenlieschen bleiben, ſagte halb unwillig und ungeduldig die Kleine.

Nun, Kind, wie Du willſt, Du kannſt auch Beides neben einander ſein, am Tage mit der Harfe gehen und am Abend auf dem Sopha ſitzen.

Soll ich grob werden? ſagte Lieschen; hab' ich es Ihr nicht ſchon mehrmals rund herausgeſagt, daß ich Nichts von Ihren ſchlechten Projecten wiſſen will!

Sei keine Närrin, Hexe, magſt ſonſt noch lieben, wie die Vornehmen das nennen, wen Du willſt, aber Du mußt nur Beide im Zaum halten, denn das Geld findet man nicht auf der Straße oder pflückt es von den Bäumen. Was Tauſende gethan haben, das wollteſt Du nicht auch thun? — Kannſt ein ſchönes Kleid nach dem anderen haben, mir etwas geben und Dir obendrein noch ein Sümmchen erſparen. —

Sie niederträchtiges Menſch, ſagte Lieschen, will Sie mich laſſen oder nicht! Bin Harfenlieschen und bleib' es, und damit gut. Geht Sie oder nicht, ſonſt ſchlag' ich Lärm.

Nun, nun, ſagte Bonaparte, ihren Grimm verbeißend und ihre Wuth zügelnd, in der Hoffnung, alles Widerſtrebens ungeachtet, dennoch ihre Abſicht zu erreichen und das verheißene Geld zu gewinnen. — Sei ja nicht ſo hoffärtig, Du albernes Ding. Jedermann verdient gerne etwas, wenn's ihm nur geboten wird, und ich muß es mir ſauer werden laſſen. Krieg' ich etwa meine Lauferei ſo hoch bezahlt? Muß ich nicht viele Wege vergeblich machen, und kann ich etwa dafür, wenn der Eine mich zu dieſem, der Andere zu jenem Geſchäft gebrauchen will? Was geht's mich an, ich verdiene wo ich kann, und ſcheere mich den Teufel um das Uebrige. Larifari, die Zeiten ſind ſchlecht und die alten Romantiker Matthäi am letzten. Lauf' Du mit Deiner Harfe bis Du ſtürzeſt, leg' Dir einen blinden Flötiſten oder ſo einen wurmſtichigen Straßenmuſikanten, wohl gar den brutalen Baßſänger, meinen abgeſchobenen Gemahl, zu, was kümmert's mich. Zigeuner hin, Zigeuner her; es iſt doch ein Pack, was da umherzieht und an das Vagabondenleben gewöhnt iſt. Streich' mit Deinem Leierkaſten auf dem Lande herum, bleibe ſtecken auf der Straße mit Schuhen und Strümpfen, laß Dich von den Dorfhunden beißen und zerſetzen, daß die Lumpen und Lappen im Winde wehen, liege auf Stroh ſtatt in weichen Betten, — mir macht es keine Sorge. Aber höre nur noch eins, das ſag' ich Dir, weil ich Dich am Leben erhalten und zum Geſchäft verholfen habe; Du mußt, ehe Deine Kehle im Wind und Wetter ganz verdirbt, ein einzig Mal, und das am Sonnabend Abend, ein Stündchen vor der Thüre der Madame Braun in der Altſtadt ſingen, verſtehſt Du, dort an der Ecke der —Straße. Ich hab' ihr's verſprochen, ich mach' ein Geldgeſchäft mit ihr. Hör'ſt Du, ich hab's verſprochen.

Nun, ja doch, pochte Lieschen und ſtampfte mit dem Fuße, — Bonaparte hatte dieſe Antwort gar nicht erſt abgewartet, ſie war, als ſie jene Worte kurz und drohend geſprochen, ſchnell davon gerannt, nach einer Methode, die ſie noch immer bewährt geſunden.

In demſelben Augenblick, wo Bonaparte abzog, ſprang Jemand aus dem dunklen Verſteck eines Ganges hervor, der ſelbſt am Tage einen ſchauerlichen und unheimlichen Anblick gewährte und vollkommen das Ausſehen einer verödeten Cloake hatte, ſo daß man, mit den Verhältniſſen unbekannt, einem Erzähler wenig Glauben ſchenken möchte, welcher behauptete, daß Handwerker und Arbeiter durch jenen braunen, ſchmutzigen und ſelbſt bei hellem Sonnenſchein finſteren Maulwurfsgang zu ihren Wohnungen krochen.

Ha! rief Lieschen zuſammenſchaudernd, und vergaß darüber, in welcher Art ſie mit Bonaparte auseinander gerathen war.

Sei ſtille, Lieschen, ich bin es, ſagte die etwas kleine Geſtalt.

Martin, was haſt Du denn nöthig mich zu belauern und zu erſchrecken!

Ich wollte Dich weder belauern noch erſchrecken; ich wollte nur noch ein trautes Wörtchen mit Dir plaudern, hätte jetzt aber, weil mir das Vergnügen und die Luſt daran nun doch einmal genommen ſind, das alte Weib mit meinen beiden Fäuſten, ſo gut ſie es vermögen, gerne durchgeprügelt.

Hitzkopf! ſagte Lieschen, wer heißt Dich prügeln. Und warum duckteſt Du Dich denn dort in die Bucht hinein?

Nun, ſagte Martin, weil ich horchen wollte, was ihr Beide zu verhandeln hättet. Aergert's Dich, Lieschen, daß ich gehorcht habe, dann gute

Nacht. Morgen geh' ich über die Elbe, nach meiner Heimath, und ſchneide wieder Leſen. Aber Gott ſoll mich ſtrafen und ſein Blitz mich treffen, wenn ich je wieder nach Hamburg komme!

Dieſe Worte wurden mit Heftigkeit ausgeſtoßen, während der rechte Arm des Redenden mit geballter Fauſt wie zum Schwure in der Luft figurirte. Lieschen wollte ihm Mund und Arm halten, ſie vermochte es aber nicht. Sie rangen eine Minute mit einander, während man den Martin ſowohl wie das Lieschen ſchluchzen und weinen hörte. Als die Nachbaren herauskamen und die Nachtwächter herbeiliefen, war das Paar ſchon wieder auseinander und hinweggeſtoben, man wußte nicht wohin.

Der Leſer hat hier plötzlich eine neue Bekanntſchaft gemacht, oder wenigſtens eine fremde Perſon auftreten gehört: mag man ſich das Verhältniß des Paares zu einander nun auch leicht enträthſeln, ſo wird doch nöthig ſein, dieſe letzte Perſon etwas deutlicher und umſtändlicher zu ſkizziren. Wir gerathen damit um faſt ein Jahr oder auch wohl noch weiter in unſerer Geſchichte zurück und erhalten zugleich Aufſchluß darüber, warum das Harfen-Lieschen an dieſem Abend bei dem Pickenick ſo ſtill und verlaſſen im Hintergrunde ſaß. Denn der

Gegenſtand, an welchen ſie ſo ſchweigend und geiſtesabweſend dachte, war kein anderer, als die eben dageweſene Perſönlichkeit.

II.

Der tiefe Keller.

Ich muß meine Leſer daher in eine Spelunke führen, in welche wohl noch niemals das Auge eines cultivirten Menſchen gedrungen iſt, wenn ich übergehe, daß die Inveſtigatoren der Polizei darin häufig ihre Verbrecher aufſuchten und fanden. Dieſe Spelunke befindet ſich unferne jener Gegend, welche ich in den erſten Scenen aufgerollt habe. Die „Penne“, welche Eugen Sue uns in ſeinem erſten Capitel mit ſo vieler Lebenswahrheit geſchildert hat, mag mehr blutrünſtige Scheuſale zwiſchen ihren Wänden ſehen, der „tiefe Keller“ wird ihr, was den tiefen Abſchaum des Schmutzigen, auch grotesk komiſchen Vagabondenpöbels anbetrifft, Nichts nachgeben. Der „tiefe Keller“ iſt wirklich ein Conglomerat der abſtruſeſten Geheimniſſe, und man müßte ihm anhaltnde und vielſeitige Studien widmen, wollte man den ganzen Umfang ſeiner ſcurrilen

Schattenſeiten vollkommen ergründen. Hier fände ein
Höllen-Breughel reichliche Arbeit, und ich würde es
einem cyniſchen Philoſophen nicht verdenken, der
hier den Abgründen des menſchlichen Unflats und
der miſerablen Canaille nachſpüren wollte. Und
hat nicht einſt ſchon ein Maler dieſe unterirdiſchen
Räume auf Leinwand gebracht? Nur Schade, daß
as originell verworfene Leben fehlte, daß uns bloß
ie braunen gefirnißten Wände mit hohlen Augen
ammglotzend anſtarrten.

Der „tiefe Keller“ faßt Alles in ſich, was auf
n Namen „Pracher“ Anſpruch macht. Es giebt
r eigentlich keine Zuflucht für Arme, ſondern es
wie ſchon geſagt, eine Spelunke für die lieder-
e Faulheit und Trunkſucht und das darauf fol-
de Laſter der gleichgültigen Verworfenheit.

Es giebt für dieſen welthiſtoriſchen tiefen Keller
ch zwei Perioden, wonach er in zwei weſentlich
hiedenen Charakteren erſcheint. Die Cholera
hus iſt für ſeine Geſchichte und Exiſtenz das,
die erſte franzöſiſche Revolution für die Welt
In der erſten Periode iſt über den „tiefen
r“ ein Chaos von Dunkelheit und Unkenntniß
eitet. Man hörte nur zuweilen von dieſen
erhaften Räumen wie von unheimlichen In-
onsgerichten oder dem Schlangenverließ des

Regner Labrog reden. In der zweiten Periode hat er eine nähere Beaufſichtigung, auch wohl von Zeit zu Zeit eine aufgedrungene Säuberung erfahren, ſo daß die alte Decke eines grauſigen Höllen-Breughel größtentheils davon abgeſtreift iſt. Aber auch noch jetzt miſcht ſich Altes und Neues in den Erzählungen durcheinander, die das menſchliche Elend und abgeſchmackte Unglück ſo humoriſtiſch ſchildern, daß man eher lachen muß, als daß Einem die Haare ſich zu Berge richten.

In keinem erſten Hotel herrſcht gewiß eine ſolche Vielſeitigkeit des Rangirens, wie in dem „tiefen Keller“. Man muß es den Herbergierern zum „tiefen Keller“ nachſagen, daß ſie wenigſtens ſehr erfindungsreich waren, um ihren Gäſten die Wahl, nach Verhältniß ihres Vermögens zu laſſen. Auf wie vielerlei Weiſe kann man ſich hier nicht allein für die Nacht und die Bequemlichkeit des Schlafens einrichten! Man ſollte nicht glauben, daß eine ſolche Mannigfaltigkeit des Schlafgenuſſes ſtattfinden kann, ohne daß dabei doch je im Geringſten von einem Bette die Rede iſt. Nein die Süßigkeiten des Schlummerns erſtrecken ſich hier von dem nackten und naßkalten Rothſteinboden, über Tiſche und Bänke bis zu den verſchiedenen mehr oder weniger gebrauchten Qualitäten des Strohes; aber die Induſtrie ging noch weiter, ſie erfand Ruhemittel, die den erſten Grad zum Luxus ausmachen und große Aehnlichkeit mit den Hängematten der Matroſen oder den fliegenden Bergèren der Afrikaner haben, die eine Decke zwiſchen zwei Bäumen aufſpannen, um ſich ſo vor dem Angriff der Raubthiere zu ſchützen. Auch im Syſtem des „tiefen Kellers“ mag ein ähnliches Princip zum Grunde liegen.

Der erſte Grad zum Schlaf-Luxus beſteht hier nämlich in einem Strick, der hinter einer Bank an zwei Nägeln quer durch den Raum, doch ziemlich ſchlaff ausgeſpannt wird. In dieſes Bett oder dieſe Hängematte kann nun ein ganzes Dutzend müder Gäſte hinein, dergeſtalt, daß ſie ſich auf die Bank ſetzen und mit dem Oberkörper überhängen. Das Schlafgeld überſteigt hier nicht den Preis von einem halben Schilling, aber koſtſpieliger mag die Uebung ſein, welche dazu erfordert wird. Doch wir ſchlüpfen ſchnell über dieſe Oekonomie hinweg und wenden uns zu den handelnden Perſonen.

Das Publicum iſt ein gemiſchtes, oder richtiger zu reden, das gemiſchteſte von der Welt. Die Unſauberkeit macht ſich hier breit und wird um ſo phantaſtiſcher, je weniger der dünne Lichtſtumpf die Contoure deutlich unterſcheiden läßt. Dort in der Ecke iſt ein Savoyard, den Kopf auf ſein Käſtchen mit einem Meerſchweinchen geſtützt, ſo eben eingeſchlafen. Ein ſchmutziges Tuch mit trocknem Brod für ihn und ſein Thier iſt auf ſeinem Schooß aus einander gefallen. Daneben ſitzt ein Weib, deren rothem Geſicht man es anſieht, daß ſie dem Schnapps fleißig zugeſprochen, während ſie ſich vergeblich bemüht, den rechten Arm aus einer Art von Binde zu befreien, durch welchen Betrug ſie am Tage, neben einer Promenade auf der Erde ſitzend, das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen ſucht. Weiter hin am Ende des Tiſches ſind ein langhaariger Ungar, welcher am Tage mit Ratzen- und Mäuſefallen herumgeht, und ein italieniſcher Leyerkäſtner mit einander in lebhaften Wortwechſel gerathen. Die Mehrzahl der Gäſte aber bilden Vagabonden, Säufer und Faullenzer aller Art, welche aus ihren abſcheulichen Schubſäcken jetzt die Knochen und Abfälle hervorholen und benagen, die ſie am Tage bei den Gaſſen aufgeſucht haben.

Ziemlich abgeſondert für ſich, die Arme trotzig auf den Tiſch und den Kopf auf jene geſtützt, ſitzt ein Knabe in blauer Blouſe und von noch nicht ſechszehn Jahren. Er hat ſeine mit grauen Kamaſchen bedeckten Beine über einander gekreuzt und die Mütze ſchief über Locken und Stirne geſchoben. Er hat ſich auch, vielleicht zum erſten Male, in

Branntwein etwas übernommen, denn ſein Auge iſt ſtarr, faſt in Thränen ſchwimmend, auf einen ſchwarzen Fleck an der ruſſigen, hie und da von grünem Schimmel überzogenen Wand gerichtet. Jetzt ſchlägt er mit der einen Hand auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzen und ſchüttelt dazu mit dem Kopfe. Der Knabe, voll innerer Aufregung, iſt Martin, derſelbe, welchen wir mit Lieschen zuſammentreffen ſahen, und ſein Geſchäft ein Schnitzbeſen- und Fliegenwedelhandel, mit welcher Waare er weit aus Thüringen oder Weſtphalen herkam. Er hat eine gebräunte Geſichtsfarbe, aber ſein graublaues Auge iſt eher gutmüthig als frech.

Camerad, ſagte ein junger Kerl von brutaler Rohheit in ſeinem Aeußern, ſollſt Du mauſern und wollen die Flöhe nicht mehr mit deinem Beſen kehren? Laß ſie laufen und mach' lange Finger, es kommt auf Eins hinaus. Nur laß Dich nicht „ganſen" von den Stöcken, hörſt Du!

Der Blouſenmann gab keine Antwort. Sein Geſicht heiterte ſich wieder auf und er wiſchte ſich eine Thräne, es war die letzte, von der gerötheten Wange. Sein Geiſt war in großer Thätigkeit, die Phantaſie machte allerlei verwegene Sprünge, blieb am Ende bei einem Abſchnitte ſeines Lebens ſtehen und ließ ihn die ganze unſaubere Umgebung vergeſſen.

Wir ſchließen uns alſo den Phantaſieſprüngen des jungen Burſchen an und gelangen ſchnell und jäh in lichtere Geſilde hinüber. Die poetiſche Freiheit geſtattet auch einem, der kein Arioſt oder Pindar iſt, mit Rapidität neu einzuſetzen, wenn die Einheit des Sinnes nicht allein nicht verletzt, ſondern die Erzählung durch den Contraſt vielmehr belebt und gehoben wird.

Selbſt die niedrige Sorte der Kunſt derjenigen Spieler und Sänger, von welchen wir reden, und die, wenn auch an Geſchicklichkeit, es doch gewiß nicht an Stolz und Eingenommenheit fehlen laſſen, hat neben einer materiellen eine poetiſche Seite, die in der Art, wie der traumwandelnde Eichendorff ſein „Aus dem Leben eines Taugenichts“ geſchrieben hat, vielſeitig und romantiſch genug ausgebeutet werden könnte. Ich muß hier jedoch auf ein ſolches Anſtreben verzichten und mich mit einigen flüchtigen Skizzen bei dem Leſer abzufinden ſuchen. Zudem ſind es immer nur Umriſſe aus Hamburg und nicht aus Paris, der Weltſtadt. Man fühlt den Unterſchied der Lebensweiſe hier und dort nicht beſſer als beim Schreiben. Doch weg mit der Apoſtrophe.

Schon das Kind wird an den Umgang mit Harfe und Drehorgel gewöhnt, zuerſt dadurch, daß es nebenher läuft, nur ſieht und hört; dann, indem es mit dem blechernen Tellerchen oder einem Notenblatt einſammelt, und ſo Lebensart lernt. Das Ohr gewinnt die Melodien, und die kleine Kehle verſucht gelegentlich, einen oder mehrere Töne mit einzuſtimmen, bis neben der Theorie die Praxis fertig, die ſingende Harfeniſtin ſelbſtſtändig daſteht und nun wieder eine Novize zugelegt erhält.

Nicht anders war das Harfenlieschen nach ihrem künſtleriſchen Theile unter die Menſchen gebracht. Sie mußte ihre Harfe tragen; aber obgleich dies keine Pedalharfe war, ſo wurde die Laſt den zarten Gliedern, dem ſchwachen Arme und der kleinen Hüfte doch immer ſchwer genug. Lieschen mußte vor die Thore hinaus, ſie hatte dort oft weite Wege zu machen, und ſeufzte. Sie empfand ihren nunmehrigen Beruf noch mehr als eine Bürde, denn als ein bequemes Nichtsthun. Lieschen mußte oft Halt machen, ſich an einen Baum lehnen, auf einen Raſen oder Stein ſetzen, und ſah, während ſie raſtete und Kräfte ſammelte, theils mitleids- theils vorwurfsvoll auf ihre kleine Begleiterin. —

Es war im Monat Mai, alſo um die Zeit der Veilchen und Nachtigallen. Die Landhäuſer bevölkerten ſich wieder und liebende Paare verſteckten ſich ſchon im Grün der Gebüſche. Es war aber nicht bloß ein Maitag, wo auch der Landmann zuerſt ſeine Heerden wieder in das friſche Gras des Jahres treibt, ſondern es war Sonntag. Man weiß, was das ſagen will, ſo ein erſter heiterer Frühlingsſonntag. Die Wirthe ſehen, daß auch für ſie wieder das gute Jahr kommt, denn ihre Gärten füllen ſich über die Maaßen. Man trinkt hier ſeinen Caffee, die Kinder rennen umher, die Alten lauſchen behaglich dem Schlage der Nachtigallen, aber bald werden dieſe verſcheucht von Harfengeklimper und abgeſchmackten Liedern. Jeder will nach ſeiner Weiſe profitiren und die Gelegenheit benutzen. Die Harfeniſtinnen kommen wie Zugvögel und ſtören ſehr unzeitig im ſtillen Behagen. Jedoch man mag ihnen nicht zürnen, man unterwirft ſich voll Reſignation der Ohrenfolter, bis man einem halben Dutzend voll unendlicher Geduld zugehört hat und nun mit philiſtröſer Gutmüthigkeit erſt halb verſchämt, dann nach und nach etwas lauter und dreiſter ſich und dem mit dem Blechtellerchen mahnenden Kinde geſteht: „Es ſind hier ſchon ſo viele geweſen!“—„Ach wir wollen nichts mehr hören!“ —„Man kann auch nicht einen Augenblick in Ruhe ſitzen!“— „Frau, ſagt der Mann, gieb' ihr etwas und laß ſie laufen. So, marſch! nun kömmſt Du aber nicht wieder. Ich will rauchen und meine Frau will ſtricken!“ Die Harfen-Aſſiſtentin geht, aber bald kommt eine andere. Es klimpert in allen Gängen, man kann ſeine Worte nicht mehr hören, man ſchweigt endlich, wird ärgerlich und ſelbſt verſtimmt gegen einander, während es doch nur die Harfen ſind, welche verſtimmt ſind und verſtimmen, bis man endlich ſich wieder zuflüſtert: „Wollen wir gehen?“ Die kleinen Mädchen trinken den übrig gebliebenen Rahm aus, der Knabe ſteckt den Zucker in die Taſche, die Frau hebt die Kanne auf und ſpricht voll Leidweſen: „Ach der ſchöne Caffee, ich will wenigſtens noch eine Taſſe!“ und — es geht weiter, an der Alſter hinauf nach Harvſtehude; man freut ſich über die Kühe, welche dort bis an den Leib im Waſſer ſtehen, über die Villen, welche über und über mit Epheu und andern Schlingpflanzen bewachſen ſind und äußerſt reizend da liegen. Man räth die ganze Reihe hinauf, wem dies oder wem das gehören mag. „Wenn ich einmal reich werde wie Jeniſch, ſagt der Knabe, dann kauf ich mir dies Haus; nein ich das“, verſetzt das Mädchen. Die Alten lachen dazu, das iſt die Unterhaltung.

An einem ſolchen Sonntagmorgen zog auch Lieschen mit ihrer Harfe nach Eimsbüttel hinaus. In Eimsbüttel giebt es regelmäßig eine gute Erndte. Jene kann von dort nach der hohen Luft gehen und immer verdienen. Aber von Eimsbüttel bis nach der hohen Luſt iſt ein ziemlicher Feldweg, es wird heiß und die Harfe wird läſtig. Das öftere Niederſetzen hilft wenig mehr. Nur der Gewinn hebt noch die Kräfte.

Setzen Sie ſich hier erſt ein wenig, Mamſellchen, dann wollen wir zuſammen weiter machen, rief Einer. Es war Martin, der von einer Grotte von Moos und Birkenrinde am Eingange eines Gartens Beſitz genommen hatte. Seine Schnitzbeſen lagen vor ihm auf dem Tiſche; er hatte zwar keine Hoffnung zu verkaufen, aber doch zu gewinnen. Er hatte die Methode probat gefunden, ſo lange ſeine Waare anzubieten, bis man ihm vor Ungeduld etwas gab, um ihn nur wieder los zu werden.

Kommen Sie zu mir, wiederholte er, das Luſthaus iſt eben ſo gut für uns als für Andere, die da oben haben Raum genug im Garten und hernach will ich Ihnen die Harfe tragen helfen.

Lieschen ließ ſich nicht lange nöthigen, der dreiſte Burſch gefiel ihr.

Es nahm ſich ſehr gut aus, wie das Paar in der Mooshütte ſo da ſaß und plauderte. In dieſem Stande herrſcht keine ungeſchickte Prüderie, man thut, als kennte man ſich ſeit Jahren, denn eigene Luſt und eigenes Leid, die ganze ungenirte Lebensart erkennt man ſogleich in dem Andern wieder.

Ein gleiches Loos iſt über Alle geworfen und Jeder hat gleichviel Nieten und gleichviel Treffer gezogen. Iſt dieſe Lebensanſtalt nicht ſehr annehmlich? Man erblickt ſich in dem Fremdeſten und freut ſich doppelt, daß ein friſcher, ſorgloſer Muth aus den Augen lacht. Dieſe Vögel ſäen nicht, aber ſie erndten, und Gott ernährt Alle, er erhält ſie wie die Blumen auf dem Felde.

Lieschen rückte ihrem neuen Bekannten ganz nahe, ſie lüftete ihr ſeidenes, unmodiſches Tuch, um es wieder feſter über die knoſpende Bruſt zu ſtecken. Martin ſtützte den einen Arm auf den Tiſch, auf welchem ſeine weißen Beſen lagen, und neckte oder kitzelte ſie mit einem derſelben im Geſicht oder auf den Händen. Lieschen läßt es geſchehen, ſie wird nicht ungehalten, oder meint, ſie müſſe ſagen: Laß das — weil es unanſtändig oder läſtig, ſich von einem jungen Menſchen, den ſie noch nie zuvor geſehen hat, necken zu laſſen.

Das Kind, die Begleiterin Lieschen's, lehnt ihr blondes Lockenköpfchen an die Harfe, welche gegen den Tiſch geſtellt iſt, ſtreicht über die Saiten, daß hin und wieder leiſe ein Ton erklingt, und lächelt über die Neckerei.

Wo gehſt Du hin? frägt Lieschen, indem ſie den Staub von der Schürze ſchlägt und den einen

Fuß über das Knie legt, um den Schuh auszuziehen und den eingedrungenen Sand hinauszuſchütten.

Wenn Du es nicht weißt — ſagt Martin — ich weiß es nicht.

O, wie ſehr unterſcheidet dieſes unmittelbare Du die niederen und höheren Stände. Wie lange währt es hier oft, bis ein junger Mann und ein junges Mädchen, die ſich im Innern herzlich gut ſind, ſo weit gelangen! Ziert man ſich nicht oft Jahre lang, ehe man es wagt, das mächtige Wörtchen Du auszuſprechen. Man ängſtigt, man foltert ſich, Keiner will zuerſt den Antrag machen, ob man künftig nicht lieber „Du" ſagen will. Er bittet, Sie bittet, Keiner von Beiden will zuerſt anfangen, welche Coketterie! Aber es iſt ein tiefes und heiliges Wörtchen, das Du, ſein Klang hebt Centnerlaſten und nähert unendliche Klüfte wie durch einen Zauberſchlag, es regt die tiefſten Gefühle der Natur an. Das „Du" iſt der feinſte Hauch des Herzens und der Liebe. Freies, beſeligendes Du, welches den Stolz des Tyrolers ausmacht, er redet mit dem „Du" Gott und ſeinen Kaiſer an. Nur verbildete Eltern laſſen ſich von ihrem Kinde mit Sie anreden. Das heißt das Recht der Unſchuld und der Natur verletzen.

Wir können zuſammengehen, ſagte Martin, wir thun uns gegenſeitig keinen Schaden. Ich werde Deine Harfe tragen und wenn Du vor einem Hauſe ſingſt, mich ſo lange, auch wohl noch etwas länger hinter einem Buſch oder Geſtälle verkriechen. Ich folge Dir immer von ferne, gehe, als zählt ich die Mücken in der Luft und ärgern die Vorübergehenden mit meinen Beſen. Es macht mir Spaß, wenn das Volk ſich ſo um einen Schilling quält und halb verſchämt, halb brummend und ſchimpfend, ſchnell vorüber rennt, um mir zu entwiſchen. Aber ich bin wie eine Fliege, ich komme ihnen immer wieder in's Geſicht, wenn ſie mich auch tauſend Mal wegjagen. Beſen! Beſen! und niemals Ruhe. „Wir können ſie nicht gebrauchen." — O, ich bin beredt, ich weiſe ihnen hundert Fälle nach. — Wie heißt Du? —

Lieschen heiß ich, ſagte die Gefragte, Du kannſt mich aber auch Harfenlieschen nennen, ſo nennen ſie mich jetzt Alle und ich hör' es gerne. Ich meine, ich wäre dann recht 'was. Wenn ich wirklich und überhaupt getauft bin, ſo werd' ich eigentlich wohl Luiſe heißen. Aber Lieschen, und nun gar Harfenlieschen klingt beſſer.

— So eine Dirne wie Du biſt, müßteſt Du eigentlich Wetterlieschen oder Blitzlieschen heißen. —

— Warum nicht gar „Lieſchen."

Pfui, ſagte Martin, ſag' das nicht noch mal oder ich trag Deine Harfe nicht. — Nun, Harfenlieschen, keine Feindſchaft. Wenn's nur ſchon Früchte auf den Bäumen gäbe, ſo wollte ich Dir mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß einige herunterſtibitzen. —

— Und wollteſt Dich um meinetwegen von dem Gärtner durchprügeln laſſen.

— Für Dich gerne, denn Du gefällſt mir. Uebrigens iſt mir das nichts Neues, das heißt, daß ſo ein Herrnhund mich beißen oder durchprügeln wollte, aber können, das iſt ein Anderes. Donner, was ich flink bin, nur die Hunde, die vierbeinigen meine ich, reißen mir mitunter hinten ein Stück aus der Blouſe. Ich laß es ihnen. Je mehr Narben, deſto mehr Erfahrung. Uf! gieb mir Deine Harfe, das Pack zieht ſchon heran mit Caffeetüten und Butterſtollen, ſich für vier Schilling kochendes Waſſer geben zu laſſen. Uf! Fliege, und ſtich ſie im Geſicht. Ich ſollt nur für Dich einſammeln dürfen, das Ding da ſchicken ſie fort. — Na, was habt Ihr denn da im Luſthauſe zu liegen? fragte ein vierſchrötiger Kerl. Der Beſenjunge lauert wohl, ob die Herrſchaften nicht ein Tuch oder dergleichen vor der Thüre liegen laſſen. Wir kennen die Kniffe.

Infamer Patron, ſagte Martin, ſchwang ſeine

Beſen und trat keck vor den Vierſchrötigen. Hab' ich Dir ſchon was geſtohlen?

Du vielleicht nicht, aber Deine Gelichter. — Selbſt Gelichter. Komm mir nicht zu nah oder — Soll ich mal den Hund loslaſſen, Du Lumpenbengel? Damit ging der Frager weg. Martin nahm raſch die Harfe und ſagte: Komm Lieschen, ich beſchütze Dich, ich ſchlage dem Grobian mit meinen Beſen den Rücken blau, ſo blau wie meine Blouſe. —

Gebirge ſind der Stolz und Schmuck der Erde. Wäre alles auf derſelben flacher, gleicher, ebener Boden, man würde umkommen vor Langeweile. Berge erheben die Seele, ſie ſind ihr Altar, auf und vor dem ſie kniet, um Freiheit betend. Süddeutſchland hat Berge, Norddeutſchland aber nicht. Das Ende von Norddeutſchland hat jedoch einen kleinen, aber auch nur einen kleinen Erſatz: Das ſind die Hecken, die bauſchigen Nußhecken der ſogenannten Koppelwirthſchaft. Wie ein friſches grünes Netz, aus Chenille gewebt, ſind ſie über den üppigen, ergiebigen Boden gebreitet, um das Gemüth des Wanderers zu fangen und zu feſſeln. Trauliche Hallen dieſer Hecken, wonnige Buſchgänge einer ſüßen Feld-Einſamkeit, wie oft bin ich durch euch gewandert, nur den Himmel über mir und die Sonne, zu beiden Seiten, aber Tauſende von ſingenden und piepſenden Vögeln! Ihr Hecken ſeid ein Reiz des deutſchen Ländchens voll Kraft und Natur, Holſteins! —

Hinter Eimsbüttel beginnt ſogleich dieſer Reiz ſich zu entfalten. Es giebt dort grüne Hecken, von Jelängerjelieber durchſchlängelt, und hochgraſige Triften. Und die weißen Gartenhäuſer, die rothen Landwirthshäuſer ſchimmern weit über Hecken und Felder hinweg, feenartig im Mondſchein des Frühlings. Dorthin gingen Lieschen und Martin oft.

Es iſt dort ein Winkel unweit eines Fußweges, welcher von zwei ſich kreuzenden Hecken gebildet wird. Ein großes weites Dorngebüſch wölbt ſich in der Ecke wie eine Laube zuſammen und läßt durch ſeinen natürlichen Wuchs in ſeinem Innern Raum genug, um ein Paar friedſamer Menſchen aufzunehmen und bei Regen und Unwetter ihm eine Zuflucht zu bieten. Eine Stelle des Ackers davor liegt brach, das Gras iſt reichlich aufgeſchoſſen, und deckt zum größeren Theile eine Art Mahlſtein, der, mit einigen rohen Zeichen, die für den Wanderer Hieroglyphen bleiben müſſen, verſehen, der verwilderten Scene ein gewiſſes zeitfernes und romantiſches Anſehen giebt.

Wenn Martin und Lieschen Eimsbüttel durchzogen und durchwandert hatten und nun nach der

Hohenluft gingen, um ſo wieder nach der Stadt zurückzukommen, dann ſchlugen ſie gewöhnlich jenen Weg ein, und kamen dem Markſtein und der natürlichen Laube vorbei.

Lange wußten ſie Nichts von ihrem Daſein. Ein Unwetter, welches ſchnell ſchwarze Gewölke mit der Elbfluth herauftrieb, und ſich in Donner und Blitz und endlich in einen praſſelnden Regen auflöſete, nöthigte ſie einſt, dort eine Zuflucht zu ſuchen.

Martin eilte mit der Harfe voraus, und barg das immer doch theure Inſtrument, ſich keck und dreiſt durch die ſtechenden Dornzweige einen Weg bahnend. Lieschen ſchlug ihre Schürze über den Kopf und eilte ihm nach durch die junge Saat, welche ihre Kniee umſpielte.

Als ſie geborgen waren, bemerkten ſie erſt, wie angenehm der Aufenthalt war, und ihnen auch künftig noch oft werden könnte. Sie kauerten ſich beide dicht zuſammen. Lieschen nahm ihr Röckchen über den Kopf. Martin ſchlug ſeine Blouſe über die Harfe, welche und das Kind ſie Beide wieder mit ihren Körpern bedeckten. Sie ſaßen oder huckten ſelbſt wie die Kinder ſtill und ſchüchtern, und hörten furchtſam, wie die Donner rollten und die großen Regentropfen auf das dichte Laubdach fielen, welches deren nur wenige hindurch ließ. Erſt als der Regen draußen vorüber war, fing es hier an zu träufeln. Das Paar trat wieder hinaus und freute ſich über den glücklichen Augenblick, ſie wußten ſelbſt nicht warum. Sie ſchienen in dem Momente nicht die kleinen Vagabonden zu ſein. Die Natur hatte plötzlich ihr ganzes Weſen verändert. Alles angelernte Rohe war abgeſtreift. Eine verſunkene unklare Welt lag hinter ihnen. Martin und Lieschen waren Andere geworden, ſie fühlten es dunkel und wußten doch nicht warum. Die Natur ſelbſt ſchien das alte Geſetz vom Sinai in ihre von dem Schmutz des Pöbels noch nicht ganz verdorbenen Herzen neu eingeſchrieben zu haben.

Weißt Du was, ſagte Martin, das Ding hier iſt nicht übel. Wenn wir hier wieder vorbei kommen ſo können wir gut darin ausruhen. Während Du auf der Hohenluft oder noch in Eimsbüttel ſingſt, werde ich hier Gras abrupfen, es trocknen laſſen und daraus ein Lager bereiten, beſſer und ſauberer, wie ſie je eins im tiefen Keller gehabt. Lieschen Du ſollſt hier ruhen, wie auf ſo weichen Daunen, als die Gänſe von ganz Thüringen, und die geben wohl ſchöne und weiße Federn, ſie nicht haben. Was ſchwatz' ich aber von Federn und Daunen? Weiß ich denn, wie's thut, darauf zu liegen? Ja die Reichen haben's gut! Die —

Na, komm nur, ſagte Lieschen, wie Du mir ſcheinſt! Aber wie Du geſagt, ſo wollen wir's machen. Am Ende läuft's auf Eins hinaus, wohin Du mit Deinem Beſen und ich mit meiner Harfe gehe. Und warum ſoll ich mehr verdienen, als ich gebrauche. Putzen, ſchöne Kleider tragen, das fehlte mir noch, um mich deſto mehr von den Herren begaffen und in die Backen kneifen zu laſſen. Man kann des Abends ſo nicht ſtehen auf den Straßen und ruhig ſein Brod verdienen. Ich freu' mich immer, wenn die Jungens und Meinesgleichen einen dichten Kreis wie eine Mauer um mich bilden, daß die anderen alten Kerle nicht heran können. Die am Fenſter mögen lächeln oder winken, ein Stück Geld in Papier herunterwerfen, ich nehm' dieſes, was geht mich jenes an! —

Alle dieſe Scenen kehrten dem jungen Menſchen in der Blouſe ins Gedächtniß zurück, während er, den Kopf geſtützt und die ruſſige Wand anſtarrend, im tiefen Keller da ſaß. Ein roher Lärm, pöbelhafte Schimpfreden und gemeine Flüche ſchreckten ihn aus ſeinen Träumen, die den craſſeſten Gegenſatz zu der gegenwärtigen Umgebung bildeten.

Er ſah, wie zwei Kerle, die dem Fuſel ſchon allzufleißig zugeſprochen, ſich um einen Gegenſtand ſtritten, den ſie hin und her zerrten und ſich wechſelſeitig entreißen wollten, ohne doch noch ſo viel Macht übrig zu haben, ſich wirklich in Beſitz zu ſetzen. Es war ein Taſchenbuch, welches der Eine dieſer ſchmutzigen Geſellen, wie er lallend behauptete, gefunden haben wollte, während der Andere im gleichen heiſeren Tone wiederholte, daß er es geſtohlen habe. Die Wirthin, eine Frau mit derben Fäuſten, ſchlug auf den Tiſch und gebot Ruhe. Die anderen „Jungens“ ſeien ſchon zu Bette, was nach ihrer Weiſe ſo viel ſagen wollte, als ſie hingen über dem Strick oder ſeien vor Trunkenheit und Verdumpfung, die Arme weit hinausgeſtreckt, auf die Erde geſunken. „Donnerwetter! Schwerenoth! Wollt ihr Friede halten, ihr Lümmel, oder ich laſſe euch einige Tage Waſſer ſaufen.“

Schenke Sie ihnen noch vier Schnäpſe ein, ſagte Martin, die ſind ihnen beſſer wie das Buch. Her damit! — Die gute Frau gab ihm Recht und ſchenkte ein. Bald ward es eine cymmeriſche Nacht im tiefen Keller. Nur ein Stöhnen und Grunzen, wie von Säuen, die ſich geſättigt, ſcholl durch den unheimlichen Raum.

Martin holte am anderen Morgen das an ſich gebrachte Portefeuille aus ſeiner Blouſentaſche hervor und legte ein Stück Papier hinein, ohne den übrigen Inhalt erſt weiter zu unterſuchen. Ich bin überzeugt, daß mancher meiner Leſer ſchon auf die Vermuthung gekommen iſt, dieſer junge Menſch aus einer ſehr niederen Sphäre, habe irgend eine ſchlaue Abſicht gehabt, aus welcher er das Portefeuille und das, was möglichen Falles darin enthalten, an ſich zu bringen ſuchte. Ein Romanſchriftſteller würde dieſe Gelegenheit auch wahrſcheinlich benutzen, um ſeinen Helden eine Verſuchung beſtehen oder irgend eine wichtige Entdeckung, die zu großen Aufſchlüſſen führte, machen zu laſſen. Was konnte nicht Alles in dieſem Portefeuille enthalten ſein? Welch' ein neuer friſcher Nerv könnte dadurch nicht in die Geſchichte kommen! Woher konnte jener betagte Taugenichts es nicht entwandt haben? Der Erzähler hat Phantaſie genug, um ſich tauſend Fälle als möglich zu denken und die Nutzbarkeit für einen Romanbedarf einzuſehen. Allein er beſitzt auch Offenherzigkeit genug, ſeinen Leſern zu geſtehen, daß er von dieſer günſtigen Gelegenheit keinen, oder wenigſtens einen ſehr beſcheidenen Gebrauch macht. Man würde ihm bei einer ſo verwickelten, in Hamburg ſpielenden Geſchichte am Ende auch wenig Glauben ſchenken.

Was war aber das für ein Papier, welches Martin in das Portefeuille hineinthat? Freilich darüber bin ich meinen Leſern Aufſchluß ſchuldig, denn es wird ſich im Verfolg der Geſchichte zeigen, daß dieſer Gegenſtand und Umſtand ſehr wichtig ſind. Sie ſollen uns den Knoten unſerer Geſchichte löſen, helfen die darum nicht verwickelter wird und iſt, als das Leben mit ſeinen Thorheiten, Schwachheiten und kleinen Verbrechen ſie ſelbſt gemacht hat.

Das Stückchen Papier war kein anderes als das, mit welchem auf der Bruſt das Kind Lieschen einſt in der Vorſtadt St. Georg, in der Allee, von Bonaparte gefunden oder richtiger aufgehoben, und weggenommen werden war. Lieschen entdeckte es in ſpäteren Jahren bei ihrer angeblichen Pflegemutter, die es, man weiß nicht aus welchen Gründen, unter manchen anderen Raritäten aufgehoben hatte.

Als nun Martin und Lieschen ſich einſt ihre kleinen Abentheuer und Lebensſchickſale erzählten, da zeigte Lieschen auch jenen Streifen Papier vor, den ſie, ſorgfältig eingewickelt, regelmäßig unter ihrer kleinen Chemiſette auf der Bruſt zu tragen pflegte. Martin bat darum und erhielt ihn, man möchte ſagen, als ein Unterpfand der Zärtlichkeit, wenn es nicht zu viel iſt, irgend einen Grad ſolcher Empfindſamkeit bei dem Burſchen anzunehmen. Genug, Martin bat um das ſchon zerknitterte Papier mit den von einer ungeübten Hand ausgeführten Schriftzügen, und erhielt es. Er trug es, ſehr ſorgfältig damit umgehend, bisher in ſeiner Taſche; aber das Portefeuille ſchien ihm plötzlich ein beſſeres und ſicheres Behältniß, er dachte gerade jetzt von Neuem daran und wie er es ewig mit ſich tragen wolle, da er Lieschen für ſich verloren ſah und nun recht bald wieder in die Welt hinauszuziehen wollte, ohne je wieder nach dieſem Ort einer traurigen Erinnerung zurück zu kehren. Dieſes Gefühl, wenn auch in roher Faſſung, drang jetzt durch in Martin, der, wenn auch in Schlacken, in dem Abſchaum des Elends umhergeworfen und mit peſtilenzialiſchen Stoffen überſchüttet, doch in dem Wuſt einer unheimlichen Lebensart mit dem natürlichen Keime ſeines Herzens noch nicht erdrückt und total vergiftet iſt. Martin erweiſet ſich unter den faulen Sitten ſeines Standes als ebenbürtig, er ſpricht in dem Jargon der Verworfenheit, aber er kann ſich zu Zeiten, wie wir es geſehen haben, auch einer unbewußten, reinen Regung nicht erwehren.

Martin hat das Portefeuille mit der ihm theuren Reliquie unter ſeiner Blouſe geborgen, nein, er hat es daran feſtgenäht, wie er es oft mit ſeiner kleinen Baarſchaft gemacht hat und Andere hat machen ſehen. So ſah er einſt im tiefen Keller einen greiſen Müllergeſellen, der den größten Theil ſeines Lebens als zerlumpter Bettler umhergezogen war, und ſich bei dieſer Gelegenheit eine ſchöne Reihe blanker Goldſtücke zuſammengehäuft, richtiger bei größter Sparſamkeit zuſammengebettelt hatte in Dreilingen und Sechslingen neben den Viaticis ſeiner arbeitenden Collegen, und die er nun, in Lumpen eingenäht, auf bloßem Leibe bis an ſein Grab trug. Martin hätte jetzt ſchwerlich getauſcht mit dieſem Bettler. —

Der Morgen im tiefen Keller gewährt ein ſchauderhaftes Bild. Die Geſtalten erheben ſich wie aus den Gräbern, mit Erde, Aſche und Moder überſchüttert. Hogarth ſelbſt entbehrt ſolcher ekelhaft craſſen Scenen. Männer und Weiber, Alte und Junge, drängen und wälzen ſich durcheinander hervor, mit hohlen triefenden Augen, aufgedunſenen Geſichtern, zerriſſenen, zerlumpten Gewändern, an denen keine Grundfarbe mehr zu erkennen iſt, die während der Nacht in allerlei Falten und Formen zerdrückt und verſchoben, und mit Stroh überdeckt ſind, ſo daß die Tragenden, in einer Jammergeſtalt ſich reckend und krümmend daſtehen, eine oft burleske Figur ſpielen.

Die Wirthin ſammelt jetzt die Schlafgelder nach den verſchiedenen Preiſen von einem halben bis zu zwei Schillingen ein. Sie pflegt ſonſt des Abends auf Abonnement zu dringen, allein die Habgier, recht viel Schnäpſe zu verkaufen, bis zur Sättigung der „Jungens“ — hält ſie oft davon ab, und ſie muß es dann am Morgen darauf ankommen laſſen, ob der Gaſt ſo viel im Vermögen hat, daß er eher trunken wurde, als bis ſeine Schillinge, Sechslinge und Dreilinge ausgingen. Sie läßt aber auch auf die „blaſſe Kreide“ zehren, denn ſie weiß, daß es für dieſe Gäſte nur ein Hôtel giebt und daß ſie immer wieder zurückkehren.

„Nun, Du, ſagt ſie zu dem Einen und ſtreicht ihm das haftende Stroh von den Schultern, Du nimmſt mir ja das halbe Bett mit; ſchüttele Dich hübſch wie ein Pudel, das heißt ſich kämmen und waſchen, und mache, daß Du „zur Straße“ kömmſt. Aber verdiene mir gut, hörſt Du, ſonſt gebe ich Dir heute Abend kein Quartier!“ Marſch, gebietet ſie, und ſchiebt den Kerl in einzelnen Stößen und Abſätzen bis zur Treppe hin, die er nun langſam, wie ein Faulthier, erklimmt. An's Freie gekommen, wittert er lange umher, wie ein Hund, dreht mit dem größten Phlegma den Kopf rechts und links, und geht endlich, den zerdrückten und durchlöcherten Hut übers Geſicht geſchoben, beide Hände in den Taſchen, brummend und ſtolpernd die Straße hinunter, Unluſt und Faulheit in jeder Geberde.

Martin hat ſich gewaſchen und geſäubert, er gebraucht ſeine Schnitzbeſen als Bürſte. „Geb' Sie mir all' meine Beſen aus der Kiſte, ſagt er zur Wirthin, ich will Morgen davon.“ „Das leid' ich nicht,“ ſagt die Wirthin, und ſtreicht ihm die Wange mit ihrer dicken Fauſt. „Geh' Sie doch mit Ihrer Tatze, verſetzt Martin, Sie macht's ja wie ein Pudel.“ „Na, kleiner Schelm, nur nicht ſo kurz. Du trinkſt doch wenig, ſo geh'.“

Das thut Martin denn auch jetzt, aber er geht noch nicht nach Altona, um mit einem Milch-Ewer über die Elbe zu ſetzen, ſondern zieht gedankenvoll durch die Stadt ohne auch nur einmal einen Beſen empor zu halten, und zu fragen: „Schöne Beſen? Kaufen Sie!“

III.

Der Kartenleger.

In einer Nebengaſſe der Vorſtadt St. Pauli befand ſich ein niedrig eingehendes Häuschen von nur einem Stockwerk, welches einen Tag wie den andern, vom Morgen bis an den Abend, ja oft bis in die Nacht hinein, Beſucher aller Art empfing. Durch eine Stakette mit einem Gärtchen dahinter war es vor jedem Geräuſch ſo ziemlich geſichert. Schon dieſem äußeren Anſehen und der Lage nach ſchien der Bewohner die Ruhe und Abſonderung zu lieben.

Oft ſah man die Menſchen, welche nachher in die Thüre jenes Häuschens mit einer beſonderen Eile und unheimlichen Schüchternheit hineinſchlüpften, ſich auf der Straße nach Etwas umſehen. So viel war gewiß, daß ſie mit ihren hin und her geworfenen Blicken einen Gegenſtand ſuchten, ohne doch den Muth und die Entſchloſſenheit zu haben, einen Vorübergehenden anzureden und zu befragen. Die Meiſten, welche ſich auf ſolche Weiſe hieher verloren, waren Frauen der mittleren und niederen Stände. Doch fehlten auch Dienſtmädchen und ſelbſt robuſte Männer nicht, denen man es anſah, daß die friſche Landluft ihre Wangen geröthet. Endlich hatten ſie, nachdem ſie lange mit ſpähenden Blicken hin und her gegangen waren, den erſehnten Gegenſtand entdeckt. Und welches war dieſer? Kein anderer als ein Schuhmacherſchild. Man wird hierüber vielleicht einiges Befremden äußern. Allein dieſes Schuhmacherſchild ſpielt eine bedeutende Rolle in der Geſchichte des Volkslebens von St. Pauli. Es wird daher ſogar nöthig, daſſelbe etwas näher zu beſchreiben. Vielleicht iſt noch kein Schuhmacherſchild einer ſo beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt, mit ſo vielſeitigem Verlangen aufgeſucht und betrachtet worden.

Schon beim erſten Blick mußte das Eigenthümliche dieſes Schuhmacherſchildes auffallen, wenigſtens haben viele Leute, die es geſehen, bei der Befragung ſich der einen oder anderen bedeutſamen Bemerkung nicht enthalten können. Erſtlich war es ungewöhnlich klein, Derjenige, welchem es nützen ſollte, ſchien es damit gerade nicht darauf abgeſehen zu haben, ſich jedem Vorübergehenden leicht bemerklich zu machen. Es war, als ſollte es ein Zeichen ſein und doch keins. Dann war nicht etwa ein großer Stiefel mit einem ſenkrechten Schuh daneben und einem kaum leſerlichen Namen darunter, Alles mit einfacher ſchwarzer Farbe auf hellblauem Grunde gemalt, ſondern gleich dem Wappen eines alten gräflichen oder fürſtlichen Geſchlechts, zeigten ſich horizontal über einander drei Schuhe darauf, von rother, gelber und ſchwarzer Farbe. Das war der Inhalt des kleinen Schildes an dem geheimnißvoll ſtillen Hauſe, in welches die Menſchen oft eben ſo haſtig und ſchüchtern hineinſchlüpften, als ſie langſam und ſinnend wieder daraus hervorkamen. An der Thür befand ſich keine Klingel, jene drehte ſich leiſe in ihren Angeln, was eben das Geheimnißvolle erhöhte, je mehr dort der Menſchen aus und ein gingen, ohne daß man gewahren konnte, daß ſie auf der ſchmalen Diele von Jemandem empfangen oder abgefertigt wurden.

War man auf der Diele, ſo ſah man links ein Zimmer, in welchem Getränke gereicht wurden und wo eben eine zahlreiche Verſammlung bei einander war, ohne jedoch viel zu ſprechen als von höchſt gleichgültigen Dingen. Nur ſaß dort etwa ein Bauer, der unaufhörlich wiederholte, daß ihm allnächtlich Holz von dem Hofe geſtohlen würde, und daß er doch wohl wiſſen möchte, wer der Dieb ſei; und eine Frau hatte ihren Platz in der Ecke genommen und erzählte mit der größten Zungenfertigkeit, jedoch nur halblaut, zwei anderen, die mit der geſpannteſten Begierde zuhörten, daß ſie ſich wenigſtens ſchon zehn Mal habe „wahrſagen" laſſen, und daß es noch immer eingetroffen.

Unter ſämmtlichen Perſonen gab es manche charakteriſtiſche Geſtalten, die ich dem Leſer leicht in bekannten Umriſſen vorführen könnte, wenn dies nicht zu weit von Ziele abführte. Eine Frau iſt indeſſen unabläſſig beſchäftigt, Getränke zu verabreichen und die Ankommenden mit einem kaum hörbaren „Guten Tag" zum Sitzen zu bringen. Jetzt kommt aus einem ziemlich verſteckten Zimmer im

Hintergrunde der Diele eine Frau mit ſtarren Augen und verlegener Geberde. Ihre Bruſt iſt beklommen, wie bei Einem, dem etwas Wunderbares und Ueberraſchendes paſſirt iſt. Sie öffnet kaum die andere Thüre, ſpricht mit zitternder Stimme hinein: „Wenn's gefällig iſt?“ — und verſchwindet. So folgt eine Perſon der anderen; Alle harren und hoffen auf Vorlaſſung auf das geheimnißvolle: „Wenn's gefällig iſt.“ Aber wie Viele auch abgehen, das vordere Zimmer füllt ſich immer von Neuem, es fährt ſogar eine noble Equipage bei dieſem Häuschen vor, ohne daß jedoch Jemand ausſteigt, bis endlich, während es ſchon dunkel geworden, eine Frau mit den Worten wieder hereinkommt: „Er kann nicht mehr. Er wird jetzt im Wagen abgeholt. Sie möchten doch ſo gut ſein, und morgen ſo früh wie möglich wiederkommen.“

Dieſe wenigen Worte veranlaſſen eine allgemeine Beſtürzung, bei Einigen auch wohl Unwillen. „Man hat ſo lange gewartet, der Mann daheim weiß nicht, wo ſeine Frau geblieben, ſie habe geſagt, ſie käme gleich wieder, und jetzt ſei nichts zum Abendeſſen in Bereitſchaft, es werde was Schönes geben.“ Dieſe und ähnliche Worte hört man durcheinander, auch wohl Etwas von „acht Schillingen,“ daß man doch nicht einmal für „acht

Schillinge wahrgeſagt bekommen könne, und daß Er doch wahrhaftig viel Geld verdiene.“ Alles drängt ſich verſtimmt und aufgeregt zur Thüre hinaus. Dann tritt ein kleiner hagerer Mann von gelblicher Geſichtsfarbe, mit kleinen blitzenden Augen und dünnen ſchwarzen Haaren, die an der Schläfe ſich in Locken kräuſeln und ein Paar ſilberne Ohrringe faſt bedecken, aus dem hinteren Zimmer, hüllt ſich in eine Art dunkelfarbigen Mantel, ſpringt in den Wagen und fährt davon. „Haſt du auch die Blätter?“ ruft ihm eine Frauenſtimme nach. Er antwortet ziemlich heiſer und leiſe: „Ja!“ ohne jedoch gehört zu werden.

Wir verfolgen den Wagen, in welchem der kleine hagere Mann ſitzt von dem eben beſchriebenen Anſehen, welches an den uralten Typus der Zigeuner erinnert. Der Wagen fährt nach einer Hauptſtraße in dem ſchönſten Stadttheile Hamburgs. Er hält vor einem Hauſe mit breiter ſteinerner Treppe ſtill. Ein Mädchen, ſchlank und gewandt, öffnet den Kutſchenſchlag und ſpricht: „Sie kommen gerade ſpät genug; der Herr iſt eben erſt ausgegangen. Gehen Sie nur oben hinauf, Madame iſt alleine. Ich komme morgen zu Ihnen, hören Sie, Sie müſſen mir helfen — flüſtert ſie leiſe — ich bin ſonſt unglücklich.“

Wie das Mädchen ſchon geſagt hatte, befand die Frau, zu welcher der Kartenleger jetzt geführt wurde, ſich einſam auf ihrem Zimmer, welches ſonſt der Sammelplatz der ganzen Familie zu ſein pflegt. In ihren Mienen lag eigentlich nicht Langeweile oder Aerger über die Abweſenheit ihres Gemahls und quälender Argwohn darüber, wo er ſein möchte, ſondern eine heimliche Unruhe und Sehnſucht, welche einen tieferen Grund zu haben ſchienen, als man bloß den ſinnlichen Bedürfniſſen nach ſchließen möchte.

Die Frau war in den Jahren, wo das Weib überhaupt bei angemeſſen blühender Conſtitution, zum letzten Male anfängt, Verlangen einzuflößen. Ihre Züge waren nicht fein aber doch angenehm, ihr Gang, ihre Geberden waren von der Art, die man bei Sängerinnen Routine oder Naturalismus zu nennen pflegt. Es war nicht der Takt der Geſellſchaft, die Harmonie des Körpers und der Sprache, ſondern eine gewiſſe Schwankung und Zerfloſſenheit, die ſich hier geltend machte. Es lag in dem ganzen Weſen der Frau mehr Paſſives als Actives, Wohlſtand und Gemächlichkeit erſetzten ihr Alles, was ſie kannte und nicht kannte. Es liegt auch ein großer Troſt, eine bedeutende Behaglichkeit darin, angeſehen zu wohnen, in Seiden=

ſtoffen einherzugehen und überhaupt durch einen raſchen Wechſel aus ſeinem angeerbten Kreiſe geriſſen zu ſein und darüber nun in den vielen müſſigen Stunden ſeine ſelbſtbeſpiegelnden Betrachtungen anzuſtellen.

Wenn dieſe Frau ſich fortwährend wenig Sorge um ihren Gatten machte, ihn in ſeiner Lebensweiſe gewähren ließ, ſo muß man ihr deshalb nicht Mangel an ehelicher Zärtlichkeit und Jalouſie vorwerfen. Beide waren freilich nicht in dem Sinne vorhanden, wie die Poeten und Pſychologen ſie ſich träumen und denken; es war aber auch nicht Gleichgültigkeit oder Berechnung, ſondern wenn man will eine gewiſſe Einfalt, welche ſich vorſtellte, es müſſe nun einmal ſo ſein, es ſei dies nun einmal die Form und Weiſe der Ehe unter den höhern Ständen.

Theils aus Gewohnheit, theils aus dunkler Forſchungsluſt hatte dieſe Frau mit der ehelichen Geduld und dem unruhigen Verlangen ein Spiel Karten hervorgeſucht und ſich damit die Zeit vertrieben. Allein? Nun freilich, warum ſollte ſie denn leſen und was? Sie hatte für die kühnen Ideen, für die kecken und zerriſſenen Erzählungen aus der neueſten Romanenwelt keinen Sinn, ſie war bei einem Leihbibliothekar abonnirt auf deutſche und franzöſiſche Bücher, aber — ſie ließ nie wechſeln. Fragte der Burſche aus der Bibliothek des Hrn. Benjamin gelegentlich bei Abforderung des Quartalgeldes, ob Madame im Catalog etwa nicht fände, was ſie ſuche, wenn nicht, ſo dürfe ſie es nur aufgeben, und es ſolle angeſchafft werden; dann wurde dieſe Frage einfach verneint, Madame habe ſchon gefunden, was ſie ſuche, beſonders unter den franzöſiſchen Romanen von der Madame, die Hoſen trüge und auf die Jagd gehe, allein ſie habe eine große Stickerei für den Herrn zum Geburtstag vor und könne deshalb jetzt unmöglich ans Leſen denken.

Auch Clavierſpielen hatte dieſe Frau in ihren Flitterwochen gelernt. Der Wiener Flügel, welcher zu dieſem muſikaliſchen Cultus damals angeſchafft worden war, ſtand noch dort, aber er wurde von ihr ſchon in fünfzehn Jahren nicht angerührt, weil es im Hausſtande ſo viel zu thun gäbe und man bei Allem, was einer gebildeten Frau jetzt obliege, unmöglich ans Clavierſpielen denken könne. Der Lehrer, welcher zum Unterricht der jungen Frau in der Muſik herbeigerufen wurde, erklärte nach zwei Monaten unſäglicher Qual und Geduld, daß die Finger ſchon zu ſteif ſeien, und nicht mehr zu einem reinen Anſchlag, noch viel weniger zu einem erträglichen Fingerſatz gebracht werden könnten, denn Madame nähme immer den kleinen Finger, wo ſie den Daumen aufſetzen ſolle, und ſpreize dann dieſen mit der ganzen Hand krampfhaft in die Höhe.

Die Karten, alſo dieſe Neuntödter der Langeweile, dieſe Vermittler einer telegraphirenden Geſellſchaft, waren hervorgeholt, nicht um zu ſpielen, ſondern um etwas zu erfahren. Die Frau hatte dazu verſchiedene Methoden, wovon die eine, das Zählen, „ſechs, ſieben — Bube, Dame, König, As“ — ihren meiſten Beifall hatte. Gingen zuletzt alle Karten aus, ſo traf das Gefragte oder Gedachte ein, wo nicht, ſo traf es nicht ein. Dieſes Orakel befriedigte ſie ungemein, obgleich, wenn es „nicht auskam,“ ſie die Karten dennoch oft ärgerlich über den Haufen warf, und ſchalt auf die „alten dummen Karten.“ — Weniger gut als auf dieſes Zählen verſtand ſie ſich auf das eigentliche Kartenlegen. Sie legte zwar vier Reihen, aber ſie wußte nur von wenigen Karten die tiefere Bedeutung. Ihre Kenntniß ging nicht weit über den „hellen und dunklen Weg,“ über den „Todten,“ die „Kinderkarte,“ das „Geld“ und den „Fehlſchlag“ hinaus.

Die Karten waren jetzt wieder gemiſcht, und, ich glaube zum ſiebten Male, auseinandergelegt, wurden aber plötzlich zuſammengerafft und mit einem

Tuche bedeckt, als ſich die Fußtritte des Meiſters in der Kartenprophetie vernehmen ließen.

Der Kartenleger trat ein, mit den ruhigen Mienen und geheimnißvollen Geberden, die ſein Geſchäft ihm einmal zur andern Natur gemacht hatte.

Ach, lieber Seewald, gut, daß Sie da ſind. Der Wagen hat Sie doch geholt? — Wir ſind allein, Niemand ſtört uns. Mein Mann iſt, wie gewöhnlich, ausgegangen. Sie müſſen mir nun aber recht viel ſagen, hören Sie, recht viel!

Ich werde Ihnen Alles ſagen, was ich in den Blättern finde, verſetzt der Kartenleger. —

Das Mädchen iſt unterdeſſen mit zur Thüre hereingeſchlüpft, und macht ein neugieriges Geſicht, als wolle ſie im Zimmer bleiben und horchen, was ihrer Madame geſagt werde.

Nein, Marie, das geht nicht, verſetzt dieſe. So lange Herr Seewald mir 'was erzählt, kannſt Du nicht hier ſein. Aber hörſt Du, nachher kann er Dir und der Dorthe auch 'was ſagen, wenn ſo viel Zeit übrig bleibt, ich werde ſchon dafür bezahlen. Aber erſt muß ich recht viel wiſſen, und wenn es auch drei Stunden währt. Du weißt, ich bin gar nicht neugierig, aber —

Der Kartenleger nickt dem Mädchen mit dem Kopfe zu und blinzelt mit den Augen, daß ſie ſich entfernen möge. — Marie geht.

Wo wollen Sie ſitzen, lieber Herr Seewald, auf dem Sopha? —

Ich bitte, ſagt der Kartenleger, nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich an den Tiſch, dem Sopha gerade gegenüber, auf welchem die Frau ſich wieder mit einer ungemein lebhaften Bewegung niederläßt, indem ſie vor Eifer die Hände reibt, dann die Arme ineinander ſchlingt und ſich ſo mit dieſen voll Erwartung auf den Tiſch lehnt.

Der Kartenleger holt ſeine „Blätter“ hervor, miſcht ſie und legt eine gewiſſe Anzahl davon auf.

Ach, Herr Seewald, ſagt die Frau, was haben Sie für drollige Karten. Die ſind ja ganz anders wie die gewöhnlichen. Kein einziges Herz oder Treff oder Pique, lauter Bilder, ſogar Galgen und Rad, und Häuſer, und — das iſt doch zu arg. Daraus können Sie wohl etwas ſehen, das glaub’ ich. Woher Sie nur die Blätter haben. Es wird mir ſchon ganz unheimlich.

Der Mann mit den bunten Karten lächelt, hält plötzlich inne und blickt die Frau halb ernſt, halb ſtaunend an, als wäre er durch eine leichte Erſcheinung überraſcht. Aber dieſe Erſcheinung hat er aller Wahrſcheinlichkeit nach wirklich, ſie tritt ihm ſchon aus den hingelegten Karten entgegen, während er noch eine Menge in der Hand hält.

Sie haben als Mädchen ein Verbrechen begangen, ſpricht er mit leiſen und bedächtlichen Worten, und dies Verbrechen gereut Sie. Sie haben keine Kinder, aber Sie haben doch eins, es lebt, Sie wiſſen aber nicht, wo es iſt und möchten dies nun gerne von mir erfahren.

Die Frau läßt ihre Arme in den Schooß ſinken. Eine flüchtige Röthe zeigt ſich auf ihren Wangen, der Athem ſtockt eine Secunde, doch zwingt ſie ſich, keine Bewegung zu verrathen, und ſpricht daher raſch: Nur weiter.

Als kleines Mädchen von neun Jahren fielen Sie einſt in ein fließendes Waſſer, hätten Sie den jungen Mann geheirathet, der Sie wieder herausholte, ſo wären Sie ſehr glücklich geweſen.

Ach ja, ſagte die Frau, ich erinnere mich noch daran, ich ſpielte auf einem Steg in der Bille, wollte mein Puppenzeug waſchen und fiel hinein. Wie Sie das wiſſen können. Na, und dann?

Sie haben auch jetzt noch einen guten Freund, der — ich weiß nicht, es liegt hier Galgen und Rad bei ihm, — ich weiß nicht, welches ſein Geſchäft iſt.

Nein, nein, gehen Sie, ſagte die Frau, das iſt unartig von Ihnen; als wenn ich mit einem Scharfrichter Umgang hätte. Am Ende ſagen Sie gar, ich hätte einmal ein Kind umgebracht oder irgend wie auf die Seite geſchafft. Nein, Seewald, das mag wohl bei Ihnen vor dem Thore paſſiren, daß ſchlechte Mädchen die Kinder nur ſo in Gräben und an Zäunen hinlegen, aber ich — Nein, Seewald, ich habe doch kein Verbrechen begangen. Sehen Sie, als ich meinen Mann kennen lernte, als er mir im Jungfernſtieg nachging, mir Stunden lang aufpaßte, mich endlich ſelbſt in den Dienſt nahm und heirathete, da konnte ich ihm nicht ſagen, daß ich ſchon ein Kind habe. Ich hatte es für zwanzig Thaler jährlich bei einer armen Frau hingethan, ich hätte es dort laſſen können, aber ich befürchtete, daß mein Mann es erfahren möchte, — ich ging mit dem Kinde aus und ließ es unter freiem Himmel ſtehen. Jetzt muß es ein großes Mädchen ſein, wo iſt es?

Das kann ich aus den Blättern gerade nicht ſehen, verſetzte der Kartenleger, und begann wieder, einige jener Blätter auf den Tiſch zu legen.

Ihre Tochter, fuhr er dann fort, muß ſich kümmerlich ernähren, den ganzen Tag zwiſchen Himmel und Erde umherziehen, dabei etwas Schweres tragen und ſchwebt immer in Gefahr. Gerade in dieſem Augenblick iſt ſie in großer Gefahr, viel zu verlieren.

Aber, mein Gott, Sie ſagten, ſie wäre arm, ſie bettele, ſie ginge mit ſo einem Korbe — o, es iſt ſchrecklich! das arme Mädchen. — Die Frau weinte bittere Thränen.

Das ſagte ich nicht, verſetzte der Kartenleger. Ich ſage nur, daß ſie nächſtens von Räubern wird angefallen werden und daß ſie in dieſem Augenblick in großer Gefahr — ja da liegt eine Karte, es iſt, als wenn's ihr Vater wäre, aber der iſt weiter weg, wenn auch hier in der Stadt, als eine andere Perſon, die Ihnen in dem Augenblick näher liegt und die ſchon ihre Gedanken hier her hat. Der gute Freund hier — Galgen und Rad wollen gar nicht von ihm weg — Sie müſſen ſich das zuſammendenken, aber unter ihm liegt auch ein großes Haus mit Ketten und Staubbeſen, und in dieſem Hauſe wird nächſtens etwas geſchehen, ich ſage, Ihre Tochter wird von Räubern angefallen werden und über einen ſehr großen Diebſtahl, in den ſie durch einen Liebſten mit verwickelt wurde, wird die Sache an das Licht kommen.

Das Alles kann in Hamburg gar nicht angehen, ſagte die Frau. Sie irren ſich, Hr. Seewald, meine Tochter eine Bettlerin und in Verbindung mit Räubern! Nein, das klingt gar zu unwahrſcheinlich.

Es iſt mir auch, fuhr der Kartenleger ruhig fort, als wenn Ihre Tochter ſehr viel mit Muſik umginge, und — ſehen Sie, da liegt wieder ein Bild mit einem General und vielen, vielen Soldaten, von denen ſie beſchützt wird, die Karte liegt aber umgekehrt und es liegt ein Weibsbild dabei, die Ihrer Tochter gerne was anhaben möchte, obgleich ſie ihre nahe Verwandte iſt.

Das verſtehe ich nicht recht, ſagte die Frau, was hat meine Tochter denn mit den Räubern und der Muſik und dem großen General zu thun?

Nun, das wird ſich finden, ſagte der Kartenleger. Es kann ja ſein, daß Ihre Tochter eine große Sängerin im Theater geworden iſt und einen General heirathet, aber mit den Räubern — das iſt auch wahr. Ich kann noch mehrere Blätter hinzulegen und es wird nicht anders.

Ach ſo, ſagte die Frau jetzt, und ſchöpfte tief Athem, jetzt verſtehe ich, meine Tochter ſingt in Opern, in welchen Räuber vorkommen, das laß ich mir gefallen.

Sie hat auch viel mit einem jungen Menſchen zu ſchaffen gehabt und ſehnt ſich jetzt wieder nach ihm. Es iſt mir, als wenn ſie darüber ſehr betrübt wäre und in ihrer Gefahr verlangte, daß ſie ihm bei ſich hätte.

Nein, das iſt mir nicht klar, ſagte die Frau wieder —

Wie ich Ihnen ſagte, verſetzte der Kartenleger, und ſchob ſeine bunten, aber ſchon ſehr beſchmutzten Bilder zuſammen. Die Gedanken des Vaters Ihrer Tochter richten ſich in dieſem Augenblick hierher. — Damit ſtand der Kartenleger auf und entfernte ſich.

Die Frau rieb ſich die Stirne, als ſei ſie im Begriff, dem Vernommenen weiter nachzudenken. Als ſie noch ſo da ſaß, ertönte eine Drehorgel auf der Straße und die Stimme des Baßſängers ließ ſich vernehmen mit jenem rührenden Liede des General Bertrand: „So leb' denn wohl, du Land das mich geboren." Die Frau fuhr zuſammen, ſtand auf und lehnte ſich an's Fenſter, ſo daß ihre Thränen die Myrthe benetzten, welche vor ihr ſtand. Heinrich, ſagte ſie dann, wenn Du wüßteſt, wo unſer Kind wäre!

Während die Frau noch ſo daſtand, und ihre feuchten Blicke auf die matt erleuchtete Straße hinausſchweifen ließ, wo die Menſchen, kaum unterſcheidbar dem durch viele Provence-Oel-Gläſer gleichſam illuminirten Krautkrämerladen vorübereilten, und die Töne des Baßſängers mit dem Ritornell der Dreh-Orgel verklangen, wurde ſie plötzlich von einem Arme umſchlungen. Sie fuhr zuſammen, rief Ach! und drehte ſich um in einem Momente.

Daß Sie ſo ſpät doch noch kommen mögen! Mich wundert es wirklich, daß Sie dort nicht geblieben ſind, wo Sie wahrſcheinlich ſehr heiter und vergnügt waren, ſchmollte die Frau mit ihrem — Freunde.

Als wenn ich nicht längſt bei Ihnen geweſen wäre, hätten die überhäuften Geſchäfte es erlaubt. Wo bin ich lieber, als bei Ihnen? Nein, Dorthe, Du thuſt mir wahrhaftig Unrecht, fuhr der junge Freund vertraulicher fort, und umfaßte die Frau mit beiden Armen. Habe ich es Dir nicht geſagt, daß ich nichts in der Welt mehr wünſche, als daß Du mein, ganz mein werden könnteſt. Aber Du biſt hart, ſehr hart, Dorthe, Du biſt grauſam! Ich hätte mehr Neigung von Deiner Seite erwartet, als ich bis jetzt erfahren habe.

Ach, das ſind Redensarten, verſetzte Dorthe, bog ſich aus der Umarmung etwas ſeitwärts zurück, und ſah dem jungen Manne feſt in die Augen. So ſprach mein Mann auch, ehe er mich heirathete, und jetzt kann ich ſeinetwegen hier ſitzen, Tage und Abende. Was habe ich denn für Vergnügen? Immer in's Theater fahren, das mag ich nicht; in Geſellſchaft gehen und dort ſo ſteif ſitzen, wie angenagelt, ohne daß Jemand mit mir ſpricht, das mag ich auch nicht; ſpazieren gehen mit dem neuen Mantel, das iſt auch ſo, ſo; ich ärgere mich nur, wenn die Blicke ſo ſchnell wieder abſchweifen, wenn die Herren erſt rennen, ſo lange ſie hinter mir ſind, und dann plötzlich wieder ſachte gehen, ſobald ſie mir vorbei ſind. Ich verſtehe das recht gut, aber laß ſie!

Nur keine Grillen, Dorthchen, heute Abend nicht, Du mein ſüßes, liebes Weib, ſagte der Freund und gab der aufs Neue Umarmten einige lebhafte Küſſe.

Komm, verdirb mir nur nicht die Mütze und den Strich!

Der junge Ungeſtüme hörte wenig darauf; er zog die Frau mehr als er ſie trug, obgleich dies eigentlich ſeine Abſicht war, auf das Sopha.

Hopſa! wie Du doch ſchwer biſt, Dorthe.

Als wenn Du mich tragen könnteſt! Aber nur ſachte, damit wir hören können, wenn die Thüre geht. Sollte mein Mann kommen, ſo packe Dich nur ſchnell hinaus und warte draußen in der Kammer, bis er in das Schlafzimmer gegangen iſt, dann kann Marie die Glocke halten mit dem Beſen und Dich ſo hinaus laſſen.

Aber höre, Hermann, ich habe vorige Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt; Du weißt, daß ich eine Tochter habe — es war mir, als bekäme ich ſie wieder. Ach Gott, ich möchte ſo gerne wiſſen, wo ſie iſt, und — ſie wieder haben, mein Mann und die Welt mögen ſagen was ſie wollen. Ich bin ſo allein, ſo unglücklich, ich möchte — mein Kind haben. Du mußt es mir verſchaffen, Hermann, ich laſſe Dir eher keine Ruhe. Mir träumte, als würde ſie von Räubern angefallen und gemißhandelt. Ha! wart' einmal, — was fällt mir da ein! — Ja, ſo iſt es. Hermann, Du mußt dafür ſorgen, Du kannſt es möglich machen, daß ich ſie wieder bekomme. In Deiner Hand ruht mein Glück, mein Wunſch.

Und in Deiner Hand der meinige!

Ach ja, ſo laß doch nur. Verſtehſt Du alſo, Du mußt jeden Kerl, jeden Vagabonden, Jeden, der in das Detentionshaus kommt, ausforſchen, Du mußt Dich bei Allen erkundigen, alle vorkommenden Fälle unterſuchen und herumhorchen, ob nicht ein Mädchen ſo und ſo mit darin verwickelt iſt.

Es wird ſchwer halten, ſagte der junge Mann, ich bin nicht ſo geſtellt, daß ich Alles, Alle die da aufgegriffen und eingebracht werden, beobachten kann. Aber, Dorthe, ich verſpreche es Dir, ich will thun, was ich kann. Dorthe, Dorthe, ich ginge für Dich durch das Feuer, wenn Du mein Weib würdeſt!

Immer das alte Lied! Wie er zappelt, gleich einem Fiſch an der Angel! Du ſollſt ja belohnt werden, mein Freund, wenn Du hübſch fleißig biſt. Wenn Du thuſt, was ich Dir geſagt habe.

Aber daß Du feſt glaubſt, ich müßte Sie gerade ſo finden! Kann ſie denn, ja wird ſie denn nicht in's Waiſenhaus gebracht ſein, wenn Du es ſo gemacht, wie Du mir erzählt haſt. Und wenn ſie dorthin gekommen iſt, ſo müßte ſie ja in dieſem oder im vorigen Jahre daraus in einen Dienſt gebracht ſein, und dann dürfte es ſchwer halten.

Nein, nein, das glaub' ich nicht. Ich weiß gewiß, wie ich ſie wieder bekomme, meine Träume lügen nicht.

Daß Du mir das aber nicht längſt geſagt haſt, wenn Du das Kind ſo gerne wiederhaben wollteſt. Jetzt iſt auf einmal alle Furcht beſeitigt, und das Verlangen ſo groß.

Ich ſehe ja, wie mein Mann iſt, warum ſollte ich denn noch länger zurückhalten. —

Die Thürglocke klingelte. — Da iſt er! rief die Frau ſchnell, mach' daß Du weg kömmſt. — Hermann küßte ſie recht lebhaft und war hinaus. Die Frau ſtützte ihren Kopf, hielt die Hand vor die Augen und ſpielte die Schmollende oder Gleichgültige.

IV.

Die ſtille Wirthſchaft.

Es iſt leicht möglich, daß es vielen meiner Leſer gar nicht bekannt, was eine ſtille Wirthſchaft iſt oder was hier unter derſelben verſtanden wird. Die Wirthſchaften, oder richtiger und genauer die Schenkwirthſchaften, ſind überhaupt ſchon in Hamburg von einem ſehr verſchiedenen Charakter; ſie ſind öffentliche Locale, welche gemeiniglich die Inſchrift: „Caffée und Billard,„ oder „Punſch und Grog“ oder noch ein anderes, doch ähnliches Aushängeſchild haben. Die Schilder mit der erſteren Inſchrift befinden ſich gewöhnlich außen, über oder neben der Thüre, die mit der zweiten aber gewöhnlich drinnen, das heißt, ſie ſtehen am Fenſter, ſind aus Pappe gefertigt und mit Tinte in dicken Zügen geſchrieben, oder auch mit ausgeſchnittenen geölten Buchſtaben ſo eingerichtet, daß ſie am Abend mit dahintergeſetztem Licht eine Art Transparent bilden. Ein etwas geübtes Auge erkennt aus der Beſchaffenheit dieſer Schilde ſogleich den mehr oder weniger ſoliden Charakter der Wirthſchaft, welcher Charakter auch noch dadurch eine beſondere Modification erhält, daß die Bedienung theils von Marqueuren, theils von hübſcheren und häßlicheren, nobleren und ignobleren ſogenannten Schenkmamſellen ausgeht. Eine hübſche Schenkmamſell, trägt viel zum Vortheil einer Hamburger Wirthſchaft bei, ſie macht das ganze Glück derſelben wenn ſie Mode und ſo zu ſagen der Magnet des Abends wird. Das Glück der Schenkmamſell ſelbſt aber hängt davon ab, wie gut oder wie lange ſie ſich zu halten weiß. Es gab Schenkmamſellen, welche ſich eine Reihe von Jahren in Ehren und Würden hielten, und Andere, welche nach kaum einem Jahre ſchon verblüht und verloren waren.

Die Stellung einer Schenkmamſell iſt allerdings ſehr gefährlich; es giebt vielleicht ſehr Wenige, welche die nöthige Klugheit und Gewandtheit beſitzen. Man trinkt ihr von allen Seiten zu, oder ſie ſoll Allen zutrinken und gegen Jeden gleich freundlich ſein. Das iſt die Klippe. Jeder ſoll denken, ſie ſei die Seinige, ſie ſei ihm allein ergeben, und doch hat auch die Schenkmamſell ein Herz. Wählt ſie, bevorzugt ſie Einen, wendet ſie ihm ihre beſondere Gunſt zu, ſo entzweien ſich die Gäſte wie die Bienen um ihre Königin, der Schwarm fliegt auseinander und die Periode der Wirthſchaft iſt dahin, denn der Eine, welcher die Gunſt erwarb vor den übrigen Gäſten, iſt gewöhnlich der am wenigſten Vermögende und Ergiebige. Er hat Nichts, gemeiniglich weder Bart noch Geld, und beweiſet, daß Armuth und Liebe ſich gerne paaren! — Eine Schenkmamſell mag unter vier Augen gegen ihren „Menſchen“ noch ſo zärtlich ſein, läßt ſie es ſich vor der Geſellſchaft nur nicht merken, und weiß er im Stillen ſein Glück zu tragen, ſo kann der Roman lange fortgeſponnen werden. Aber, wie geſagt, dieſer Günſtling darf weder egoiſtiſch noch eiferſüchtig ſein, er darf keine Miene verziehen, wenn ſein Mädchen auch gegen Andere freundlich thut. Man ſieht wohl ſchon hieraus, zu welcher Claſſe von Geſchöpfen die Schenkmamſellen den Uebergang machen. Auch muß ich noch hervorheben, daß die Wirthſchaften und Schenkmamſellen ein großes Capitel in dem myſteriöſen Leben Hamburgs bilden; wer ſie nicht kennen gelernt hat in ihren verſchiedenen Erſcheinungen, der entbehrt ſehr viel. Hamburg vermag hierin Nachtſtücke zu liefern, die es dreiſt mit denen von Paris aufnehmen können. Eine ausführliche Geſchichte aller Hamburger Schenkwirthſchaften, ein genaues Gemälde ihres inneren Lebens und Treibens wäre ein höchſt intereſſanter Beitrag zur hieſigen Sittengeſchichte.

Wenn dieſe Wirthſchaften auch öffentliche Locäle ſind, und für Jedermann offen ſtehen, ſo bilden ſie doch eine Art Clubb oder geſchloſſene Geſellſchaft, in die ſich nicht leicht ein Fremder oder Unbekannter verirrt. Die Gäſte, mehr oder weniger „fidele Brüder“ aus den verſchiedenen Gewerken und meiſtens ächte Lebemenſchen, kommen am Abend zu einer gewiſſen Stunde, ſetzen ſich um den Tiſch und entfernen ſich auch gleichzeitig wieder. Am gewöhnlichſten hat die Wirthin, welche mit ihrem Manne, der dann gewiſſermaaßen zurückbleibt, und nur ſelten erſcheint, in natürlicher oder wilder Ehe lebt, das Regiment und eine ſolche Wirthſchaft iſt die jovialſte und lebhafteſte. Man genirt ſich weniger vor der Frau als vor dem Mann, die Sitten ſind aufgelöſeter, ſelbſt gegen die Schenkmamſell. Man muſtert alle Wirthſchaften nach der Reihe, ſpricht von den „Mamſellen,“ von den „Marianen,“ die dort floriren, obgleich die letzte Bezeichnung mit ihren mannigfaltigen Appoſitionen jetzt ſchon aus der Mode gekommen, und tiſcht überhaupt mancherlei Späße auf. Auch eine Harfeniſtin oder Guitarriſtin hat ſich eingefunden, welche unaufhörlich ihr: „In der Luft, Luft leb’ ich,“ oder „Ein Schütz bin ich“ ſingt, und gelegentlich ſammelt, ohne daß die Zechenden, welche unaufhörlich lachen und mit den Stühlen ſcharren, ſich gerade weiter um ſie bekümmern.

Das iſt etwa der Hergang in den gewöhnlichen Wirthſchaften; etwas Anderes iſt es aber mit den „geheimen Wirthſchaften" beſtellt. Sitte und Jovialität bleiben ſich in der Geſellſchaft im Ganzen genommen gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe gewöhnlich zwei, drei oder noch mehr Schenkmamſellen haben, und ihr Local nicht an der Straße ſondern auf einem „Platze," oder ſonſt abgelegen wählen. Dieſe beiden unterſcheidenden Merkmale machen ſie zunächſt anrüchig und für die Polizei vogelfrei. — Eine oder zwei Stufen höher aber als die gewöhnliche Wirthſchaft ſteht die „ſtille," welche wir jetzt dem Leſer vorführen wollen.

Das Local oder die ſtille Wirthſchaft, welche hier gemeint wird, lag in der — ſtraße. Es war ein freundliches und keineswegs unanſehnliches Haus. Die Thüre wurde am Tage wenig geöffnet, vor den Fenſtern prangten Gardinen von bunten Stoffen und mannigfaltige Gewächſe in roth angeſtrichenen Töpfen. Nach dieſem, gewiſſermaaßen behäbigen und ſtillen Anſehen konnte man ſchließen, daß in dem Hauſe Jemand wohne, der, wie man zu ſagen pflegt, von ſeinem Gelde lebe. Aber Etwas war da, was dagegen Zweifel aufkommen ließ, nämlich ein Zettel am Fenſter, wie dies hundert Mal vorkommt, mit der Anzeige: „Hier ſind Zimmer zu vermiethen und ſogleich zu beziehen.“ Dieſer Zettel war nichts weniger als neu und ſauber, ſondern von Staub und Fenſterſtrömen und dem vielen Anfaſſen beſchmutzt.

Ueber dieſe Vermiethungs-Anzeige herrſchten anfangs zwei verſchiedene Meinungen, bis die Leute oder vielmehr die Nachbarn hinter den wahren Thatbeſtand und das Verhältniß der ſehr für ſich lebenden Madame Braun kamen. Die Einen ſagten, ſie ſei eine Wittwe, die einige Zinſen zu verzehren habe und dazu durch Vermiethen der überflüſſigen Zimmer an einzelne Herren ihre Exiſtenz ſichere; die Andern aber flüſterten ſich zu, mit dem Vermiethzettel habe es eine eigene Bewandniß, und zu vermiethen auf Monate oder ein ganzes Jahr ſei gar nicht die Abſicht dieſer ſogenannten Wittwe. Es ſeien ſchon junge Herren genug hineingegangen, um ſich die zu vermiethenden Zimmer zeigen zu laſſen, aber — es würde niemals etwas daraus. Madame Braun wiſſe es immer ſo zu machen, daß die miethluſtigen Herren unverrichteter Sache wieder abziehen müßten. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß die älteren Herren regelmäßig länger beſähen oder verweilten als die jungen.

Für die Leſer müſſen wir berichten, daß Madame Braun zwei Methoden hatte, die Angelockten und

Eintretenden wieder los zu werden, wenn ſie ihren Planen, was ſie mit einem einzigen ſcharfen Blick herauszubringen wußte, nicht entſprachen. Denjenigen, welchen ſie es anſah, daß es ihnen auf den Preis gerade nicht ankommen würde, dieſen zeigte ſie ein finſteres, winkeliges Gemach, daß um nichts beſſer war, als eine gewöhnliche Rumpel- oder Bodenkammer, und bedauerte dann, daß ſie dem Erſtaunenden kein beſſeres Zimmer offeriren könne. Die minder Anſehnlichen und Wohlhabenden aber führte ſie in ein ſchön und koſtbar möblirtes Zimmer mit elegantem Sopha, großem Setzſpiegel und fürſtlichen Bettbehängen, und forderte dann eine Summe, die der ebenfalls Erſtaunte unmöglich zahlen konnte. Auf ſolche Weiſe kamen immer Miethluſtige und verſchwand demnach der oben bezeichnete Anzeigezettel niemals vom Fenſter.

Wir haben mit dieſer Bemerkung die äußere Stellung und das äußere Anſehen der Madame Braun im Allgemeinen kennen gelernt, wir wollen aber weiter gehen und zunächſt die perſönliche Bekanntſchaft dieſer Dame machen.

Madame Braun iſt nicht mehr jung, ſie verwendet vielen Fleiß auf ihre Toilette, namentlich was die Kunſt der Haare und Zähne anbetrifft, aber ſie hat Embonpoint. Ihr Auge hat noch Feuer, ungeachtet ihrer Jahre, und ihre Bewegungen verrathen, eine nicht ermattende Lebhaftigkeit. Sie zeigt bei Allem, was ſie thut oder ſpricht, eine gewiſſe Dreiſtigkeit und Zuverſicht, die bei einem geringeren Grade von Koketterie leicht in Impertinenz und Frechheit übergehen würde. Madame Braun ſtemmt ihre vollen Arme gerne in die Seite oder ſchlägt ſie unter der Bruſt über einander.

Am Tage ſteht ſie wenig von ihrem Sopha auf, der zum Ueberfluß noch unten, hinten und zur Seite mit großen Eiderdaunpolſtern belegt iſt. Ihre einzige Freude und Geſellſchaft ſind zwei zierliche, ſchneeweiße Bologneſer-Hündchen, welche unaufhörlich geſtreichelt werden, Zucker naſchen, kurz ſehr zärtlich gehalten werden. Dieſe Thierchen haben ein eigenes Kinderbett, müſſen Abends um 7 Uhr von der Magd hineingelegt werden, und wehe ihr! wenn ſie ſie unſanft anfaſſen oder gar treten ſollte, ſie müßte unmittelbar aus dem Hauſe.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir die ganze Lebensgeſchichte der Madame Braun durchnehmen. Gewiß aber bleibt es, daß ſie nichts deſtoweniger ſehr intereſſant iſt. Madame Braun kannte in ihrem zwölften Jahre bereits das Princip der Natur und wurde im funfzehnten ſchon verführt, doch nicht entführt, wenigſtens nicht aus der

Stadt, wenn auch aus einem Putzladen, in welchem ſie bei einer Franzöſin zur Modiſtin erzogen werden ſollte. Sie machte erſt die Bekanntſchaft eines jungen, dann eines alten Herrn, wurde von der Modiſtin entfernt und bequem, wenn auch nicht elegant, eingemiethet, um für ſich allein zu wohnen und gelegentlich ihrem Wohlthäter die Zeit oder noch öfterer die Grillen zu vertreiben. Dieſe Freundſchaft währteaber nicht lange und es folgten mehrere, Jahre, wo ihre Geſchichte ſo ziemlich in Dunkel gehüllt iſt, wenn auch einzelne Momente wie Sternſchnuppen dazwiſchen fallen.

Madame Braun wechſelte zuweilen ihren Namen, erwies ſich äußerſt liebreich und gütig gegen junge und hübſche, aber arme Mädchen, hob ſie aus ihrer Dürftigkeit, kleidete und bildete ſie, reiſete mit ihnen in die Bäder, nannte ſie ihre Töchter und kam von dem Cur-Ort jedesmal ſehr heiter zurück. Als Nebengeſchäft belegte ſie Gelder und berechnete gelegentlich ihre Zinſen.

Nach dieſer ziemlich farbigen Periode kam eine Sieſte voll Langerweile. Die nunmehrige Madame Braun klagte dieſe ihren alten Freunden und Bekannten, und dieſe ließen ſich willig finden, ihr die Zeit zu vertreiben. Sie ſollte ein Haus miethen, paſſend und ſtill, aber — ſie verſtand das nicht ſie bat ihren älteſten Freund, ihr dieſen kleinen Dienſt noch zu erweiſen. —

Darnach miethete ſich ſich ſelbſt eins, das welches oben beſchrieben wurde und ſtiftete einen ſtillen Clubb oder eine ſtille Wirthſchaft, in welcher oft nicht mehr wie zwei oder drei Herren die Geſellſchaft ausmachten. Es herrſchte hierbei ein höchſt loyaler und vorurtheilsfreier Sinn vor, denn ein Bäckermeiſter, ein verdorbenes Subject und ein Patricier bildeten das trauliche Trifolium. Eine dieſer Perſonen müſſen wir wenigſtens etwas näher charakteriſiren.

Meine Herren — ſagte Madame Braun eines Abends, als ſie in das gewöhnliche Verſammlungszimmer trat und den Bezeichneten mit ſich führte — hier bringe ich ihnen den dritten Mann.

Der Bäcker ſchlug ein lautes Gelächter auf, der Patricier blickte ſtill und erwartungsvoll nach der Thüre.

Ich weiß nicht, fuhr Madame Braun fort, ohne im Geringſten die Faſſung zu verlieren, was darin zum Lachen Reizendes liegen kann. Sollte man meinen, ich ſpräche von meinem dritten Mann, ſo wäre es doch immer eine Unwahrheit. Nein ich bringe Ihnen den dritten Mann; Sie werden ſich gewiß für Herrn Auguſtin intereſſiren, wie ich mich ſchon für ihn intereſſirt habe. Wahrhaftig meine Herrn, dieſer Mann iſt ein ja ſo guter Auguſtin, wie der, welcher einſt in Wien lebte, von dem das alte drollige Lied herſtammt, und der als Schalk ſo manche luſtige Affaire beſtand. Ich ſage, dieſer neue Herr Auguſtin giebt dem alten an buntem Leben und was man ſo Schickſal nennt, nichts nach. Sie werden hören, daß ich recht habe, und daß ich hier durchaus eine gute Acquiſition gemacht habe. — Herr Auguſtin wird mir künftig Geſellſchaft leiſten und mich bei dieſer Gelegenheit mit ſeinen Abenteuern unterhalten.

Der Bäcker hielt plötzlich mit ſeiner Lache inne, und betrachtete den als neuen Herrn Auguſtin Vorgeſtellten von unten bis oben, ſah dann wieder auf die Madame Braun und ſchüttelte den Kopf, als glaube er nicht recht, was er ſo eben gehört hatte. — Der Patricier drohte mit dem Zeigefinger: Madame Braun —

Ach, ſchweigen Sie nur, ſagte dieſe, man muß ſich accommodiren. Lariſari, man muß ſich gewöhnen über Vieles wegzuſehen! Hören ſie nur, auf welche Weiſe ich vor einem Vierteljahr —

Vor einem Vierteljahre! — riefen die beiden Männer verwunderungsvoll, während Herr Auguſtin eine Priſe nahm, ein nichts weniger als ſauberes Tuch hervorholte und mit den Fingern ſchnalzte.

Ja, vor einem Vierteljahre, es war im Beginn des Frühlings. Die Bäume fingen eben an in junges Laub auszuſchlagen. Es war ein ſehr heiterer Tag, nicht wahr, Herr Auguſtin? —

Allerdings, beſtätigte dieſer, machte eine flüchtige Verbeugung oder vielmehr unruhige Bewegung mit dem ganzen Oberkörper, indem er die Arme hin und her zog, als wenn ihm der Rock zu eng ſitze, was jedoch keineswegs der Fall war und nahm wieder eine Priſe.

Ich ging alſo an jenem heiteren Tage mit meinen Hündchen und dem Sonnenſchirm, denn es war wirklich ſchon ungewöhnlich heiß, auf dem Walle ſpazieren. Sie wiſſen, es iſt um dieſe Zeit ſehr angenehm auf dem Walle, beſonders vom Dammthor bis nach dem Millernthor. Da hat man den ſchönen Proſpect vom botaniſchen Garten, da ſteht unten am Waſſer die Weide und bedeckt mit ihren hangenden, verſchleiernden Zweigen ein liebendes Paar, das ſich ſelbſt vergeſſend, keinen Vorübergehenden mehr ſieht, wenn auch geſehen wird; da gleiten die Schwäne am Schilf hin, welches nun auf einmal ſo ſchnell und ſo hellgrün emporſchießt, daß man mit ſchärferen Augen, als die meinigen ſind, es wachſen muß ſehen können, da ſchillern und ſcheinen die Fenſter der Treibhäuſer in der

Sonne, da glänzet das Profil der Esplanade herüber, — kurz, ich finde hier ſchöne, ſehr ſchöne Partien und ſehr angenehme Spaziergänge. Nicht wahr, Herr Auguſtin, Sie haben das auch gefunden, ſonſt hätte ich Sie dort nicht ſo einſam und ſtill betrachtend auf einer Bank angetroffen?

Auguſtin macht wieder eine Verbeugung, reckt die Arme und nimmt eine Priſe, gerade wie das erſte Mal.

Dort alſo fanden wir uns — fuhr Madame Braun nach einer Pauſe, in welcher ſie ſeufzte, ruhiger fort. Herr Auguſtin ſaß, wie geſagt, dort bereits auf einer Bank, und ich ſetzte mich zu ihm. „Allerliebſte Thierchen, Madame!“ — ſagte er und ſtreichelte meine Hündchen. Sehen Sie, das nahm mich für ihn ein. Herr Auguſtin zeigte tiefes Gefühl und große Bildung. Es bewies mir dieſer eine Zug, daß Herr Auguſtin ſein Lebelang —

Viel mit Hunden umgegangen ſein muß, platzte der Bäcker heraus, und lachte wohlgefällig über ſeinen Einfall.

Nein, mein Werther, verſetzte Madame Braun, dem lachenden Bäcker einen feſten zürnenden Blick zuwerfend, dieſer eine Zug bewies mir, daß Herr Auguſtin ſein ganzes Leben hindurch viel mit Damen umgegangen ſein müſſe. Dergleichen Artigkeiten erwirbt man nicht auf dem Comptoir, an der Börſe, oder, wie ſoll ich ſagen, unter Seinesgleichen. Herr Auguſtin hat mir größtentheils ſchon ſeine Schickſale erzählt und ich habe meine Muthmaaßung beſtätigt gefunden. Herr Auguſtin kennt die Welt, er hat ſie kennen gelernt wie ich, er hat ſeine größten Freuden, ſein ſchönſtes Glück dem Umgang mit den Damen zu verdanken, — das eben iſt es, was mich unmittelbar für ihn eingenommen hat; er kannte einige meiner früheren Koſtgängerinnen; ach, der arme Menſch iſt aus ſeinem Glück geſtoßen, er hat Schickſale gehabt, nun, — wir wollen nicht weiter davon reden.

Herr Auguſtin, nehmen Sie Platz. Sie gehören von nun an zu uns, Sie ſind ein genialer Menſch, ich verſpreche mir noch ſehr viel von Ihnen, Sie haben Routine, Sie haben gelebt und ſollen bei uns noch wieder aufleben.

Warum Sie uns Herrn Auguſtin aber ſo lange verborgen gehalten haben? fragte der Patricier.

Das iſt ſo eine von meinen Launen, erwiderte Madame Braun. Ich bin Ihnen darüber keine Erklärung ſchuldig: die Artigkeit, der Charakter des Herrn Auguſtin verlangten es aber, daß ich ihn vorſtellte. Vielleicht hatte ich auch meine Gründe, das Verhältniß ſo lange geheim zu halten.

Auf ſolche Weiſe war der neue Herr Auguſtin eingeführt und weder der Bäcker noch gar der Patricier wagten der Madame Braun zu widerſprechen.

Es kommt aber der Abend in unſerer ſtillen Wirthſchaft, welchen wir durchaus als einen weſentlichen und bedeutungsvollen betrachten müſſen.

Am Tage vor dieſem Abende waren zwei gefüllte Körbe eingelaufen, wie dies oftmals zu geſchehen pflegte: in dem einen befanden ſich etwa ein Dutzend Flaſchen Champagner, in dem anderen Torten, Auſternpaſteten und dergleichen. Als Abſender des erſteren wurde der Patricier, als der des zweiten der Bäcker genannt; der Bringer des Champagners lieferte zugleich eine quitirte Nota ab, welche lautete: „Madame Braun beliebte“ — der Bringer des anderen Korbes machte auf ähnliche Weiſe die Empfängerin zur Beſtellerin, und erfuhr in dieſer Hinſicht auch nicht den geringſten Widerſpruch.

Hr. Auguſtin hatte ſich diesmal ſehr frühzeitig eingefunden.

Kommen Sie, mein Lieber, ſagte Mad. Braun, ſetzen Sie ſich zu mir auf's Sopha, wir wollen uns erſt ein wenig gütlich thun. Eſſen Sie von dieſen delicaten Paſteten, man muß mit den Anderen keine Umſtände machen. — Der Champagner iſt gewiß gut, mein alter Freund pflegt mir nichts

Schlechtes zu ſchicken, aber wie öffnen wir die Flaſche? Ich wette, Keiner von uns verſteht ſich darauf.

Mad. Braun nahm ein Meſſer und eine Flaſche, und ſchickte ſich an, den Stöpſel abſpringen zu laſſen. Ach nein, ſagte ſie, und machte eine Geberde des Entſetzens, ich fürchte mich doch, ich werde meine ſchönen Gardinen beſchmutzen. Sehen Sie nur meine Hündchen, wie ſchüchtern und bittend ſie mich anblicken. Na, ſeid nur ruhig, eure Herrin wird keinen dummen Streich machen.

Aber wir müſſen doch wenigſtens eine Flaſche öffnen, ſagte Hr. Auguſtin, um zu ſehen, ob man wirklich etwas Mouſſirendes geſchickt hat. Geben Sie!

Hr. Auguſtin griff mit dieſen Worten nach der Flaſche. Mad. Braun wehrte ab. Nein, nein, ſagte ſie, Sie können das unmöglich, Sie haben nicht den Griff darauf. — Beide begannen nunmehr eine Art Wettkampf, und rangen gleichſam wie die Kinder um den Beſitz der Flaſche, Mad. Braun wollte jene noch einmal feſt um den Hals faſſen, ſie griff fehl, es klingelte, und der goldene Champagner floß auf die Erde.

Ach, der ſchöne Wein, ſagte Mad. Braun. — Schade! es iſt fatal, verſetzte Hr. Auguſtin und nahm vor Ungeduld eine Priſe.

Nun, es macht eben nicht viel aus, tröſtete jene. Eine Flaſche mehr oder weniger, darauf kömmt's nicht an.

Aber wir bekommen keinen Tropfen! meinte Hr. Auguſtin. Geben Sie eine andere, ich werde verſuchen die Quelle zu beſchwören, denn wahrlich, mir fängt die Zunge ſchon an am Gaumen zu kleben. Man hat dergleichen nicht alle Tage. Geben Sie das Meſſer und halten Sie meinen Hut darüber, auf dieſe Weiſe werden wir zum Ziele gelangen.

Es ging wirklich. Der edle Saft ſchäumte und funkelte im Glaſe. Ohne viel Säumniß war die Flaſche geleert.

Ich verſichere Sie, er iſt ſehr gut, ſagte Herr Auguſtin. Ha, ha, ha! wie Sie echauffirt werden. Man muß trinken und lieben können, das gehört zum Leben.

Ach! ſeufzte Mad. Braun, und warf ſich hintenüber in die Ecke des Sophas. Eines der Hündchen fuhr erſchrocken zur Seite, das andere kreiſchte und winſelte gleich einem Kinde. Arme Thierchen; hab' ich euch weh' gethan, meine kleinen Liebhaber, hätſchelte Mad. Braun. So, ſo, ſeid nur ruhig.

Hr. Auguſtin hatte während dieſer Zeit noch einen Stöpſel abſpringen laſſen, ganz allein, und dabei wirklich einige Geſchicklichkeit bewieſen. Nur verſah er es damit, daß er in das Glas der Mad. Braun zu ſchnell das mouſſirende Getränk hineingießen wollte und darüber jenes auf den Boden fallen und zerbrechen ließ.

Ohne Sorge, mein Freund, ſagte Mad. Braun mit einem ſchmachtenden Blick, aus dem ſchon der Geiſt des Champagners glänzte, wir trinken aus einem Glaſe.

Ja wohl, Madame, das iſt beſſer, das iſt commentmäßig, lachte Hr. Auguſtin und ſchlang ſeine ſonſt regelmäßig kalte Hand um die volle Seite der Dame. Dieſe ließ es ruhig geſchehen, trank ihrem zärtlichen Freunde zu und ſtreichelte das eine verwunderungsvoll aufblickende Hündchen mit dem Fuße. — —

Es fing bereits an dunkel zu werden. Da hörte man die Thüre öffnen und Jemanden die Treppe hinaufgehen. Mad. Braun ſprang raſch vom Sopha auf, blickte in den Spiegel und rief: Da ſind unſere Gäſte! Geſchwind Auguſtin, Sie ſind am wenigſten echauffirt, gehen Sie hinauf und unterhalten Sie meinen Alten mit Ihren Geſchichten. Sie haben eine vortreffliche Gabe zu erzählen, Sie ſind ſo gelehrt, Sie können über Alles ſprechen. Schnell gehen Sie.

Hr. Auguſtin that, wie ihm geheißen worden und bald darauf erſchien auch Mad. Braun vor dem Patricier in dem oberen Verſammlungszimmer,

Der Erfahrungsvolle war im beſten Fluſſe ſeiner Rede und der Patricier hörte mit Verwunderung zu.

Ja, ſagte Jener, was habe ich nicht ſchon Alles erlebt, wo habe ich nicht ſchon überall gewohnt, in Gängen und auch auf Sählen, ich bin ein Schüler vom alten Gurliit; wenn ich daran noch denke, es war doch ein vortrefflicher Mann, ſo human als gelehrt.

Der Patricier lächelte über die Redſeligkeit des Menſchen, der bei jedem dritten Wort faſt eine Priſe nahm und mit den Fingern ſchnalzte.

Man kann Pech haben, fuhr Hr. Auguſtin achſelrenkend fort, viel Pech, aber im Werk- und Armenhauſe hat es mir doch am wenigſten gefallen. Beſſer ſchon im Detentionshauſe.

Dort ſind ſie überall geweſen? fragte der Patricier mit Erſtaunen. Wie iſt das möglich, wie kann man eine ſolche Carrière machen? Ich begreife nicht, wie ein ſo gebildeter Mann —

Ja, ſagte Herr Auguſtin, das geht ganz natürich zu. Ich bin ein ſchlechter Oeconom, ich kann mich nicht recht mit dem Philiſterleben behelfen. Ich gebrauche Geld, viel Geld, und dies Bedürfniß eben verſtimmt mich. Man wird dann ſeines Lebens überdrüſſig, und in einer ſolchen Stimmung bin ich einſt vom neuen Jungfernſtieg in die Alſter geſprungen. Ich war ſchon ganz unter dem Waſſer, die Nachtwächter hörten mich arbeiten und rauſchen und holten mich wieder heraus. Ich wurde nach dem Kurhauſe und am andern Morgen, ohne Hut, in meiner dürftigen, theils auch poſſierlichen neuen Kleidung, am hellen lichten Tage, mitten durch die belebten Straßen, nach dem Stadthauſe gebracht. Sie können glauben, es war eine böſe Affaire, und nun ſechs Wochen im Detentionshauſe unter all' dem eingelieferten Pöbel hinzubringen! Aber ich ſage Ihnen, das Leben dort iſt nicht ohne Intereſſe. Man macht allerlei Bekanntſchaften. Ein gänzlich verdorbener und ruinirter Advocat, Doctor ...., wurde im total betrunkenen Zuſtande eingebracht. Wir ſtellten uns gegenſeitig vor. Er hielt Reden, ächt demagogiſche Reden in dieſem Bagno, und dieſe Hallunken und Vagabonden, die dort aus dem Abſchaum der Plebs zuſammengefloſſen waren, horchten mit Verwunderung. Der Redner wurde während meiner Zeit von ſechs Wochen drei Mal losgelaſſen und wieder eingebracht, immer in demſelben Zuſtande. Wir ſpielten Karten, Dreikarte; ein Freund hatte mir einige Bücher gebracht; wir ſchrieben in den alten Homer unſere Stiche und Beete mit einem erbettelten Bleiſtumpf ein, wir ſprachen von Schiller, Göthe und den griechiſchen Tragikern, wir lagen auf der Pritſche, während die Canaille ſich mit allerlei Zoten und Erbärmlichkeiten unterhielt. Es war aber intereſſant. Der Eine wurde gebracht, der Andere abgeholt, ein ewiger Wechſel.

Ganz anders wie im Detentionshauſe aber iſt das Leben im Werk- und Armenhauſe, fuhr Hr. Auguſtin zu erzählen fort.

Warum kamen Sie dahinein? fragte Mad. Braun neugierig.

Warum? meine liebe Madam, weil ich mich nicht ernähren konnte. Der Teufel hole die ſogenannten Stunden und das Stundengeben. Wie viel vergebliche Lauferei iſt dabei! Und kaum hat man einige Unterrichtsſtunden erwiſcht, ſo daß man kärglich davon leben kann, gleich ſind ſie auch wieder zu Ende, d. h. werden aufgegeben. Es iſt ein wahres Bettelbrod, das ungewiſſeſte von der Welt. Kommt man etwas über die Zeit, weil der Weg zu weit und das Wetter zu ſchlecht iſt, ſo machen die Eltern ein mürriſches Geſicht, und bleibt man nachher etwas länger, ſo hat man daſſelbe Benehmen von den Schülern! Geben nichtsnützige Bediente nicht

Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen, und Schneidermamſellen in der Muſik, und das für einen Lumpenpreis? Kann dabei ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, wie ich bin, beſtehen?

Ach, Sie armer Menſch, ſagte Mad. Braun mit Zärtlichkeit. Nun bin ich allen Bedienten und Schneidermamſellen gram, wenn dieſe Sie in das Spital gebracht haben. Nun, und wie iſt es dort?

Traurig, liebe Madame, traurig, fuhr Hr. Auguſtin fort, von der Art, daß man ſich wieder hinaus ſehnt, ſobald man einen Tag drinnen war. Das iſt keine Lebensweiſe für einen gebildeten Mann, damit kann man ſich nicht behelfen. Aber es ſoll auch traurig darin ſein, ſo daß man immer wieder hinaus trachtet, und dennoch kommen auch Familienväter hinein, ruinirte Schullehrer mit ſieben Kindern, die durch die Verdorbenheit ihrer Schüler und der eben ſo geſtimmten Eltern zu Grunde gegangen ſind. Iſt man acht Tage drinnen, ſo hat man die gelblich-aſchgraue Geſichtsfarbe und Ungeziefer noch früher, ſo viel man nur haben will. Alle 6 Wochen darf man darum anhalten, ausgehen und einmal friſche Luft ſchöpfen zu dürfen. Wer dann aber zu ſpät oder gar betrunken wieder eintrifft, der darf um 6 Wochen zur Strafe gewiß nicht wieder hinaus. — Gewöhnlich kommt man ſchon ſehr ſchlecht gekleidet, abgeriſſen und zerlumpt hinein, und erhält dann ſofort die graue Uniform des Hauſes. Weil es hier keine Gêne giebt, ſo nimmt Jeder ſie auch gerne an, um ſeine Kleider doch noch als Galla- und Staatsgarderobe aufzubewahren, das heißt an einem Nagel an der Wand des großen ſchwarzen Saales aufzuhangen, um ſie beim Ausgehen erſt wieder herunter zu holen. Allein über kurz oder lang fällt auch dieſes Requiſit völlig in Lumpen auseinander und dann würde Holland in Noth ſein, ein Mal freie, friſche Luft ſchöpfen zu können, wenn hier nicht eine allgemeine Uebereinkunft getroffen wäre, die jenes Gut und deſſen Genuß ſtillſchweigend anerkennt. Wer ausgehen will und keine eigenen Kleider mehr übrig hat, miethet oder borgt ſich welche von den Anderen, oft von dem ganzen Perſonal, von dieſem eine Hoſe, von jenem einen Rock, und von jenem, oft auch von zwei Verſchiedenen die Stiefel und wenn es ſein muß, vielleicht gar von dem Oekonomen, der gewöhnlich ein mitleidiges Herz hat, den Hut, und übernimmt dagegen für jeden ſeiner Vermiether ein Geſchäft auszurichten oder einen Familiengruß zu beſtellen, auch wohl einige Gelder aufzutreiben, welche Grüße, Gelder und Verrichtungen ſammt den wieder abzuliefernden Kleidern dann am Abend mit Schmerzen und einem wahren ſich überbietenden Heißhunger erwartet und begehrt werden. — So ausſtaffirt kann man natürlich ſicher ſein, von Niemandem erkannt zu werden, ſelbſt von dem beſten Freunde und Bekannten nicht. Gewöhnlich iſt die Hoſe zu kurz und zu eng, Stiefel und Rock ſind unförmlich weit und der Hut iſt entweder zu klein oder zu groß, ſo daß er im vollen Sinne den Anzug, der außerdem noch in den poſſierlichſten und verſchiedenſten Schnitten und Farben ſpielt, zu krönen ſcheint. Man wird von Keinem erkannt, denn man iſt hager und mager geworden, hat einen ſcheuen Blick und wie ſchon geſagt, eine gelblich aſchgraue Geſichtsfarbe, und dieſes Gefühl, in dieſem Aufzuge nicht erkannt zu werden, macht traurig und verdirbt Einem auch den Spaß an dem Freiheitstag. Man ſteht außer der Welt, man fühlt ſich überall abgeſtorben, wie aus dem Grabe erſtiegen, das Geräuſch auf den volkbelebten Straßen widert Einen an und mit dieſem vereinſamten Gefühl ſucht man dann nur die alten Bekannten auf, das heißt, diejenigen, welche auch im Spittel waren und ſich wieder eine freie, wenn auch kümmerliche Exiſtenz verſchafft haben. Man drückt ſich die Hand man umarmt ſich, man iſt herzlich und warm gegen einander, denn man kennt ſein Schickſal, man kennt das Leben im Spittel und ſeine lange Nacht.

Wie nur all das Geſindel dort hineinkömmt! platzte der Bäcker heraus, der im Verlauf der Erzählung eingetreten war und den Anfang derſelben nicht gehört hatte. — Der Partricier verzog bei dieſen Worten den Mund ein wenig zum Lächeln und biß ſich dann auf die Unterlippe mit einem blitzenden Blick auf Herrn Auguſtin, während Madame Braun eines ihrer Hündchen ſtreichelte.

Auf eine ſehr natürliche Weiſe, verſetzte Herr Auguſtin. Ha ha, das höre ich ſchon, Sie kennen das nicht, Sie haben keinen Begriff von dem Elend und Unglück, auch in Hamburg. Sie meinen nicht, daß es ſelbſt hier ſolche Heruntergekommene und aus aller Carrière Gefallene geben kann, weil ſich bei Ihnen die Diele jeden Morgen mit Brod füllt, Sie ſehen weiter keine Arme und Darbende, als die alten Frauen, die am Sonnabend in ihre Lumpen gehüllt und mit einem großen braunen Korbe oder rauhen Sackbeutel unter dem Arme ihren, wie ſie das nennen, „Kringeltanz tanzen,“ denen von Ihrer Dielenjungfer ein harter, oft ſchon zerbröckelter und ſehr unanſehnlicher oder halb verbrannter Kringel verabreicht wird, und die auf dieſelbe Weiſe weiter „tanzen,“ die bei den Schlächtern Knochen und einen unappetitlichen Abfall, hier etwas Holz, dort Torf bekommen, die Alles, durcheinander, wie es fällt, in daſſelbe Gefäß legen und dennoch für dieſen und jenen Abfall wieder ihre Abnehmer finden! Nein, mein Lieber, forſchen Sie nur einmal dieſe alten Frauen aus, wie ich es gethan habe, und Sie werden noch mehr erfahren, als ich Ihnen ſagen kann. Dahin ſollte das Beſtreben der Reichen und Gebildeten gehen, dieſe Armen-Induſtrie kennen zu lernen und wo möglich eine Ausgleichung der Verhältniſſe hervorzubringen. Ich gebe zu, daß von der „Ordnung" und den Verpflegern viel gethan wird, aber die Zuſtände ſind ſo mannigfaltig, die Anſtelligkeit der Armen iſt ſo verſchieden, daß diejenigen, welche nicht Talent genug haben, um einmal auf eine ſchickliche Weiſe arm zu ſein, gewöhnlich am ſchlimmſten wegkommen. Man ſpricht von dem „tiefen Keller," aber das iſt noch nicht die niedrigſte Stufe, wo das Elend und die Armſeligkeit hauſen. Es giebt noch ein Local, welches die „gelbe Henne" heißt, oder ſonſt einen ähnlichen Namen hat, darin logirt hin und wieder jene dürftige und unſaubere Race von alten Weibern, von welchen die oben Bezeichneten einen Theil bilden. Dann ſuchen Sie auf, was ſich, am Tage vom Regen durchnäßt und vor Kälte erſtarrt, weil kaum mit Kattunfetzen bedeckt, am Abend in den Gängen, in denen die Luft wahrlich mit mephitiſchen Dünſten geſchwängert iſt, auf Böden und unter Treppen verkriecht, und ſagen Sie noch, daß Sie mit jenem harten, verbrannten und faſt ungenießbaren Kringel noch eine beſondere Wohlthat verrichten. Das ſind auch Menſchen, für die die Sonne und der thauende Himmel das Korn reifen läßt. Hamburg ſollte ſich jener Gänge und deſſen, was darin iſt, annehmen, es ſollte dort aufräumen, ſie zu lichten und aufzuheben ſuchen, dieſe Gänge ſind keine Zierde, ſie ſind ein Schandfleck für die große, reiche Handelsſtadt. Man ſpricht von den Spelunken und Schlupfwinkeln in Paris und London, iſt denn hier nicht daſſelbe? Wenn dort im Ganzen auch gerade keine Arme, ſondern Handwerker und Arbeiter wohnen, ſo ſind doch auch dieſe Bürger, die ihren Zins bezahlen und ſelbſt als Menſchen wohl eine freiere und geſundere Wohnung anſprechen können. Vergleichen Sie die weißen Paläſte am Jungfernſtieg und die — Ställe oder Hütten, wohnen nicht hier ſo gut wie dort Republikaner, Bürger einer und derſelben Stadt, denen nicht einmal Luft und Sonne gleichmäßig frei ſind? Weg mit dieſen Gängen, aber bringt die Bewohner nicht zum Thor hinaus!

Hr. Auguſtin hielt hier inne, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und nahm voll Verlangen mit einer großen Geläufigkeit eine Priſe, die er über die Expectoration erſichtlich ſchon lange entbehrt hatte.

Schade, daß Sie nicht Prediger geworden ſind, ſagte der Bäcker, Sie würden den alten Neumeiſter noch übertroffen haben.

Der Patricier räuſperte ſich und meinte, Madame Braun würde Langeweile haben, man ſolle doch von etwas Anderem reden.

Ja, verſetzte dieſe, fahren Sie nur fort vom Spittel zu erzählen, die Schilderung, die Sie uns von ſo einem Freigelaſſenen in ſeinem auserleſenen Auf- und Anzuge gemacht haben, hat mich ſehr intereſſirt. Du lieber Himmel! nicht Jeder erfährt ſo viel und bekömmt ſo Mancherlei zu ſehen, als Herr Auguſtin. Man meint immer, Leben heiße Lieben, aber hier heißt es etwas Anderes. Nun, die Geſellſchaft, die Geſellſchaft im Spittel, die verſchiedenen Charaktere, ſie müſſen ſehr intereſſant ſein! —

In dem Saale, in dem auch ich einen Theil der Bevölkerung ausmachte, fuhr Hr. Auguſtin fort (für die Leſer müſſen wir bemerken, daß hier durchaus nur noch von Zuſtänden vor dem welthiſtoriſchen Brande die Rede iſt), waren ſieben, eine böſe Zahl, daher der Saal auch der „Siebenſaal“

hieß. Es war ſo Gebrauch, daß Jeder, der hereinkam, ſobald ein Anderer ſtarb, gewöhnlich, wie es hieß, am Marasmus; oder an dem Tage, wo er hinauskam, irgend ein anderes Unterkommen ſuchte und ſich frei machte, was jedoch wieder im Hauſe beſondere Schwierigkeiten verurſachte, ſeine Lebensgeſchichte erzählte. Und wer früher ſchon erzählt hatte, der mußte oftmals wiederholen, aus purer Zeittödtung. Da gab es denn merkwürdige Lebensläufe und Schickſalswechſel, man hätte eine neue „Inſel Felſenburg" ſchreiben, oder ein Decamerone damit füllen können. Liebe, Luſt und Leid, Wolluſt und Wohlleben, Uebermuth und Decadence gingen ſchnell und bunt, wie im Schattenſpiel, vorüber. Jener war aus Gutmüthigkeit um all das Seinige gekommen, dieſer hatte flott und götterſelig gelebt, war Verſchwender geworden, und nun aus weiſer Sparſamkeit unter Aufſicht gegeben bei Rumfordſcher Waſſerſuppe. Es gehen böſe Dinge vor in der Welt, es gab mehr wie einen Grafen Mohr! Schauderhafte Geſchichten, bei deren Erzählung einem die Haare zu Berge ſteigen und die Fäuſte ſich ballen, nur daß man nicht gerne davon redet. —

Während Hr. Auguſtin noch fortfuhr, die tiefe Nachtſeite des Spittellebens in einzelnen Partien und Charakterſkizzen auseinanderzuſetzen, und eben im Begriff war, der bald lachenden, bald ſtaunenden Geſellſchaft ſeine aus der Erfahrung geſammelten Ideen über Verbeſſerung dieſes traurigen und öden Spittelweſens darzulegen, hörte man unter den Fenſtern auf der Straße eine Harfe präludiren, die noch das Eigenthümliche hatte, daß ſie reiner und harmoniſcher geſtimmt war, als es ſonſt gewöhnlich bei dieſem Lieblings-Inſtrumente Davids der Fall zu ſein pflegt.

Mad. Braun, welche auf dieſe Erſcheinung von ihrem trauten Verbündeten Bonaparte, den oder die wir dem Leſer ja im Anfang unſerer Erzählung vorgeführt haben, vorbereitet war, und die deshalb ſchon unaufmerkſamer auf die letzten Schilderungen des Herrn Auguſtin geworden war, weil ſie immer geſpannter und verlangender wurde, ob denn noch nicht bald das verabredete Zeichen, von dem Opferlamm ſelbſt mit größter Unbefangenheit gegeben, ertönen würde, ſprang jetzt plötzlich auf, eilte ans Fenſter und rief, die Hände ineinander ſchlagend. „Meine Herren, ich glaube, das iſt die kleine allerliebſte Harfeniſtin, von der in ihrer Art ganz Hamburg bezaubert iſt, die alle Blicke auf ſich zieht, die ſchon manchen jungen Menſchen mit einer gar zu empfindlichen Seele den Kopf verrückt gemacht und die dennoch ſo unſchuldig bleibt, wie ein Kind, obgleich ſie ſo kirre gemacht worden, ich denke, das iſt ein großes Wunder, Herr Auguſtin hat mir ſchon bei Gelegenheit eine Stelle aus dem Fauſt citirt, ich weiß nicht ſogleich wie ſie heißt, aber es kommt darin etwas vom — vom — Brimbrambrorium vor, was den jungen Mädchen ganz außerordentlich gut ſein ſoll — und doch ſich zu halten. Und wie hält das kleine Ding, dieſes Harfen-Lieschen, ſich. Ach, die Unſchuld; nicht wahr, wir laſſen ſie heraufkommen.“

Der Bäcker meinte, er gebe nicht viel um ſolche Klimperei, obgleich er auch ſchon eines Abends bei der Harfeniſtin geſtanden, beſonders auf dem Neuenwall und am Jungfernſtieg, und ſich über die kleine verteufelte Kehle gewundert habe; aber der Patricier nickte augenfunkelnd der Mad. Braun zu, und Herr Auguſtin rief einmal um das andere, indem er abwechſelnd eine Priſe nahm und lachte: „Ha ha, ha! Laſſen Sie ſie heraufkommen, Madame, ich höre gerne Muſik, wir wollen ſehen, was daran iſt; laſſen Sie ſie heraufkommen!“

Madame Braun war unterdeſſen ſchon zur Thür hinausgeeilt und bei der Harfeniſtin, allein ſie ſtieß hier auf Schwierigkeiten, die ſie nicht erwartet hatte. Es ſtand nämlich um die ſingende und ſpielende Harfeniſtin bereits eine große Zuhörermenge verſammelt, welche um jene einen geſchloſſenen Kreis bildete. Die heilige Unſchuld und von tauſend Gefahren bedrohete Reinheit des Mädchens ſchien hier gleichſam von dem Volke ſelbſt beſchützt und beſchirmt zu werden. Wie eine Mauer drängte ſich das Volk, welches im Ganzen nur aus den niederſten Claſſen beſtand, um das Harfen-Lieschen, ſo daß Madame Braun anfangs Mühe hatte, auch nur die Aufmerkſamkeit der Singenden zu erregen, denn dieſe hielt ihre Augen entweder niedergeſchlagen auf die Harfe, oder ſie richtete ſie auf irgend ein erleuchtetes aber verhangenes Fenſter und träumte vielleicht von dem häuslichen Glück, das dahinter herrſchen möge, oder wünſchte ſich ſelbſt mit voller Sehnſucht in ſolche bürgerliche Ruhe und Traulichkeit hinein. Mitunter fiel dann auch wohl eine Thräne auf ihr aſchfarbiges Buſentuch und ihre Lieder, die zu jeder Zeit hell und lieblich in die ſtillen Abendlüfte hinausklangen, nahmen dann einen ungemein zärtlichen und wehmüthigen Ausdruck an, ſo daß die rauheſten Zuhörer ſich und die Harfeniſtin verwunderungsvoll anſahen und nicht wußten, wie ihnen geſchah, oft auch kopfſchüttelnd weggingen.

Mad. Braun hatte ſo lange mit der Hand über den Haufen weggewinkt und Pſt! Pſt! gerufen, daß Lieschen endlich aufmerkſam wurde.

Komm' Sie doch ein wenig herein, was will Sie hier auf der Straße ſtehen, ſagte Jene, ohne das Herabſetzende zu merken, was in ihrer Anrede lag.

„Ich danke," ſagte Lieschen, und machte eine verneinende Bewegung mit dem Köpfchen, das eben von dem Monde, der plötzlich hinter einem Gewölke, oder richtiger noch Giebeldache hervortrat, beleuchtet wurde — ich ſpiele einmal auf der Straße und habe hier auch Leute, die mich wohl hören mögen.

Aber nichts geben! brummte Mad. Braun vor ſich hin, obgleich ihre Worte dennoch von dem Einen oder Anderen der Umſtehenden gehört wurden.

Ein ſtarker Zuckerbäckerknecht, mit rothſammtner, verbrämter Mütze und weißſchimmernder Schürze, der ſich zuerſt getroffen und am tiefſten gekränkt fühlen mochte, griff ſchnell in die Taſche und gab der Harfeniſtin, welche verſchämt nahm und dankte, einige Schillinge und ſagte: Wir bezahlen eben ſo gut, wie Sie und Ihr Alter! Das Beiſpiel wirkte, die ganze ehrſame Geſellſchaft ſpendete, drängte ſich dichter zuſammen, und bat fortzufahren. —

Wie wir ſchon bemerkt und geſehen, würde Mad. Braun alſo ſchwerlich ihre Abſicht erreicht haben, wenn ihr nicht eine plötzliche Bewegung auf der einen Seite des Zuhörerkreiſes zu Hülfe gekommen wäre. Hier ſuchte nämlich Jemand mit vorgehaltenen Ellenbogen ſich Bahn zu machen, und wie es den Anſchein hatte, bis zu der Harfeniſtin ſich durchzudrängen. Die Geſtoßenen und aus ihrer Stellung Gebrachten ſtemmten ſich lebhaft dagegen, riefen ein Mal über das andere Na! Na! murrten und ließen ſchon allerlei anzügliche Worte vernehmen, ſo daß es beſtimmt zu einem Straßenſcandal gekommen ſein würde, wenn Harfen-Lieschen, die ſich vielleicht auch als die Urſache dieſer Bewegung betrachten mochte, nicht wie ein Geiſt verſchwunden wäre oder ſich ſelbſt wie in einer Wolke entrückt hätte. Das Unglück aber wollte, daß ſie ſtatt ihren Weg auf offener Straße zu verfolgen, in einer plötzlich ſie überkommenen Betäubung oder Beſtürzung gerade zu der Madame Braun hineinflüchtete, ſo daß dieſe nun ſich nicht wenig über die Gunſt des Zufalls freute, mit größter Eile die Thüre ſchloß, auch den Schlüſſel noch umdrehete, wie ſie ſchlau genug bemerkte, um dem rohen, garſtigen Pöbel den Eindrang zu verſperren, und die Geängſtete und ungewöhnlich Betroffene die Treppe in das obere Verſammlungszimmer hinaufführte.

Da bringe ich ſchon die liebenswürdige kleine Sängerin, ſagte Madame Braun; das arme Kind wäre bald von dem rohen Haufen gedrückt und vielleicht gar ſchmerzhaft verletzt worden. — Beruhigen Sie ſich, liebes Mädchen, fuhr ſie dann, zu Harfen-Lieschen gewendet, fort, Sie können hier verweilen, bis der Tumult ſich draußen wieder verloren hat, die Nachtwache wird ohnfehlbar das Ihrige thun; und ſollten Sie nicht ſicher ſein, ruhig und ohne Furcht wieder weggehen zu können, ſo —

Sie ſingen ganz artig, fiel hier der Patricier ein, ich habe Sie ſchon oft mit Vergnügen gehört, ich möchte ſagen mit mehr Vergnügen, was die Gemüthsbehagung anbetrifft, als die erſten Sängerinnen unſerer Oper.

Ach, wenn nur nicht gar! ſagte Harfen-Lieschen und ſchlug verſchämt die Augen nieder. Unſereins lernt nicht viel von der Muſik, einige Arien, höchſtens ſo ein Lied aus dem Nachtlager, der neuen Fanchon oder Fra Diavolo nachleiern, die Cachucha ein Bischen klimpern, das iſt Alles.

Ja, ſagte der Bäcker, ſie hat wohl Recht; da hab' ich mal in einer Wirthſchaft eine große, ſtarke Perſon gehört, die hatte eine Guitarre, mit allen möglichen Papierſetzen überklebt, und kam dabei nie aus der Heiſerkeit heraus, die bei ihr ein Naturfehler ſein mußte, — dieſe Perſon mit der papiernen Guitarre ſang ſo herzzerreißende Lieder nach der Cachucha-Melodie, daß mir das Zeug nachher den ganzen Tag in den Ohren ſummte.

Jeder beobachtet nach ſeiner Weiſe, ſagte Mad. Braun. Aber, liebes Kind, wie Sie ſich geängſtigt haben, wie Ihre Bruſt beklemmt iſt, kommen Sie, ein Glas Champagner-Punſch.

Nein, nein, ſagte Harfen-Lieschen, und wehrte mit der einen Hand ab, während ſie hocherröthend mit der andern nur noch feſter ihr Inſtrument umſchlang, und dabei ſo ungeſchickt über die Seiten fuhr, daß dieſe einen kreiſchenden, ächzenden Ton von ſich gaben.

Sie haben eine ſo hübſche Stimme, begann der Patricier wieder, Sie würden gewiß auch ihr Glück auf dem Theater machen.

Da hab' ich nicht das Geſchick dazu, erwiderte Harfen-Lieschen, noch immer erröthend und befangen.

Was Geſchick, ſagte der Patricier, Natur iſt Alles. Wie viele Sänger und Sängerinnen haben ſich nicht aus den niedrigſten Ständen zu Ruhm und Reichthum erhoben.

Ich verdiene ſo viel als ich gebrauche, verſetzte Harfen-Lieschen; was mehr fällt, iſt vom Uebel. Es ſoll auch Sängerinnen gegeben haben, die nach ihrer Carrière gerne zur Harfe gegriffen hätten, aus Unmuth und Dürftigkeit, wenn ſich's nur geſchickt hätte. So will ich denn gleich dabei bleiben, fügte ſie etwas ſchnippiſch und naſerümpfend hinzu.

Es kommt nur darauf an, daß Sie die gehörige Anleitung erhalten, liebes Kind. Wenn Sie auf meinem Vorſchlag nicht eingehen wollen, immerhin. Wie wäre es aber, wenn Sie ſich in Ihrem jetzigen Stande noch vervollkommneten, ſo zart und angenehm wie Sie von der Natur begabt ſind, wenn ich Ihnen einen Geſanglehrer zuſchickte?

Harfen-Lieschen hatte dieſe Worte nicht ohne ſich erhebenden Widerwillen angehört, ſie ſagte trotzig, obwohl mit ziemlich ſchwacher Stimme; „Nein!“ und wollte eben wiederholt ihr Inſtrument umfaſſen, als dieſes ihren Knieen entglitt, auf die Erde ſtürzte und in demſelben Momente ſich unter dem Fenſter auf der Straße eine helle jugendliche Stimme mit Scheltworten und Verwünſchungen vernehmen ließ. Harfen-Lieschen ſank auf ihrem Seſſel zurück. Eine Ohnmacht ſchien ſie ergriffen zu haben. Man legte ſie aufs Sopha und beſchäftigte ſich lebhaft mit ihr, ſo daß von den Worten draußen: „So biſt Du doch Eine! Schändlich, Gott ſtraf' mich und vergelt Dir's“ — kaum noch etwas vernommen wurde.

V.

Das Blümchen der Liebe.

Die geneigten Leſer werden es durch Scharfſinn oder Ahnungsvermögen wohl ſchon herausgebracht haben, daß das Subject oder die Perſon, welche in dem Kreiſe, der ſich um die Harfeniſtin gebildet, eine gewiſſe Bewegung hervorbrachte und nachher unter dem Fenſter ſich ſo animos und unheildrohend vernehmen ließ, Niemand anders war, als jener kleine Blouſenmann, den wir als Gefährten und Geliebten von Harfen-Lieschen vorzuführen uns beſtrebten.

Martin war, in einer Straßenſpelunke verborgen, Zeuge geweſen von dem Geſpräch, welches an jenem Abend zwiſchen Bonaparte und Harfen-Lieschen vorfiel, er hatte auf das Vernommene und die unmittelbare Befangenheit der Geliebten ſeine Schlüſſe gebaut und war, obgleich er ſich damit den Dolch im eigenen Herzen nur ſchmerzlicher umwendete, ihren Spuren und muthmaaßlichen, irrgehenden Zugeſtändniſſen nachgeſchlichen. Solchergeſtalt fand er ſich bei dem Zuhörerkreiſe ein, ſuchte zu ſeinem Mädchen zu gelangen, um ihr warnende und drohende Worte in's Ohr zu flüſtern, aber eine gewiſſe ſchüchterne Unruhe ließ ihn ſeinen Vorſatz ſchlecht ausführen. Martin ſah ſein Harfenlieschen in das verwünſchte Haus hineinſchlüpfen, er hörte, wie das Inſtrument fiel und die ſtöhnenden, ächzenden Saiten gleichſam um Hülfe riefen, ſeine Phantaſie malte ſich die Gefahren mit den grellſten Farben aus, und ſo kam es, daß die von leidenſchaftlicher Liebe und peinlicher Eiferſucht jugendlich geängſtigte und gepreßte Bruſt ſich in aufgeregt ausgeſtoßenen Worten und Verwünſchungen Luft machte.

Und hatte unſer kecker Blouſenmann, den wir als einen friſchen munteren Jungen kennen gelernt haben, denn ſo großes Unrecht, ſo zu wähnen und zu erglühen? Wir hoffen nicht, daß man ſeinem anſcheinlich rohen Äußern, ſeinem unter einer groben Blouſe ſchlagenden Herzen, das natürliche Gefühl der Liebe, mag man es Inſtinct nennen, abſprechen wird. Die Liebe hat verſchiedene Lebensformen, ſogar verſchiedene Modeſtufen, aber ſie iſt ein Gemeingut der Menſchheit, wie die Poeſie, die ſich bei den Indiern, ſelbſt bei den Chineſen findet, wie bei Briten und Deutſchen. Es giebt eine Liebe des Gemüths und des Verſtandes, gleich wie die Alten einen himmliſchen und irdiſchen Eros verehrten. Martin war durch und durch ein aufrichtiger Burſch, dreiſt, keck, verwegen in der erſten aufkeimenden Liebe wie im Leben und ſeinem Geſchäftsbetrieb. Aber jetzt, wo er ſein Mädchen auf ewig ſich entriſſen, wo er es von unheilvollen Armen umſchlungen und gefeſſelt wähnte, jetzt ergriff ihn auch eben ſo ſchnell als gewaltig die knabenhafte Verzweiflung und mit wilder Zerſtreuungsluſt, mit einer desperaten Sucht, ſeinen Gram in Ausgelaſſenheit zu ertödten, gab er ſich nach einigen Secunden kummervoller Betrachtung gar bald der Geſellſchaft und den Oertern ebenbürtiger Genoſſen hin.

Jene munteren, ja frivolen Geſellen, welche einſt ſogar bis zu dem jungen Göthe ſich herandrängten und größtentheils wohl Urſache waren, daß dieſer von ſeinem Gretchen, ſeinem ſpäter im Fauſt und Egmont verklärten Ideale, jählings losgeriſſen wurde, ſie wurden auch die Ableiter des Schmerzes, die tanzenden Satyrn im Taumel der Freude für unſern Martin. Die Generation der ſogenannten Comtoirburſche iſt in jeder Handelsſtadt unſterblich. Sie ſind Diejenigen, welche frühzeitig und gut verdienen, aber durch Verlockung und angebornen Leichtſinn nur zu oft verleitet werden, unter die Claſſe gemeiner Verbrecher zu gerathen.

Es war Sonntag, als Martin ſich noch immer nicht von der handel- und wandelreichen Stadt losreißen konnte. Und doch war es nunmehr ſein feſter Entſchluß, zu ſcheiden und zu meiden! Die Straßen, in denen er ſo oft ſein Beſen! Beſen! gerufen, in denen er wohl auch mit ſeinem Harfen-Lieschen gegangen war, ſie ſchienen ihm doch alle ein traulich wehmüthiges Ade! zuzurufen, aber kaum war er zum Millernthore hinaus und auf dem Berge angekommen, wo in dem kleinſten Thespis-Gehäuſe der Kasper ſeine Sprünge und oft derbe Volkswitze macht, da war es aus mit Herz und Schmerz, und die Fauſt ballend ſprach er für ſich: Wart' Du Ungetreue, ich will mir doch auch noch einen guten Tag machen, Dir zum Hohn und zum Trotz will ich jubeln, tanzen und — zechen unter den verlorenen Kindern, zu denen auch Du über kurz oder lang gehören wirſt. Das ſoll mir den Muth geben, Dich mir ganz aus dem Sinn zu ſchlagen. Was Prinzen und Grafen für merkwürdig genug halten, um es ganz incognito zu ſehen, das wird es für mich doch auch wohl ſein? Und wie könnte ich denn daheim im Thüringerland von Hamburg erzählen, wenn ich auf dem Hamburger Berge nicht überall geweſen wäre! Ha, Lieschen, wenn Du das wüßteſt, bitten, weinen ſollteſt Du vor mir, und ich würd's nicht achten. „Leb' wohl, Du Falſche, die ich geliebt, die mich bis in den Tod betrübt!“ trällerte er aus einem alten Volksliede vor ſich hin, und miſchte ſich unter die bunte, wogende Menge.

Martin will jedoch nichts ſehen von all' den Merkwürdigkeiten, die hier „noch nie geſehen worden ſind und heute zum erſten Male gezeigt, auch ausführlich erklärt werden.“ Er kehrt ſich nicht an das Naturaliencabinet, vor welchem ein ſchmutziger Kakadu und ein ausgemagerter Affe als Lockvögel ausgeſtellt ſind. Er würdigt die lebendige Theater-Affiche, einen unſauberen, mit Rothſtein geſchminkten Kerl, deſſen Hände mit der Art des Coſtümes in groteskem Contraſt ſtehen, keines Blicks, er kehrt nicht einmal bei den Carouſſel's ein, um die unſichtbar gedrehte Reitmaſchine eine halbe Stunde oder länger anzuſtarren, er läßt ſich ſchnurſtracks von einem Rudel ziemlich unanſehnlicher und verwegen ausgelaſſener Cumpane mit um die Ecke fortſchieben. Zwar iſt die Strömung, welche hier gleichſam abſeits geht, anfangs geringer, nach einer unklaren Vorſtellung ſcheint die vorige Menge gelichtet und geſondert zu werden, aber bald kommt eine Gegenſtrömung, und, ſo wie er ſeine Blicke aufſchlägt, um von dem Vorgange nähere Notiz zu nehmen, erblickt er das große berüchtigte Schild mit den vier Löwen, erblickt er die Thüre, die von zwei kleinen Cigarrenhändlern gleichſam bewacht wird, und aus der es, man möchte ſagen Kopf unter Kopf über wie ſprudelndes Waſſer, menſchenreich hervorquillt.

Martin wartet, er hofft, der Strom werde ſich geben, das Gedränge werde ſich verlaufen, aber bald ſieht er ein, daß dieſe ſeine Hoffnung vergeblich iſt. Diejenigen, welche hinaus oder hinein wollen, ſind nichts weniger als große, geſetzte und ſtarke Leute, ſondern meiſtens Burſche von ſeinen Jahren, auch wohl noch darunter, ſelbſt armſelig gekleidete Jungen und Handwerksgeſellen, die ſämmtlich Schuſter und Schneider zu ſein ſcheinen und ſich für ihre ſitzende Lebensweiſe, oder die Melancholie, die ſie ſich dadurch zugezogen haben, eine gewiſſe Erholung verſchaffen wollen. Selten nur iſt ein rechter Matroſe darunter, denn Diejenigen, welche durch ihren Anzug auf dieſe Stellung Anſprüche machen zu können ſcheinen, ſind nichts weniger als anſtändig und repetirlich gekleidet; breite Lederhüte, braune, langhaarige Jacken, die wie ein Sack bis über die Hüften herabhängen und mit unendlichen helleren oder dunkleren Theerflecken beſudelte Leinenhoſen zeigen nur an, daß die Träger wenigſtens mit Schiffen und Schiffsmaterialien zuſammenkommen.

Die Miſchung wird durch dieſes Gewühl, in welchem noch die roheſten und verſchlagenſten Geſtalten neben einigen modernen Fracks und Bärten hervortreten, ſehr bunt, und ehe Martin ſich noch zurückhalten kann, befindet er ſich plötzlich in der Quetſchung und auch unmittelbar in dem Saal, in welchem die ſchrillendſte und härteſte Muſik ihn betäubt.

Es tanzen wenige, kaum zwei, drei Paare, aber auch dieſe Wenigen haben kaum ſo viel Raum, um den Kreis zum Tanzen zu umſchreiben. Eine ſchon heiſere Stimme, es iſt die des ſogenannten Tanzmeiſters, ruft unaufhörlich: „Meine Herren, ein wenig Platz! Meine Herren, treten ſie in den Kreis!“ aber auch dadurch wird wenig gewonnen. Das buntſcheckigſte Publicum iſt wie zuſammengemauert; dieſe oben bezeichneten Gaffer, welche von dem Rufe wenig oder gar keine Notiz nehmen und den Rauch ihrer elenden Cigarre nur dicker und verwegener in blauen Wolken vor ſich hinblaſen, werfen bei der Anrede „Meine Herren“ ihren Kopf nicht wenig ſtolz in den Nacken. Man ſieht und lernt es hier, die Cigarre macht den Mann, denn alle dieſe Burſche, Jungen und Knaben, rauchen und erwerben ſich dadurch den Anſpruch auf Eintritt und Hierſein. Die Wirthin in der Schenke hat die Hände in dem Schooß gefaltet und den Kopf vorne über geſenkt, ein ſicheres Zeichen, daß ſie nicht viel auf Beſchäftigung rechnen darf oder überhaupt wenig oder gar nichts verzehrt wird. Es kann nicht fehlen, es herrſcht hier eine ungeheure republikaniſche Geſinnung, die Wörter Egalité und Liberté floriren hier im vollſten Sinne. Ach, warum iſt denn dieſer Saal eines Bordells überhaupt nur geöffnet, wenn doch nichts verzehrt und ſo wenig getanzt wird, weil die Staunenden und Gaffenden allen Raum wegnehmen! Arme Wirthin zu den „vier Löwen,“ dazu gehört wirklich eine große Reſignation, wenn die Polizei auch nicht das unbärtige verwahrloſete Volk abhalten wollte, ſo könnteſt du doch wohl verlangen, dir nicht die Schenke durch zahlungsunfähige Knaben abſperren zu laſſen? Dieſes Geſchäft, welches das Pflegma vollkommen einimpft und das Gefühl ertödtet, muß ſogar auch gegen den eigenen Vortheil unempfindlich machen! —

Jetzt iſt der Tanz wieder aus, die verwegene, diaboliſche Muſik der Ventiltrompete, Piccoloflöte und großen Trommel verſtummt. Es war ein Schottiſcher, aber die drei Paare haben alle verſchieden darnach getanzt. Jener Bramarbas mit Zotteljacke und Theerhoſe und einer Cigarre im Munde, der ſeine dunkelbraune Hand feſt um die

Seite ſeiner Dame im weißen Negligé-Anzuge mit ſpitzenreichen Pantalons ſchlug, hat gewalzt, während die beiden übrigen Paare ſchottiſchten, das eine rechts, das andere links um. Die Schöne im reizenden Negligée wird nun von ihrem Tänzer verlaſſen, ſie eilt auf die Seite, und da es an Stühlen gebricht, ſo ſtützt ſie eine Hand auf den Tiſch und ſchwingt ſich auch eben ſo ſchnell hinauf.

Ein etwas noblerer Schippmann macht ihr die Cour, ſie plaudert engliſch mit ihm und fordert ihn wahrſcheinlich auf, ihr eine Erfriſchung zu reichen. Er holt ein Glas Punſch; I thank you! ſpricht ſie, trinkt es aus mit einem Zuge, und fügt auf Plattdeutſch hinzu: Nu hahl dy man noch een!

Martin iſt bei alledem ganz Ohr und Auge, er ſtaunt, ſtarrt, glotzt und betrachtet wie die Andern. Er hört den Tanz wieder beginnen und richtet den Blick feſt auf jedes der vorübertanzenden Paare, er hat ſich bis an den Rand des Kreiſes durchgedrängt, ſo daß er durch die Tabacksgewölke auch bis zu den Reihen der ſitzenden Schönen hinblicken kann. —

Neben dem ladenartigen Schenktiſch, hinter welchem die Wirthin ihre Stellung ſogleich wieder einnimmt, nachdem ſie hin und wieder ein Glas Punſch oder Grog, doch immer nach langen Pauſen, verabreicht hat, — daneben alſo ſteht eine grünangeſtrichene Gartenbank, auf welcher ein Mädchen ſitzt, dem Anſehen nach das jüngſte von allen, die da herum hüpfen, tanzen, auf Stühlen und Tiſchen ſitzen und unter ſich oder mit den „Jungen“ und „Baaßen“ lebhaft discuriren.

Dieſes junge Mädchen hat etwas Auffallendes an ſich, nicht etwa daß ſie, wie leicht möglich, frech und brutal iſt, daß ſie über ihre Lage frohlockt oder mit blauen, rothen und grünen Bändern, mit Blumen und Silberflittern am ſammtenen Chemiſett wunderbar grell aufgeputzt iſt, ſondern gerade deshalb, weil in ihrem Herzen das Gegentheil von dem vorzugehen ſcheint, was die Umgebung beſagt. Dieſe Bajadere iſt ſchlank und zierlich gebaut, ein ſchlichtes weißes Kleid liegt knapp um ihre wohlgebildeten Glieder und das anmuthige Köpfchen mit dem ſchlichtgeſcheitelten Haar ruht unbefangen in der Hand, deren Arm ſie mit einer gewiſſen Grazie auf die Lehne der Bank geſtützt hat. Das gutmüthige, träumende Kind hat offenbar beſſere Tage geſehen, ihre Ohren haben in der Kindheit gewiß eine reizendere Muſik vernommen, und in ihren feinen Zügen liegt ein ungewöhnlicher Ausdruck von Seele und Milde. Das nicht große, aber glänzende braune Auge ſchweift von Zeit zu

Zeit über das Gewoge hin, ohne doch den Blick auf einem beſtimmten Gegenſtand ruhen zu laſſen.

Warum ſitzt das Mädchen dort aber ſo allein? Warum gerade ſo nahe bei der Schenke und der Wirthin? Warum iſt ſie allein ſo einfach und anſtändig gekleidet und bleibt ſo ganz außer dem Kreiſe der Uebrigen? — Manche dieſer Fragen, an die ſich andere Fragen und Schlüſſe unwillkürlich anſchloſſen, gingen unſerm Martin durch den Kopf. Er fühlte ſeinen Blick gefeſſelt durch das Natürliche, man möchte ſagen Unverdorbene des Mädchens. Sie allein ſchien ihm näher zu ſtehen, als die Anderen, oder er ihr, wenigſtens hätte er es ſich getraut, ſie allein anzureden oder mit ihr auch einige Scherzworte zu wechſeln, wie er es hin und wieder bemerkte, wenn ihm anders darnach zu Sinne geweſen wäre. Was ſeine Phantaſie aber ganz beſonders beſchäftigte, war die große Aehnlichkeit mit Lieschen. Er würde beide für Schweſtern gehalten haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Lieschen ihm hundert Mal geklagt, ſie ſtehe allein, ſie habe keine Geſchwiſter. Die Bajadere mochte achtzehn Frühlinge zählen, ſie war alſo einige Jahre älter als Lieschen, aber dieſer Unterſchied konnte in der Phyſiognomie nichts ändern, und trug nur dazu bei, aufkeimende Muthmaßungen und ſprießende Möglichkeiten beſtimmter auszuprägen.

Martin trat vor die Schenke und beſtellte ein Glas Punſch, er wollte ſich ein Herz faſſen und mit dem ſchlanken Mädchen auf dieſe Weiſe ein Geſpräch anknüpfen. — Mein Gott, ſagte er vor ſich hin, als er aus ſeiner Bloufe die Zahlung hervorholte, warum könnte ſie nicht dennoch eine Schweſter haben? Und wenn ich dieſe befreite, wenn ich ſie ihr wieder brächte, gäbe das nicht eine vortreffliche Gelegenheit, — doch halt! ich bin ein Narr, iſt denn dieſes Mädchen nicht mit feſtem Entſchluß, mit Leichtſinn und Willen hier, und wird Lieschen es am Ende nicht auch dahin bringen? Teufel, wenn das nur ſo eine Spiegelfechterei wäre, wenn es eine ganz andere freche, laſterhafte Perſon wäre, die ich hier jetzt als Lieschen's Schweſter, wohl gar als ſie ſelbſt erblicke, Teufel! Teufel! —

Nun, Du Landkröte, ſagte ein vierſchrötiger engliſcher Matroſe; God dam! ſiehſt Du nicht, daß unſereins hier ſein Glas Grog trinken will? Marſch, packe Dich mit Deinem franſchen Schlippkram, und laß Seeleuten, die mehr Stürme ausgehalten und Havarie gemacht haben, als Du Tage zählſt, Deinen Platz zukommen. God dam! Junge — wieverholte der Sturmreiche, und ſchob Martin mit ſeiner braunen Fauſt ziemlich unſanft auf die Seite. Dann halb zur Wirthin, halb zu dem oben bezeichneten Mädchen gewendet, fuhr er fort:

Ich würde wieder meine vierundzwanzig Glas Grog trinken, wie geſtern Abend, wenn ich nicht an Bord müßte, aber morgen, morgen — Ihr ſollt bei mir nicht zu kurz kommen; God dam! Das leid' ich nicht, daß ein Schilling wieder mit in See ſticht. Zwei Gläſer, Mutter, aber ehrlich, Sie weiß wohl, nichts Unengliſches; Nichts wie Rum und Waſſer, gute Seemannskoſt für mich und meine Dirn', fuhr er fort, und legte ſeinen Arm um den Nacken der Bezeichneten.

Hör' Junge, ſagte die Wirthin, während ſie Rum und Waſſer in die Gläſer zuſammengoß, laß mir die Hertha in Ruhe, ſie hat's heute nicht gut; Frieden, ſage ich!

Wie, fuhr jener fort, kann ſie's Waſſer nicht vertragen? Biſt noch zu jung in der Koje, mein Dirn, mußt noch erſt mehr Reiſen mitmachen, wenn Dir's gut bekommen ſoll, verſteht ſich im Schiff „vier Löwen“, aber das thut nichts, Du biſt noch jung und ſchmuck und grade ſo gewachſen, wie ich es leiden mag.

Willſt Du mich erzürnen, Junge, begann die Wirthin wieder mit derberem Ton. Ich ſage Dir, die Hertha will heute nichts von Dir wiſſen, ſie hat einen Andern im Kopfe.

God dam! ſind meine Schillinge nicht gut? verſetzte der Matroſe, ſprang von der Bank auf und ſtemmte beide Fäuſte in die Seitentaſchen.

Hertha ſaß fortwährend ſtumm da, das Köpfchen auf die Bruſt geſenkt und ſchien nichts zu hören von Allem, was da vorging.

Komm abſeits, ſagte die Wirthin zu dem Pocher, ich will Dir's erklären.

Hertha mußte mitgehen; in der Schenke fand eine Ablöſung ſtatt. In dem Augenblicke, wo der Engländer mit dem Mädchen und der Wirthin in ein Zimmer treten wollte, kam ein ſpaniſcher Matroſe, mit kurzem ſchwarzen Haar und gelbbrauner Geſichtsfarbe, ihnen in den Weg.

„Ah! Señora, ſagte der Spaniole, und faßte die Hand des Mädchens. Erta, nun ick frei bin, nun wir wollen Vergnügen haben: Komm', in die Saal.“ Der Engländer wurde roth und braun im Geſicht und ballte ſeine Fäuſte in den Seiten.

Jungens, macht' hier keine Umſtände, ſagte die Wirthin, Ihr wißt, daß Die gleich fort muß, Ihr ſeid bei mir gekommen und gut bedient worden, ſo lange Ihr an Land war't, Ihr wißt, daß mein Haus das berühmteſte von allen iſt, aber hören müßt Ihr mir, ſo gut wie auf See dem Capitain! — damit warf ſie drohende Blicke um ſich und erreichte wirklich für den Augenblick ihre Abſicht.

Bald faßte der Engländer von Neuem ſeine Beute und wollte ſie nach ſich ziehen.

Der Spaniole ſtand wie ein Tiger, der im Begriff iſt, auf den Jäger loszuſpringen. Seine Augen blitzten unter den ſchwarzen Braunen, ſeine Lippen wurden purpurroth, dann blaß. Hertha's Hand hielt er krampfhaft in der ſeinigen.

Los! rief der Spaniole, oder ich bohr' Dir mein Meſſer in die Weichen!

Dieſes Wort war entſcheidend.

Kein Meſſer, verſetzte der Engländer, das noch immer ſprachloſe Mädchen loslaſſend, aber Fäuſte draußen! Mein Dirn, trink unterdeſſen Grog, ich werde dem Spaniolen zeigen, daß ich boxen kann.

Nein, Spaniol, ſagte Hertha jetzt plötzlich, Du ſollſt Dich nicht boxen. Ich will's nicht haben, auch draußen nicht, und um mich nicht.

Der Engländer ſchwoll an wie ein Puter. So gieb mir auch die goldnen Ohrringe wieder, mein Dirn, ſagte er; und riß ſie damit der Angeredeten aus den Ohren, daß das Blut auf das weiße Kleid herabfloß.

Das Mädchen ſchrie ein einziges Mal auf, weinte aber nicht und drängte ſich ſtumm in die Ecke.

Sind es auch ſeine? rief jetzt eine junge, kräftige Stimme. Hund Du! und ein derber Fauſtſchlag fiel dem Engländer in den Nacken, ohne daß dieſer bemerkte, woher er kam. Wenn wir wollten, fuhr jene Stimme fort, ſo könnten wir ihn hier durchkeilen. Stark genug ſind wir!

Martin nahm aus Rache und Mitleid Partei, er drängte ſich hinein in die jugendliche Rotte. Unterdeſſen aber waren der Engländer und der Spaniole ſchon vor die Thür hinausgedrungen, und ehe Jener noch ſeine Fäuſte aus den Seitentaſchen hervorziehen und ballen konnte, hatte der Spaniole in der werdenden Finſterniß ihm ſchon ſein Meſſer in die Weichen gerannt, daß er blutend niederſank.

Wir haben dieſe Scene nur bis ſo weit zu ſchildern, um unſeren Leſern begreiflich zu machen, auf welche Weiſe Martin unmittelbar zu einer Partei gezogen wurde.

Der Abend war hereingebrochen. In den „vier Löwen“ war durch jenen Auftritt eine merkliche Störung vorgefallen, obgleich der Vorgang hier nicht zu den Seltenheiten gehörte.

Die Partei oder das Complott junger, rüſtiger Burſche aber, welches wir demnächſt weiter zu ſchildern haben, machte ſich auf, um, wie es hieß, in dem „Blümchen der Liebe“ Vergnügen zu haben, Geld zu verzehren und zu gewinnen. —

Endlich erreichen wir das Blümchen der Liebe. Fürwahr, ein ſehr poetiſcher Name für einen dem Anſehen nach ſehr proſaiſchen Ort. Das Blümchen der Liebe iſt nämlich auch nichts weiter, als ein Lokal, in dem die wilde Luſt des Tanzes ſich austobt. Der Charakter der gemiſchten Geſellſchaft in jenem Hauſe aber, welches wir kurz vorher verlaſſen haben, iſt völlig verſchieden von dem, in welches wir jetzt eintreten. Dort gab die Romantik des rauhen Seelebens den Ton und die Farbe her, hier iſt Alles von der gewöhnlichen Sorte, grau und verblichen. Wer dort als Eindringling und ungehöriger Gaſt erſchien, der iſt hier in ſeinem eigenen Element.

Uns ſoll jedoch die übrige buntgemiſchte Geſellſchaft und verworrene Menge, die ſich hier zuſammengefunden hat, um der Freude nachzugehen, weiter nicht kümmern; wir treten zu denjenigen Burſchen, Schutenführern und ähnlichen Geſellen, die ſich dort in der Ecke mehr und mehr zuſammendrängen und durch die Eintretenden, denen Martin ſich angeſchloſſen hat, neuen Zuwachs erhalten. Wir würden ſagen, es ſei darunter eine gewiſſe Art Bande begriffen, wenn der Ausdruck unter dieſen Verhältniſſen weder zu viel noch zu wenig bezeichnen ſoll. So viel iſt gewiß, daß die Meiſten von denen, deren Geſpräch wir ſogleich belauſchen wollen, eine Uebereinkunſt unter ſich getroffen haben, gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich gegenſeitig durch Rath und That, durch Losſchlagung der erbeuteten Gegenſtände, Waaren u. dgl. hülfreiche Hand zu leiſten. Wie man leicht erräth, iſt hier von einem treuloſen, diebiſchen Complott die Rede, der die Güter des Kaufmannes, wenn auch nicht auf offener Straße, wie einſt zu den glorreichen Zeiten der Wegelagerer, ſo doch in den Ringmauern, in den Speichern und Schuten ſelbſt, beim Transport von den Seeſchiffen in die ausladenden Fahrzeuge heimſucht.

Zu dieſer Art Räuberei und Wegelagerei, die alſo ſelbſt mit der größeren Civiliſation und Verfeinerung der Polizei noch nicht aus der Welt hat verſchwinden wollen, iſt natürlich ein bedeutender Grad von Dreiſtigkeit, Gewiſſenloſigkeit und Verſchlagenheit nöthig. Aber auch Behendigkeit und Geſchicklichkeit, um die Kiſten, Säcke und Ballen ſo anzubohren, zu ſchmälern, zu plündern und wieder zu verſchließen, daß oft eine bedeutende Quantität abſeit geht, und die Sache dennoch nicht auffällig wird. Es iſt dies eine eigene Nachtſeite in dem Hamburgiſchen Volksleben, man muß die Geſpräche und dunklen Berichte belauſcht haben, um die Geheimniſſe dieſes Treibens zu begreifen.

Natürlich kann oft nicht Einer allein das Ganze ausführen, er bedarf dazu der Helfer und Helfershelfer, die, nachdem er den Raub zuerſt verborgen oder abſeits getragen, ihn abholen, zu Weib, Kindern und Vetterſchaften, oder auch, wie man wohl ſagt, unter der Hand an den Mann bringen. Die Polizei iſt ſolchen Wegelagerern nnd Raubhorden oft genug auf die Spur gekommen und hat nicht ſelten eine weitverbreitete Verzweigung, die ſich bis zu den obgenannten Burſchen erſtreckte, entdeckt, die in einen förmlichen Canal endigte, in welchen das ſämmtliche Raubgut zuſammenfloß. Wir würden hier mehr trocken criminaliſtiſch verfahren, wenn wir glauben könnten, daß dieſe Weiſe für den Leſer irgend Intereſſe haben könnte, allein nicht das trockene, dürr klappernde Protocoll der Unterſuchung, ſondern die Romantik der Behandlung intereſſirt.

Nun, ſagte ein kleiner Kerl in kurzer Jacke, doch ſehr leiſe und faſt nur in's Ohr flüſternd, haſt Du dieſe Woche Geſchäfte gemacht, Störtebecker? — Meine Frau ſchickt mich an die Börſe, um Dir neuen Vorrath abzukaufen.

Ach was, antwortete Störtebecker, ein großer robuſter Menſch von ſcharfen Geſichtszügen, es iſt ein Hundeleben jetzt. Kaum zwanzig Pfund Caffee die ganze Woche, was iſt damit zu machen; aufs Lager wird gar nichts gebracht, es fällt Alles wieder durch die Finger und wird verconſumirt, man weiß nicht wie. Schlechter Handel! —

Für den Leſer müſſen wir bemerken, daß der Name Störtebecker ein Beiname iſt, den unſer Handelsmann erhalten, gleichſam der Auszeichnung halber, weil er beſonders glücklich und verwegen in ſeinen Manipulationen war.

Ja, ſagte der Kleine und blies aus ſeiner angemeſſen kurzen Pfeife eine große Rauchwolke vor ſich hin, die durch ſeine Geſchicklichkeit des Mundöffnens einen ſich fortwährend vergrößernden und endlich auflöſenden Ring bildete, — in alten Zeiten, da ließ ſich noch etwas machen, aber jetzt wird immer mehr auf die Hände geſehen, man kann ſich nicht rühren, ohne einen Profoß hinter ſich zu haben, das geht von der Schute bis auf den Speicher. Wenn ich noch an den Matthias und langen Jakob denke, die haben ihr Schäfchen in's Trockne gebracht, wenn ſie nur nicht ſelbſt darüber unter Dach und Fach gekommen wären.

He, he, he! lachte Störtebecker und räusperte ſich. Der arme Junge, als er mit Haken und Stricken den Weg noch mal machen mußte und ſo hing zwiſchen Fleet und Speicher, ich dachte immer, wenn er doch nur fiele und ſich das Genick abſtürzte oder erſäufte im Schlamme. Hätte er meine Gedanken gehabt! —

Du biſt doch immer ein verteufelter Kerl, verſetzte der Andere und kraulte ſich mit der Pfeifenſpitze hinter dem Ohre. Da nun auch zu ſitzen, der Satan weiß wie lange!

Höre, Du, ſagte ein herzutretender Burſche zu Störtebecker; Einer von denen, die von den „vier Löwen“ gekommen waren, oder vielmehr derjenige, welcher bei dem Vorgange zwiſchen dem Engländer und Hertha das Wort geführt hatte — höre Du, kannſt Du etwas unterbringen, ich hätte wohl etwas für Dich, ich kann aber den Transport nicht übernehmen. Sicher liegt es, Du mußt nur Jemand ſchicken, der's ſpedirt.

Willſt Du gleich Geld? verſetzte Störtebecker.

Das eben nicht, ſagte Jener, für jetzt reich ich aus und nachher wird's mehr geben.

Höre, Du, entgegnete Störtebecker, Du mußt nicht ſo viel an die Dirnen ſchenken, es macht immer Aufſehen.

Es iſt mein Plaiſir. Wenn ich einem Mädchen einmal gut bin, ſo laß ich mein Leben für ſie.

Ich weiß wohl, verſetzte Störtebecker, Dein Alter war auch ſo Einer. —

Martin war bei all' dieſen Discurſen, von denen ihm Manches entging und Anderes dunkel blieb, ganz Ohr. Er wußte oft ſelbſt nicht, ob er ſich verwundern oder fürchten ſollte.

Segel nieder und ſchließt die Kajüte! ſprach ein Anderer, der ſo eben getanzt hatte, herzutretend, als ein langer Officiant von der Polizei mit Stock und blauem Rock ſich in der Thüre ſehen ließ.

Volk wie Mäuſe, ſagte Störtebecker, ſie ſind überall, wo man ſich ein Vergnügen machen will.

Martin trat auf die Seite. Er wäre gerne hinausgegangen, wenn er den Langen nicht in der Thüre aufgepflanzt geſehen hätte.

Aber die Muſik kreiſchte und gellte weiter, die Paare drehten ſich in wildem Taumel und Wolken von Staub und Rauch wälzten ſich durch den Saal, während hin und wieder ein rohes Gelache ertönte.

Als Martin die Treppe des tiefen Kellers hinunter taumelte, lag ſchon Alles in ſtöhnender, grunzender Ruhe. —

Am Morgen war er auf und davon. Aber es ward ihm doch weh und ſchwer um's Herz, als er die Stadt und Thürme im blauen Nebeldunſt verſchwinden ſah. Auf dem Ewer wimmelte es von Handwerksburſchen, deren Abſchiedslieder ſein Gefühl nur trauriger ſtimmten. „Ade, du ſchöne Stadt, die mich erfreuet hat!“ —

VI.

Stillleben.

Vor dem Dammthore, kaum zehn Minuten von der Stadt entfernt, unmittelbar neben einer der Alleen, welche in drei oder vier Rhadien nach der Peripherie der Umgegend führen und zur Sommerzeit die Spaziergänger mit Lindenblüthen und Akazienduft umfangen, ſtand ein Häuschen, ſtill und beſcheiden, von einem Gärtchen und Jasmingebüſchen umgeben. Rothe Eimer mit blanken Reifen, ſauber gereinigt und geſcheuert, lagen auf einem Gerüſt von ähnlicher Farbe und Nettigkeit. Es konnte dies zum Zeichen dienen, daß dort Milch zu bekommen ſei, und die Leute aus der Stadt, voll der Hoffnung, durch die Milchkur ihre Geſundheit wieder herzuſtellen oder zu ſtärken, bemerkten und benutzten dies, ſie machten dorthin ihren Morgenſpaziergang, ſaßen im Garten, ließen ſich friſch und lau die noch ſchäumenden Gläſer reichen und tranken auf ihre eigene Geſundheit. Wenn ſie dann noch ſtill dort verweilten und ſich der knospenden, blühenden Natur, des Rauſchens der Blätter und Flüſterns der Lüfte erfreuten, dann klangen mitunter wohl einige Töne einer wohlklingenden Stimme an ihre Ohren.

Dann hieß es: Ach, liebe Frau, wer ſingt denn dort? Haben ſie wohl eine Schauſpielerin im Sommerlogis? — Und die Gefragte machte eine Bewegung mit Hand und Kopf, als wolle ſie nicht gehört ſein und die Worte verdecken: Es iſt ſo, ſo; ein junges Mädchen, leidlich hübſch — unſchuldig — ich weiß nicht recht, was ich daraus machen ſoll — die Miethe wird mir monatlich ehrlich bezahlt und was ſonſt dazu gehört. Es ſoll eine angehende Sängerin ſein, aber — mit noch heimlichthuender Geberde — Leute, die einige ihrer Lieder gehört haben, die ſagten — es ſei nur ſo eine Harfeniſtin geweſen, die noch kurz zuvor auf den Straßen geſungen habe. Nun, man weiß ja, wie das ſo kommt; die, welche hübſch iſt, findet wohl ihren Mann, und ſollte es auch auf der Straße ſein. Unſere jungen und alten Herren machen darin nicht viele Umſtände. Ich habe ja auch gedient, ich kam vom Lande und — nun, ſtill und ordentlich lebt das junge Kind bis jetzt; ein junger Mann kömmt wöchentlich einige Male und dann muſiciren und ſingen ſie Stundenlang, auch ein älterer Herr kömmt bisweilen, holt ſie in ſeinem Wagen ab, nun — weiter weiß und ſeh ich nichts. So lange es dabei bleibt und ich bekomme, was mir gehört, habe ich nichts zu klagen. Ich kann die Welt doch nicht ändern, man kömmt weiter damit, wenn man ſich um nichts bekümmert, als wenn man moraliſiren und predigen will.

Das war ungefähr der Inhalt der Reden, welche die geſchwätzige Milchwirthin von ſich gab, ſobald ſie gefragt wurde. Die Leute lächelten, ſchüttelten die Köpfe, ſagten: Ja, ja, das iſt wohl auch wieder ſo Eine, die Herren gebrauchen allerlei Prätext, um der Sache einen möglichſt guten, anſtändigen Schein zu geben, man weiß ja, wo das überall wohnt, ſitzt und ſich einmiethet, im Großen und im Kleinen, im Hellen und im Dunkeln — und gingen weiter.

Der Leſer wird ſchon gemuthmaßt oder errathen haben, daß die in Frage geſtellte Perſon keine andere war, als eben das Harfen-Lieschen. Wir wollen aber jetzt nicht länger im Gärtchen bei den ab-

und zugehenden Kurgäſten verweilen, ſondern ohne Umſtände bei unſerer kleinen Heldin eintreten.

Das Zimmer iſt freilich klein, aber nett und gemüthlich. Die wenigen Mobilien, eine nußbraune Commode, ein Sopha für zwei Perſonen, zwei Stühle, ein Tiſch und ein allerliebſt zierliches Bett mit ſchneeweißer Decke ſind Alles, was der Bewohnerin zur Bequemlichkeit dient. Aber halt, bald hätte ich die Hauptſache vergeſſen. Ein ſchmales engliſches Piano, auf dem einige Notenhefte und Bücher liegen, ſteht unter dem Fenſter, vor welchem friſch gepflückte Blumen in einem Glaſe prangen und daneben unter einem grünen Vorhange, womit man ſonſt Kleider vor Staub zu bewahren pflegt, ſteht noch Etwas. Und was denn? Eine Harfe, oder die Harfe, auf welcher Lieschen ſo lange geſpielt hat. Armes Kind, der Staub iſt doch hindurch gedrungen, er liegt, wie man wohl ſagt, fingerdick auf dem Reſonanzboden und um die Schallöcher, und ſogar mehrere Saiten der höheren Octaven ſind geſprungen, ein Beweis, daß Du die alte Gefährtin vergeſſen haſt. Armes Kind, ſollteſt Du wirklich altes Leid und alte Luſt, die kleinen muſikaliſchen Streifzüge mit Deinem Liebesgefährten ſo ganz vergeſſen haben, oder willſt Du Dich nur durch nichts Deine Vergangenheit zurückrufen laſſen, und würde es Dir das Herz abdrücken, wenn Du jene am Abend einmal wieder hervornähmeſt? Würdeſt Du vielleicht voll ſanfter Schwermuth Dir wohlbekannte Geſtalten beim Mondenlicht durch die Gänge und Büſche des Gärtchens ſchreiten ſehen? Lieschen, Du ſingſt doch, warum ſpiel Du denn nicht?

Anfangs fühlte Lieschen ſich wirklich glücklich in dieſer neuen Situation. Das gemüthliche Leben, die großen Ausſichten, die ſich ſchnell und heiter ausmalenden jugendlichen Träume beſchäftigten ihre Phantaſie und ließen ſie ihre Vergangenheit vergeſſen. Sie machte Pläne und webte Hoffnungen.

Oft ſaß ſie Stunden lang auf der Armbrüſtung des Sopha's, ſchlug die Arme auf dem Schooße übereinander und ſtarrte mit unverwandten Augen in den blauen Himmel oder auf das Gebüſch hinaus, in welchem an jedem Morgen zwei Vögel mit einander ſcherzten und ſich ſchnäbelten, und dazu piepſten, daß es bald wie Schmerz, bald wie Freude klang.

Willſt du mal! Sieh, du Unart! ſagte Lieschen, und ſprach mit den Vögeln, die durch das offene Fenſter ihre Worte hörten und ſcheu und verſchämt, indem ſie ſich noch umblickten, davonflogen.

Dann ſprang ſie lachend hinunter und holte ſich einige von den Nachbarskindern herein. Das Kleinſte wurde gehätſchelt und mit ihren Tüchern und Mützchen hübſch gemacht; das Größere mußte ihr erzählen, ob der lange Mann ſchon wieder da geweſen und ihnen was Schönes, Geld oder Kuchen, mitgebracht habe.

Mit dieſem „langen Mann“, zu dem die Kinder ſich in der That freuten wie die Kinder, hatte es nämlich eine eigene Bewandniß. Keines wußte zu ſagen, wie der Herr eigentlich hieße und wer er ſei. Wenn man fragte, wie heißt denn der lange Mann? ſo antworteten ſie ganz ruhig: „der lange Mann“; und wurden am Ende wohl gar zornig, warum er denn nicht ſo heißen könne und ſolle. Der „lange Mann“ kam einen oder zwei Tage in der Woche mit ſeinen eigenen Kindern zum Thore hinaus und hatte die hier draußen ſchon gewöhnt, daß ſie aufpaßten, ungeduldig harrten, verzweifelnd riefen: Ach, er kömmt heute nicht! ſobald er nicht pünktlich erſchien, und endlich jubelnd riefen und ſich verſammelten: Er kömmt! er kömmt! ſobald ſie ihn vom Dammthore über das freie Feld daher kommen ſahen.

Der lange Mann war ein gemüthliches Original und als ſolches das Geſpräch der Vorſtadt. An ſeinem Weſen erfreuten ſich Alle, die in jener Gegend wohnten. Gleich einem andern Salzmann und Peſtalozzi, verſammelte er die Kinder um ſich, vertheilte erſt, was er aus ſeinen Taſchen hervorholte und ließ dann das ganze bunte Völkchen um ſich im Sande oder Graſe ſich herumtummeln. So währte es eine, oft mehrere Stunden, er ſelbſt ſcherzte und freute ſich und ging endlich, von Allen gleichſam mit Trauern verabſchiedet und nur dadurch ſie tröſtend: Morgen komme ich wieder! Keine Bitten halfen dann: Ich habe keine Zeit! Ich muß hinein, hieß es.

Dieſer kinderfreundliche Mann nannte ſich Herr Steinhardt und war Muſiker. —

Lieschen freute ſich, wenn die Kinder ihr erzählten; ſie ſah durchs Fenſter, wenn die Kleinen im blauen Röckchen, faſt im Hemde und mit den bloßen, grauen Füßen über den Weg liefen und in die Hände klatſchend riefen: Der lange Mann kömmt!

Dann aber wurde ſie wieder ſtille, bis ihr Lehrer und ſpäter ihr Freund kam.

Da ſie die Muſik ohne alle Regeln gelernt hatte, da ihr vom Vater Sonntag bloß gezeigt worden war, wie ſie dieſe oder jene Saiten und Accorde zu dieſen und jenen Liedern, meiſtens in denſelben Lagen und in denſelben Verhältniſſen anſchlagen mußte, ſo machte es ihr Anfangs Spaß, in dieſe Myſterien der Kreuze und Been eingeweiht zu werden. Dann ſang ſie Scala und übte Arien ein. Aber das Alles befriedigte nicht ihr Herz. Oft fragte ſie ſehr naiv, wozu das Alles, da ich's ſo viel leichter haben kann? Sie war einmal an die Faſſung des Liedes und die Couplets gewöhnt, Alles ſchien ihr überflüſſig und eine Verwirrung, was darüber hinaus

Laſſen Sie uns aufhören, lieber Wanhall, es macht mich ganz confus. Ich muß heiter nnd guter Dinge ſein, wenn mein Freund kömmt und ich ihm erzählen ſoll, was ich heute gelernt habe. Ich will ihn bitten, daß Sie mich nicht mehr quälen ſollen, es wird doch nichts aus mir, ich bin eine ungeſchickte Dirne, ſagte Lieschen.

Der junge Muſiklehrer veränderte ſeine Farbe und erblaßte, ohne daß Lieschen, die übrigens jetzt Mademoiſelle Louiſe hieß, es bemerkte.

Der junge Muſiklehrer vergaß in der Regel, nach der Uhr zu ſehen, während er bei Lieschen war. Die Zeit verſchwand ihm ſo ſchnell, er blieb ſo lange, ganz gegen ſeine Gewohnheit bei anderen Schülern und Schülerinnen, daß er die nachfolgenden Stunden umſetzen und freilaſſen mußte, um nicht beſtändig mürriſche und unwillige Geſichter nach Momenten einer ſtillen Freude und Seligkeit zu haben.

Auf den Wunſch ſeiner Schülerin ſtand er jetzt auf, legte das Notenheft bei Seite und wollte gehen. Aber er vermochte es nicht.

Mit einer größeren Befangenheit, als es ſonſt ſeine Art war, da er hier vielmehr eine gewiſſe Leichtigkeit und Traulichkeit ſich herausnahm, die ihm durch Lieschen's Lage und Verhältniß ſelbſt dargeboten zu werden ſchien, hub er endlich wieder zu ſprechen an:

Sie ſehen das Ding noch nicht von der rechten Seite an. Wenn Sie jetzt Ihren Vortheil wahrnehmen und den Augenblick benutzen, können Sie eine große gefeierte Dame werden und mehr wie Einen glücklich machen.

Glücklich machen? Fragte Lieschen verwundert. O, Sie ſcherzen wohl. Soll ich mich denn nicht allein glücklich fühlen. Bin ich hier denn nicht ſo gut als gezwungen? Hat man mich hier denn nicht in Feſſeln gelegt, verkauft und verrathen. Wer geht mit mir um? Sie, mein Freund?

Wie Sie ſo ſprechen können; waren Sie denn eben nicht noch ganz aufopfernd geſinnt für ihn?

Ach, Sie verſtehen mich nicht, oder wollen es nicht, verſetzte Lieschen zaghaft und mistrauiſch.

Ich kann gegen keinen Menſchen falſch ſein. Einmal bin ich in die mir geſtellte Falle gegangen. —

Iſt denn das eine Falle? verſetzte der Muſiklehrer. Sehen Sie, es kömmt nur auf Sie ſelbſt an, um ſich frei und ſelbſtſtändig zu machen. Treten Sie beim Theater als Choriſtin ein. Gehen Sie zum Director, verſchweigen Sie ihm Alles, was Sie ihm verbergen zu müſſen glauben, er wird Sie prüfen und unmittelbar auf Ihre Wünſche eingehen, er wird Sie aufnehmen.

Und was bin ich dann mehr als jetzt? fragte Lieschen mit naiver Neugier.

Choriſtin, die aber bald avancirt und bei fortgeſetzten Studien wirkliche Sängerin wird.

Lieschen ſchwieg, ſie pflückte an dem Notenheft und blickte ſtarr auf die großen Buchſtaben des Titels.

Dem Muſiklehrer war während ſeiner Rede das Herz bedeutend leichter geworden, obgleich er ſeinen ganzen Plan und ſeine eigentliche Abſicht noch immer nicht klar und deutlich ausgeſprochen hatte. Hierin wurde er beſonders dadurch behindert, daß Lieschen ſo wenig auf ſeine Worte einging, daß ſie keine Ahnung hatte von dem, was dahinter noch verborgen ſein konnte. Die Freundſchaft des Patriciers, ſeine Protection und Neigung konnte ja noch ſo lange geduldet und benutzt werden, bis das Weitere erreicht war, dann ließ ſich das Ende vielleicht auf eine bequeme und verſtändige Weiſe herbeiführen.

Der junge Mann mit der tiefen Abſicht hatte ſich kaum entfernt, als der „Freund“ auch alſobald erſchien, nach ſeiner Gewohnheit leiſe und plötzlich eintretend, und wenn auch nicht wie Egmont, der zu ſeinem Klärchen ſchleicht, in einen prächtigen Mantel, ſo doch in einen langen Oberrock gehüllt, deſſen aufgeſchlagener, zuſammengezogener Kragen das Geſicht wenigſtens zur Hälfte verbarg, während der Hut faſt über die Augen herabgezogen war.

Er warf ſich auf den Sopha, der nur für ein zärtliches Paar beſtimmt zu ſein ſchien. Lieschen mußte ſich zu ihm ſetzen und ihre Geſchichte des heutigen Tages erzählen. Der „Freund“ war bei dieſer Gelegenheit ganz Ohr, er horchte auf jedes ihrer Worte, er beobachtete mit ſcharfen Blicken jede ihrer Mienen, um, wie er meinte, ſogleich die Spur jedes Eindringlings zu erkennen und ſein Lieschen vor böſem Leumund zu ſchützen.

Lieschen war diesmal ſehr karg mit ihrem Berichte, ſie verſchwieg nicht ohne Aengſtlichkeit die mit dem Muſiklehrer gehabte Unterredung.

Auch der „Freund“ war an dieſem Abend ungewöhnlich einſylbig; wäre Lieschen nicht ſo arglos, ſondern kundiger und erfahrungsreicher geweſen, ſie würde es unfehlbar bemerkt haben.

„Liebes Lieschen“ — begann er mehr wie ein Mal und zog die Unbefangene, ſie herzend, zu ſich heran. — Wir müſſen erwähnen, daß ſeit der Zeit, wo Lieschen dieſe ihre ſtille Wohnung erhielt, kurz, ſeit ſie die beſondere Theilnahme und Gewogenheit ihres „Freundes“ auf ſich zog und deſſen heimliche Beſuche empfing, etwa ein halbes Jahr verfloſſen iſt. —

Der Patricier war ein Mann des Geſchmacks und reizenden Genuſſes, aber in gleichem Maaße gleichgültig. Er hatte ſeine Frau, jene Frau, deren wir uns aus der Scene mit dem Kartenleger entſinnen, aus einer Laune, man möchte ſagen, aus einer frivolen Idioſyncraſie geheirathet und wieder aufgegeben. Er hatte das aus der niedrigſten Sphäre hervorgegangene, unſchuldige Harfenmädchen gewonnen und eingemiethet, aber ſeit der Zeit war ja ſchon ein halbes Jahr verfloſſen; war dieſes luxuriöſe Intereſſe denn noch die Feſſel und die Opfer werth? —

Der Patricier ging zum Dammthor hinein, er war den Jasmin- und Hollunderbüſchen des Walles, der unverſperrten Auffahrt nahe, er ſah die alten Weiber mit den weißen Tüchern, welche dort ſpazieren gingen, er hörte es wiſpern und flüſtern, ſollte da der Gedanke an Lieschen nicht bald verwiſcht werden, das Intereſſe nicht gar zu leicht erkalten? — O, dieſe Boulevards bergen an dieſer Stelle ſo manches Unheimliche! Wer den Schleier nur völlig lüften, die verkauften Seelen, die lüſternen Gourmands nur alle aufzählen dürfte! Die Blätter flüſtern oft ſo wehmüthig und ſchauerlich, ſie umrauſchen die Bürgerſchildwache, welche dort Acht hat auf ihre Pflicht. Das Commando der Ablöſung tönt einförmig durch die Nachtluft, die Leute ziehen einzeln von der Stadtluſt, von dem Rauſche des Abends, zum Thore hinaus, und ihre Tritte verhallen nach und nach auf dem vom Zwielicht der Laternen erhellten Pflaſter. —

Es war eine Pauſe eingetreten. Der Patricier war unruhig geworden, man möchte ſagen verlegen. Er ſann auf Ausdrücke, um das Geſpräch ſo milde als möglich wieder anzufangen. In dieſer innern Bewegung ſchloß er das harmloſe Opferlamm, welches er von ſeiner ſtillen, anſpruchsloſen Fährte gelockt, dem er den Geſchmack an unmoraliſcher Gleichgültigkeit heimlich und mit Wohlbehagen eingeimpft und welches er jetzt wieder fahren laſſen wollte, um ſeinen Fall zu beſchleunigen, mit krampfhafter Geberde an ſich. Lieschen fuhr zuſammen und ſeufzte.

Mein Kind, begann endlich der Patricier wieder, um die Unluſt, welche zwiſchen Beiden mit Macht hervorzubrechen drohte, zu verſcheuchen, — mein Kind, Du haſt am Tage gewiß viel Langeweile? Leider kann ich nicht immer bei Dir ſein; Du weißt, wie gerne ich zu Dir eile, ſobald der Abend hereinbricht, und die Geſchäfte es nur erlauben. Und am Tage hat mein Mädchen ſonſt niemals Beſuch? fügte er mit einem Seitenblick und faſt väterlichem Tone hinzu.

Ach, wie Sie nur ſo fragen können, verſetzte Lieschen halb unwillig. Haben Sie mir denn nicht geſagt, das erſte Mal, wo Sie Jemanden bei mir treffen würden, wäre es aus mit uns; ich bekäme noch Unterhalt für einen Monat, könnte dann meine Mobilien nehmen und abziehen!

Das iſt recht, mein Lieschen, das hab ich Dir geſagt, und weil Du meine Worte ſo gut behalten haſt, glaub ich Dir doppelt, daß Du rein Haus hältſt. Was könnte Dir auch an ſo einem jungen Laffen gelegen ſein, da ich es ſo gut mit Dir meine. Aber, Mädchen, ich glaube doch, Du haſt Langeweile. Du bringſt Deine Stunden mit Sorgen und Zweifeln hin, denkſt Du nicht auch manchmal, wo ich nun wohl ſein möge?

Warum das? entgegnete Lieschen mit der größten Naivetät, die man Dummheit nennen könnte, wäre der Unterſchied der Jahre hier nicht ſo bedeutend im Spiele geweſen.

Haſt Du wirklich noch Niemand? fragte der Patricier wieder mit einem gewiſſen piquirten Tone, mit einer Beſtimmtheit, als erwarte er eine bejahende Antwort.

Der Leſer wird nach der bisherigen Erzählung wahrſcheinlich ſchon zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß es mit dieſer Erwartung vollkommen ſeine Richtigkeit hatte. Der „Freund“ wollte ſich auf eine ſchickliche Weiſe wieder von ſeiner „kleinen Frau“ losmachen, er wollte den väterlichen Protector ſpielen und ſich hinterher, wenn es möglich wäre, und die zu wählende Partie ſich darnach geſtaltete, den „Hausfreund“ ſpielen, der das junge Ehepaar beſucht, um ſich zu überzeugen, ob es glücklich lebt, um namentlich die Gelegenheit zur Eiferſucht zu überwachen und im Entſtehen zu tödten.

Ach, das Cicisbeat eines Hausfreundes iſt ſo nothwendig, wird von Manchem mit einer ſo gränzenloſen Geduld ertragen, man weiß wie die Zeiten ſind, wie ſehr man ſich in die Verhältniſſe der Geſellſchaft, in die Zuſtände der Welt fügen muß, um eben vor dieſer Welt auf einem gewiſſen anſtändigen Fuß zu erſcheinen.

Verworfenheit und Schande, niedrigſte Gleichgültigkeit und brutale Selbſtverleugnung, für wie Weniges ſeid ihr feil! Was iſt der Leumund des Lebens, der rechtſchaffene Name, der gute Ruf in dieſen Tagen einem jungen Manne, der zu leben hat, der ſein Daſein pflegt, der bequem ſich auf dem gepolſterten Sopha ſeines qualificirten Arbeitszimmers ſtreckt, während ſeine „Frau“ ſich mit dem „Hausfreund,“ mit dem „alten Geliebten,“ der ihrer überdrüſſig war und doch jetzt die Beſuche nicht aufheben kann, Rückſichten halber, unterhält. Geſunkenheit, Verdorbenheit, Niedrigkeit der noblen Herren, warum fallt ihr nicht dem Auge der Polizei auf, warum hat ſie keine Macht, dieſem Unheil zu ſteuern! Ihr bearbeitet von unten auf das Volk, ihr wollt die Zuſtände des Proletariats verbeſſern, was hilft es euch, ſo lange man euch von oben hinter einer ſpaniſchen Wand entgegen arbeitet, während man ſich die Miene der Gönnerſchaft giebt; ſo lange hier die Immoralität und Verpeſtung der Volksſitten ſyſtematiſch cultivirt wird? Arme Geſchöpfe, nicht der Beſtand der Phrynen iſt verderblich, ſondern dieſes ſchleichende, gleißende Gift, dieſe Elendigkeit der Mannheit, die aller Schaam und Ehre den Kopf abgebiſſen hat! Arme Geſchöpfe der niederen Claſſen, welche der liebe Gott mit Natur und Anmuth begabt hat, ihr ſeid oder werdet die Beute eines Hay, welcher allverſchlingend die Wogen des Lebens durchzieht. Was hilft es gegen Sclaverei und öffentliche Proſtitution zu kämpfen, ſo lange hier der ſcheußlichſte Krebs verheerend um ſich frißt. Mann und Weib, wie ſchauderhaft ſeid ihr abgefallen von eurem Urbild. Könnt ihr euch ſelbſt noch anblicken! —

Der Patricier ſchied für dies Mal, ohne es mit ſeiner Abſicht bis zu einem beſtimmten Ziele, wenigſtens ſo weit gebracht zu haben, als er es für nöthig halten mußte Er ſowohl, wie der Muſiklehrer, hatten Andeutungen genug gemacht, allein die Antwort auf ihre hingeworfenen, leiſe verhüllten Fragen war Lieschen ihnen ſchuldig geblieben. Dadurch wurde von dieſer Seite der Knoten mehr und mehr geſchürzt und die Spannung gehoben. Lieschen hätte offenbar die Anſprüche Beider leicht befriedigen und die Sache zur Entſcheidung bringen können, wenn ihr nicht etwas Anderes, wenn auch augenblicklich noch ziemlich unklar, doch tief im Herzen gelegen hätte. Den Grund hiervon, die

Urſache ihres Verſtummens und ihrer wahrſcheinlich nicht aufrichtigen Kurzſichtigkeit wird man auch ohne Namen leicht begreifen. Es würde der Erzählung und der Geſprächsführung kein Ende ſein, ſollte Alles nach dem Gang der Geſchichte berichtet werden. Wir werden indeſſen ſehen, was unſerer kleinen Heldin, die es vorläufig bis zur „femme entretenue“ gebracht hat und der ſchon mancher Schatten des Lebens auf den kurzen Weg gefallen, weiter begegnet. Das gute Kind, durch Gemächlichkeit und eine gewiſſe vornehme Ausſicht in einen bewußtloſen Schlummer gelullt, von ihrer früheren Umgebung durch die Verführungskunſt einer Rabenmutter abgeſondert, ohne alle Verbindung mit dem Leben, eingeſperrt wie eine Gold-Amſel in den Käfig, weiß ſich nicht zu rathen und zu helfen, vielleicht aber nur deshalb nicht, weil ſie den, der doch einmal ihr Herz und ihre Liebe hat, nicht mehr in den Ringmauern der Stadt weiß, weil ſie ſich auf ewig von ihm geſchieden glaubt. Und wodurch? Durch einen Irrthum von ihrer und ſeiner Seite. Durch eine Unentſchloſſenheit, welche das rechte Zeichen der Unmündigkeit iſt. —

Der Muſiklehrer kam wieder zur gewohnten Stunde. Er war heute ſehr aufgeregt, er lächelte ſeiner Schülerin ſchon beim Eintreten entgegen, und überreichte ihr eine große weiße Tute voll — Klatſchroſen.

Es iſt ſo meine Methode, ſagte er, Kindern durch Klatſchroſen Luſt zur Muſik zu machen. Und weil Sie nun doch einmal ſo ein liebenswürdiges Kind und ſo artig ſind, ſo muß Ihnen dieſe Lockſpeiſe werden.

Lieschen nahm und naſchte. Sie war ſtill und mißgelaunt, weil ſie in dem Augenblick wirklich nicht mehr an die Unterredung beim Schluß der letzten Stunde dachte. Daher war ſie auch durchaus auf keine Antwort gefaßt, wenn eine ſolche ihr unvermuthet wieder abgefordert wurde.

Der Lehrer ſetzte ſich ans Piano und ſeine Schülerin ſtellte ſich daneben. Ach, ſolche Muſikſtunden ſind verfängliche Augenblicke und Situationen! — Was iſt der Tanz mit ſeiner leidenſchaftlichen Umſchlingung gegen ein ſolches Rendezvous. — Beim Spielen und beim Singen — es iſt einerlei, wenn Lehrer und Schülerin grade in den rechten, die Natur entfaltenden Jahren ſtehen. Man denke, eine ganze Stunde nebeneinander zu ſitzen, ſich zu berühren, mit den Händen, mit den Füßen, mit den Schultern, mit dem ganzen Körper, von dem warmen Athen angehaucht zu werden? Und nun gar vierhändig zu ſpielen, wo die Hände und Finger ſich ſo oft in einander verſchlingen müſſen, wo die Schülerin ſo oft genöthigt wird, ſich mit dem jugendlichen Leib weit über unſern Schooß zu lehnen, um die ihr zugetheilten tiefen Baßtöne zu erreichen, und dabei unter dem Zauber der Töne, dem Reiz der Melodie ſich gleichſam auf Gnade oder Ungnade hinzugeben.

Aber beim Singen iſt es nicht beſſer. Die ſchlanke, herrliche Geſtalt ſteht neben uns, ihr Herz klopft hörbar, ihr Buſen wallt, die Augen des Lehrers ſchweifen von Zeit zu Zeit zu den glänzenden, ſchwimmenden, begeiſterten Augen der Singenden hinauf, die jetzt grade Worte ausſpricht, welche das Herz zur Verzweiflung bringen möchten.

Der Muſiklehrer ſchlang ſeinen Arm um Lieschen's zierliche Seite, ſo daß die weiche Hüfte an ſeiner Schulter ruhte.

Louiſe, ſagte er bewegt, Sie gehen heute hin, Sie müſſen —

Ach — laſſen Sie —

Thun Sie es, Louiſe, es iſt mein ſehulicher Wunſch. Was ſitzen Sie hier zwiſchen den vier Wänden, wo die Tage Ihnen immer länger werden. —

Ja, wenn ich aus Hamburg gehen könnte. —

Warum nicht? Die ganze Welt ſteht Ihnen offen, ſobald —

Laſſen Sie mich, ſagte Lieschen plötzlich, — ich will, will mein Glück verſuchen, vielleicht daß ich ſo hier wegkomme.

Es war in dem Momente unfehlbar ein Blitz der Hoffnung in ihre Seele gefallen, ein leiſer Plan hatte eine neue Knoſpe angeſchoſſen.

Lieschen ging — um Choriſtin zu werden.

VII.

Eine Tanzſtunde.

Der Herbſt iſt gekommen. Die Tanzſtunden nehmen wieder ihren Anfang. Wer kann ſich irgend etwas Arges dabei denken! Der Tanz iſt ein ſo unſchuldiges Vergnügen — ſagte man früher und dachte an die ſteifen Menuetts, an die Anglaiſen und Quadrillen. Mit der Zeit aber änderte ſich der Tanz und darnach auch die Meinung. Man hält den Tanz für gefährlich, für ſehr gefährlich und ſittenverderblich, daher die gebildete Welt ſich ſchon lieber vertanzen läßt, wenn ja eine Art Ball ſein ſoll, als ſelbſt tanzt. Pfui! Die Berührung, dieſes kreiſende, wirbelnde tête à-tête iſt höchſt unanſtändig.

Und dennoch gehört es zur Bildung, tanzen zu lernen und zu können. Das junge Mädchen watſchelt mit ihrem ganzen Körper, ſie geht ſo ſchlottrig, ſo ungelenk, ſie weiß keinen Fuß vorwärts zu ſetzen, alſo — tanzen lernen. Die Keime der Natur werden ja noch ſchlummern, und um ganz ſicher zu gehen, können und mögen die Mädchen unter ſich tanzen. Auch die Knaben ſeien ausgeſchloſſen, ſo ſind wir ſicher, daß keine auch noch ſo kleine Liebſchaft angezettelt und eingefädelt wird. Unſere Erzieherinnen, unſere Lehranſtalten für Mädchen wiſſen die ihnen Uebergebenen zu überwachen. Ich ſage nichts von dem Scherzen und Grüßen am Fenſter, nichts von den Begegnungen auf dem Wege, nichts von dem heimlichen Muthwillen und der kirren Luſt der kleinen Schülerinnen.

Ich habe hier aber andere Tanzſtunden im Sinne. Ich will und kann nicht die verſchiedenen Grade derſelben, ihre helleren oder blaſſeren Farben und Tendenzen nach der Reihe charakteriſiren, es muß mir genügen, meine Leſer in eine ſolche zu führen, die Myſterien enthält, wie ich ſie für meine Schilderungen gebrauche.

Die Polizei kann nichts haben gegen ſolche Tanzſtunden, ſie muß ſehr behutſam zu Werke gehen, wenn ſie auch einmal mitzutanzen für nothwendig findet, und doch darf ſie nie ihr Auge ſchließen, darf nicht vergeſſen, daß der Tanz ſehr gefährlich geworden iſt, und daß nun gar Tanzſtunden unter dem Deckmantel der Bildung, der geſellſchaftlichen Gymnaſtik und der ſcheinbar moraliſchen Controlle ſehr gefährlich werden können.

Treten wir in das Local. Es iſt nicht eben ſcheinbar, wie ſchon aus dem Eingang, der über einen finſteren Hof führt, abzunehmen iſt. Vielleicht wurde es früher zu einem Waarenlager benutzt. An den vergilbten Wänden befinden ſich viele Nägel, die jetzt benutzt werden, um eine Art Lampeten daran zu befeſtigen. Aber deren ſind nicht ſehr viele, ſo daß dieſer Saal ſehr ſparſam erleuchtet iſt. Neben einem großen Ofen befindet ſich eine Schenke. Man bemerkt daran, daß der Erbauer dieſer Hebebude ſehr ökonomiſch zu Werke ging. Eine Kiſte iſt auf die Seite gelegt, inwendig mit Fäßchen gefüllt, und bildet auf dieſe Weiſe die Tonbank. Hinten ſind einige Bretter an die Wand genagelt, um Gläſer, Flaſchen, Citronen, Zuckergefäße u. ſ. w. zu tragen. Alles iſt endlich durch Stücke und Streifen von Tapeten, die ſich in ihren Muſtern und Farben ziemlich ungleich ſind, verſchönert und gehoben. Eine breite Borde ſchließt oben bühnenartig den Proſpect, ohne jedoch bis zur Decke zu reichen, ſo daß man frei darüber hin und nur eine einzige weiße Latte bis hinauf reichen ſieht.

An den Wänden herum ſtehen theils Bänke, theils Stühle, die aber ſchon ziemlich altmodiſch und abgenutzt ſind. Einige junge Mädchen von zwölf bis funfzehn Jahren haben darauf Platz genommen, flüſtern leiſe mit einander, kichern und werfen verſtohlen ihre Blicke durch den Saal und nach der Schenke, um die ſich einige junge Männer gruppirt haben.

Die jungen Mädchen ſind ſo ziemlich alle von gleich armen oder gleich begüterten Eltern; ſie ſind eben aus der Schule entlaſſen oder auch noch nicht, ſie ſticken, nähen Handſchuhe, ſtaffiren Hüte, arbeiten in den Fabriken oder lernen, wo die Umſtände es erlauben, die allbeliebte Schneiderei, um alsbald mit ihrem großen Korbe mit grünem Schubſack und zwei großen, mächtigen Taſchen, welche ſehr verborgen an den Seiten des Kleides angebracht ſind und worin ſich bei Gelegenheit allerlei und ſchnell verbergen läßt, „aus ſchneidern zu gehen.“ Die jungen Schneiderinnen erwerben dadurch Selbſtſtändigkeit und Selbſtgefühl, können ihren Eltern

Trotz bieten und ſehen ſo die Quelle wenigſtens möglich, aus welcher ſie, mit dieſem und jenem Nebengewinnſt und abfallendem Schneiderprofit, durch Verkauf von Reſten an die Juden ꝛc. für ihren Putz und ihre freiere Lebensart ſchöpfen können.

Der Stickerinnen ſind hier weniger als der Schneiderinnen, aus dem einfachen Grunde, weil der Erwerb der Letzten beliebter und einträglicher iſt als der der Erſten. Die Stickerei verdirbt die Augen, wird gar zu ſchlecht bezahlt und wirft als Nebenverdienſt kaum einige Baumwolle ab, denn dieſe Arbeit wird für Kundige gemacht, welche ganz genau, bis auf den Zoll wiſſen, wie viel Nähſtoff zu jeder Blume, zu ſo und ſo viel Muſchen oder Guirlandenblättern gehört. Abbas! und die Stickerei iſt noch dazu ſehr der Mode unterworfen, aber Kleider gebraucht man immer, und dadurch, daß man ſich gemeinſchaftlich, d. h. zu Sechſen oder Zwölfen auf ein Modeblatt, auf die „Jahreszeiten“ abonnirt, ſchreitet man zugleich mit der Literatur und Cultur vorwärts, bekömmt allerlei Liebesgeſchichten zu leſen, die das Herz bilden und die Erfahrung läutern und kann, während man näht, noch die angehängten Räthſel errathen und die Löſung ſich mittheilen. Sehen Sie, meine Leſer, dieſe jungen Schneiderinnen, welche jeƷt tanzen lernen wollen, ſind ſehr gut geſtellt, weshalb ihre Claſſe auch niemals ausſterben wird.

Unter dem männlichen Perſonal, welches ſich ſpähend und beobachtend, lachend und nachdenkend durch den Saal verbreitet, herrſcht eine größere Mannigfaltigkeit, nicht ſo ſehr wegen der Jahre, als wegen des Standes, der Perſönlichkeit und der Mode. Die Mehrzahl beſteht freilich aus jungen Leuten, die den Handlungscomptoiren, den Mäklern und Krämern unter- und beigeordnet ſind, aber es finden ſich auch noblere Corporationen repräſentirt und ſelbſt der Sohn des Kaufherrn und Induſtriellen hat ſich nicht ausgeſchloſſen.

Man wird vielleicht ſchon argwöhnen, daß ein anderer Grund, als der in dem Intereſſe am Tanzen liegt, die Miſchung herbeigeführt hat.

Die Geſellſchaft wird indeſſen ſehr aufgeräumt. Man ſcherzt, man moquirt ſich, man treibt ſich immer bunter und bunter durch einander. Die kundigen Blicke ſuchen lüſtern unter den jungen Mädchen umher, die gerade nicht dreiſt und verwegen, aber doch auch nicht ſchüchtern da ſitzen, und mehr oder weniger das Verlangen ausdrücken, bemerkt zu werden. Dieſe Dandys ſcheinen die demokratiſche Berührung eher aufzuſuchen als zu fürchten.

„Mein Fräulein" — redet ein angehender Fallitenbuchhalter eine der blonden, ſchmachtenden Griſetten an — wollen Sie auch tanzen? — Die Angeredete lächelt mit einer gewiſſen Einfalt, ſie weiß nichts weiter zu antworten, als ein liſpelndes „Ja", und die Unterredung geräth wieder ins Stocken.

Griſette Sophie, das iſt der Name, ſtößt ihre Nachbarin an, der angehende Fallitenbuchhalter geht die Reihe hinauf und ein Gekicher folgt ihm auf dem Fuße nach.

Uetz — Uetz — flüſtern mehr laut als leiſe einige beherztere Brünetten von anſehnlichem Wuchſe, worauf der Getroffene ſich verlegen abwendet und unter die Menge verliert.

Magſt Du ihn leiden, Sophie? fragt die ſchwarzäugige, rothwangige Rieke, die ſiebzehnjährige Tochter eines Jollenführers. Mir kann er geſtohlen werden. Dir nicht einmal ein Glas Punſch anzubieten, und das iſt doch das Wenigſte, was er thun konnte. Nein, da lob ich mir meinen „Menſchen", der iſt viel gentiler, der weiß zu leben und ſich zu benehmen. Wenn mein „Menſch" auch nicht kömmt, mit jenem tanze ich nicht. Meinetwegen kann ihn nehmen wer da will.

Ach, Du und Dein „Menſch", ſagte die ſchlanke

Johanna, ihr ſeid auch Zwei. Wenn mein „Menſch“ mich einen Abend verließe, ſo würde ich ihm am folgenden Abend den Laufpaß geben.

Ja, er geht auch mit Dir nach „Fuchs“, ſagte Miene, eine andere Griſette von untergeſetzter Geſtalt, die ſchon für alle Hut- und Handſchuh-Fabriken gearbeitet hat, und von allen nach den erſten Wochen wieder entfernt worden iſt, ohne daß man wüßte warum. Es geht aber doch nichts über „Tivoli“, wenn die Zeit nur erſt wieder da iſt, ich kann das gar nicht abwarten.

Schweig Du mit Deinem „Tivoli“, ſagte die beſonders ausgewachſene, obgleich kaum ſiebenzehnjährige Guſte; Deine loſen Geſchichten, die Du da ausführſt, wiſſen wir alle. Wenn ſie bei Erleuchtung ſpielen, Du — dahinten — o, ich weiß wohl. —

Was denn? fragte neugierig ein unerfahrnes Ding von dreizehn Jahren, die die Irrfahrten im „Tivoli“ noch nicht kennen gelernt hat, aber doch gerne wiſſen möchte, was „dahinten“ denn ſo Abſonderliches vorgeht.

Ich will Dir's wohl mal ſagen, verſetzt die Guſte. Du biſt eigentlich noch zu jung, um Alles zu wiſſen, aber ich ſag' es Dir doch einmal. —

Während die Reihe der Griſetten ſo weiter plaudert, haben die „Herren“, „Menſchen“ und „Tänzer“ ſich bene gethan. Eine Drehorgel, deren Walzen mit den neueſten Tänzen von Lanner und Labitzky beſchlagen ſind, hat neben der Schenke Poſto gefaßt.

Aber, Herr Schneller, ſagt ein Faſhionabler, das iſt doch unverantwortlich, uns nach den Pfeifen einer Drehorgel tanzen zu laſſen. Das iſt für mich eine unerträgliche Muſik, eine alte Violine, eine Flöte und ein Baß wären doch wohl von der Straße aufzutreiben geweſen. Ich muß dieſe Dudelei den ganzen Tag hören, wenn ich auf dem Comptoire ſitze, und nun gar hier! — Nein, nein, wenn die loslegt, ſo bleibe ich nicht.

Ich auch nicht, ich auch nicht, rieſen mehrere Stimmen.

Herr Schneller führt verſchiedene Gründe an, warum er keine andere Inſtrumentiſten habe bekommen können. Es hilft nichts, man zeigt ſich unwillig. — Darüber fühlt der Drehorgellant ſich gekränkt. Meine Herren, ſagt er, ich bin auch Künſtler; und wenn ich mich auch nicht ſchämen würde, zu arbeiten, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß mein Inſtrument, meine theure, ſchöngearbeitete Orgel, die ganz ohne Schulden und mein Eigen iſt, mir über Alles geht, daß ich auf ſie und meine Kunſt nicht das Geringſte kommen laſſe. Es erhebt ſich ein Gelächter. Alſo, obgleich Sie Kunſtler ſind, würden Sie ſich doch nicht ſchämen, zu arbeiten? frägt ein kühner Commis einer Eiſenhandlung und ſchwingt ſein großes, ſeidenes Taſchentuch wie eine Friedensfahne. — Nein, verſetzt der Künſtler, auf Ehre nicht.

Die Ruhe wird indeſſen wieder hergeſtellt. Aber man will nicht tanzen, man will ſich für diesmal ſchon anderweitig zu unterhalten ſuchen. Herr Schneller, der Maitre de danse, iſt damit einverſtanden.

Warum haben Sie aber keine andere Damen? flüſtert ein Dandy dritter Claſſe ihm in die Ohren. „Wie, ſind dieſe nicht ſehr jung und anſehnlich?“ — Ach, die kenne ich alle ſchon von Tivoli her; mit der und der habe ich längſt manche Fahrten gehabt, die haben kein Intereſſe mehr für mich: da giebt man ſein Geld für ihre Tanzſtunden ja umſonſt aus.

Herr Schneller entſchuldigt ſich mit den Eltern der Griſetten. Er verſpricht alles Mögliche zu thun, um ſeine „**Schüler**“ zufrieden zu ſtellen.

Der Intereſſenloſe bleibt jedoch. Es werden mehrere Gläſer Punſch beſtellt, man trinkt den jungen Mädchen zu und wird immer aufgeräumter und bekannter unter einander. Einzelne Paare verlieren ſich, um ſich abzukühlen. Nur ein junger Krämergehülfe, der bereits wieder dicke rothe Hände bekommen und der im Winter alle Finger mit Pflaſtern belegt hat, ſteht ziemlich theilnahmlos. Er iſt ſcheinbar verdrießlich, daß nicht getanzt, ſondern getrunken und geſcherzt werden ſoll. Es muß ein Kummer ſein Herz belaſten, denn je lauter und aufgelöſter die Geſellſchaft ſich zeigt, deſto größer wird der Contraſt ſeiner Perſönlichkeit.

Endlich findet er eine theilnehmende Seele; ein Rouleauxmaler wendet ſich zu ihm und erforſcht die Urſache ſeiner Schwermuth.

Du biſt ein Narr, ſagt der Rouleauxmaler. Hat ſie nichts gebraucht? — Ja, verſetzt der Krämergehülfe mit großer Schüchternheit und Beklommenheit, allein es hat nichts geholfen. — Ach, wir ſind ſehr unglücklich! — Papperlerpap; ha, ha, ha! lacht der Rouleauxmaler, ſo heirathe ſie. Abgeboten wird ſie darum doch in aller Ordnung und Rechtmäßigkeit. Ich kenne Frauen, die es als Mädchen drei-, viermal weiter gebracht haben, und die dennoch in allen Ehren als Jungfer Catharina Eliſabeth abgeboten wurden. Heirathe ſie.

Ich habe ja kein Geld und was ſoll ich denn anfangen. — Geld? verſetzt der Rouleauxmaler mit Keckheit, auch da iſt über zu kommen. Geh nur. —— Doch wir wollen die Inſtruction fahren laſſen, und mit der bezüglichen Scene ſogleich medias in res bringen.

VIII.

Bonaparte.

Der junge und betrübte Krämergehülfe, er ſoll Paul heißen, ſteigt mit ſchweren Schritten eine nicht gerade finſtere aber unter ſeinen Füßen knarrende und ſeufzende Sahltreppe hinauf. Er lieſ't die Namen an allen Thüren, welche ſich zur Seite dieſes Schachtes befinden, aber noch immer iſt es der rechte nicht. Ehrſame Schuhmacher und Schneider ſcheinen ſich hier zu Dutzenden eingeniſtet zu haben. Gut, wenn ſie ſich auf der Treppe nicht begegnen, der Neid möchte leicht eine unangenehme Berührung hervorrufen. Die Kunden aber verirren ſich nie, ſie theilen ſich und glauben, jeder für ſich, mit dem „Meiſter,“ den ſie erwählt, am beſten daran zu ſein. Man lernt hier, daß der liebe Gott Jedem ſein Brodt und ſeine Lebenshülfe giebt, den Vögeln unter dem Himmel, wie den „Meiſtern“ von demſelben Geſchäft auf **einer** Sahltreppe.

Je höher Paul ſteigt, deſto beklommener wird ſeine Bruſt. Ein Angſtſchweiß rieſelt ſeinen Rücken hinunter. Er hat ſchon den ganzen Weg auf Worte geſonnen, und noch immer hat er keine Anrede gefaßt. Jetzt öffnet er die richtig gefundene Thüre. Es klingelt, ein Hündchen bellt ihn an; eine Weibsperſon tritt hervor, er redet ſie an, aber vor dem Bellen des Kläffers können ſeine Worte weder vernommen werden, noch kann er ſelbſt hören, was er geſagt hat. Dies bringt ihn ganz außer Faſſung, er wird übermaaßen verlegen und von glühender Röthe im Geſicht übergoſſen.

Die Weibsperſon wirft ihm einen verächtlichen, abſtoßenden Blick zu, ſie ſcheint von dieſem Beſuch wenig eingenommen zu werden. Während ſie den Kläffer zu beſänftigen ſucht, obgleich mit einem gewiſſen Widerwillen, aus welchem hervorleuchtet, daß ſie ihr Thierchen in dem Augenblick gerne in eine reißende Bulldogge verwandeln möchte, mißt ſie den in ſich zuſammengeſunkenen Paul mit forſchenden Blicken, in denen ungemein viel Abſchreckendes und Durchtriebenes liegt. Die Perſon iſt keine andere als — „Bonaparte.“ Die Leſer werden ſich dieſes Namens wohl noch aus den erſten Capiteln erinnern, auch theilweiſe den Kreis ihrer Geſchäfte ſchon kennen gelernt haben. Wenn auch nach ziemlich weitem Umſchweif, der ſchon Manchem ohne tieferen Zuſammenhang, ſondern als zufällige Irrelevationen geſchienen haben mag, wogegen der ſich ſeines weiteren, ſtrenge angelegten Planes wohl bewußte Erzähler, der am Ende alle Pointen und Charakterſkizzen ſo geſchickt, wie ſeine geringe Phantaſie und Combination es ihm geſtatten, zu einem abgeſchloſſenen Roman zu verknüpfen gedenkt, jedoch feierlich proteſtiren muß; — wenn alſo nach ziemlich weitem Umſchweif zu dieſem abnormen Individuum zurückgekehrt werden muß, ſo wird man ſich doch bald wieder in das richtige Verſtändniß verſetzen, mit andern Worten, der rothe Faden der Verflechtung wird bald wieder aufzufinden und feſtzuhalten ſein.

Was wollen Sie? — frägt Bonaparte, die Allerweltsmäklerin, mit brottem Tone und verächtlichem Naſerümpfen, wobei ſich alle Züge ihres Geſichtes, Mund und Augenwinkel zu einer zigeunerartigen Fratze verzerren.

Ich komme — ich wollte — um Sie zu bitten — mir — Paul ſtammelt, ohne enden zu können.

Geld haben! — ſchließt Bonaparte den unvollendeten Satz, mit gellender Stimme. Ich habe nichts.

Sie haben, wenn Sie nur wollten, ich bin unglücklich, wenn — —, er kann wieder nicht enden.

Ich ſage Ihnen ja, ich habe nichts, für Sie nichts, ruft ſie im Zorn, daß ſelbſt der Kläffer zuſammenfährt. Für Unglückliche, wie Sie ſich nennen, hab' ich ein für alle Mal gar nichts. Schwindelei, Betrügerei —

Ich verſichere Sie, ich will ehrlich abbezahlen und ſo viel Zinſen geben, wie Andere. Ich habe keine Bekannte, keine Angehörige und bin in eine traurige Lage gekommen.

Pah! was geht das mich an. Unglück, Unglück! Ich lebe nur von den Glücklichen. Wenn ich Ihnen zehn Thaler leihe, das heißt neun und einen ſogleich wieder zurücknehme, können Sie abbezahlen, alle Woche richtig? Können Sie Pfand und Bürgen ſtellen? Kann ich bei Ihnen Zinſen halten? Nein, und damit gut. Ich laſſe mich von ſolchen Menſchen nicht anſchwindeln. Adieu!

Paul iſt dem Weinen nahe. Er will Bonaparte's Hand ergreifen, welche dieſe aber zurückzieht. — Helfen Sie mir, nur dies eine Mal, mit fünfzig Thalern, die Noth, die Umſtände — — ich bringe mich um, ich bin arm, aber gewiß ehrlich — —

Ha, ha, ha, lacht Bonaparte, das kennen wir ſchon. Und wenn Sie außer fünf Thaler Abzug funfzig Procent per Monat geben wollten, ſo thue ich's doch nicht. Noth, Umſtände, — das geht mich nichts an. Ich lebe von ſicheren Leuten. Keine Querelen weiter, geben Sie, ſag' ich.

Ich habe mich mit einem Mädchen eingelaſſen, ſprach Paul jetzt mit leiſer, ruhiger Stimme und niedergeſchlagenen Augen.

Dacht' ich's doch! Eingelaſſen! kreiſchte Bonaparte. Wollen den Großen ſpielen! — Vielleicht könnte ich Ihnen helfen, wenn Sie mir Ihre dumme Trine bringen wollten und ſie hübſch iſt, vom Lande, unſchuldig — ich ſage nur, vielleicht, und das heißt nicht mit Geld, ſondern durch Erledigung von Ihrer Dirne.

Bei Gott nicht! rief Paul jetzt mit tiefem Gefühle der Aufrichtigkeit und Liebe, eher tödte ich mich. Marie iſt mein, mein, iſt treu und gut. Was würden auf dem Lande meine Eltern ſagen, wenn ich — nein, ich heirathe Marie, ich bringe ſie zu Ehren, oder — —

Glück damit! ſchrie Bonaparte vor Zorn und Unwillen über den zudringlichen Unglücklichen, und warf die Stubenthüre ſo haſtig zu, daß ſie ihr Hündchen klemmte. Darob ſteigerte ſich ihre Wuth.

Sie ſchalt, tobte, ſchimpfte von gemeinem Geſindel und war nahe daran, ihre gelben, runzeligen Fäuſte zu gebrauchen.

Paul ſtürzte beſinnungslos die Treppen hinunter.

Bonaparte befand ſich noch in voller Aufregung und ging eben nach dem Schranke, um durch ein Glas Aquavit Blut und Galle zu beſänftigen, als ſchon ein anderer Gaſt über ihre Schwelle trat. Die am ganzen Leibe zitternde drehte ſich diesmal faſt ſchwerfällig um und ſetzte das halb gefüllte Glas ſo ungeſchickt hin, oder ſtieß vielmehr damit an, um es ſchnell zu verbergen, daß es klirrend zu Boden fiel. Es erfolgte jedoch keine Beſtürzung hierüber, ſondern mit einer ſauerſüßen Miene, die in dem gelben, aſchfarbigen Geſicht die wunderlichſten Farben ſpielte, empfing ſie den Eintretenden und hieß ihm mit einer gewiſſen Vertraulichkeit willkommen.

Der Patricier — denn dieſer war der Gekommene — ließ ſich ebenfalls ohne viele Complimente nieder auf einen Sopha, der mit großgeblümtem, aber ſchon ſehr verblichenem Cattun überzogen und behangen war. Zwei Katzen aus Gyps, welche, grau bemalt, auf einer Comode ſtanden und eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Sahlbewohnerin zeigten, fingen bei dieſer Bewegung mit dem Kopf an zu wackeln, als wollten ſie ihre Freude über den Gaſt bezeugen.

Bonaparte ſchlug, gleich einem Unter-Officier, der ſeine Recruten exercirt, ihre Arme und Fäuſte in einander und erwartete mit einer lüſternen Neugierde die Rede des Patriciers, oder ſuchte vielmehr ſchon mit dämoniſcher Schlauheit die Orakel ſeiner Blicke zu enträthſeln. — Der Patricier beobachtete gleichfalls Schweigen, und ſo ſtanden und ſaßen die Beiden ſich eine Zeitlang wort- und regungslos gegenüber. — Endlich brach der Patricier das Schweigen und begann, indem er Bonaparte feſt und beſtimmt in die unheimlichen, halb zugekniffenen Augen ſah:

Ich habe ein neues Geſchäft für Euch — Ihr könnt mir wohl behülflich ſein, da Ihr in allen Dingen Rath und Hülfe wißt.

Um von dem Harfen-Lieschen loszukommen? Ich merke ſchon, Ihr ſeid einmal wieder der Knauſer, dem es ſchon zu lange und zu viel wird mit der Dirne, verſetzte Bonaparte.

Diesmal haſt Du's nicht getroffen, Bonaparte, ſagte der Patricier, obgleich Dein Wort nicht ohne Klugheit iſt, Du verſtehſt Dich auf den Gang dieſer Verhältniſſe. Für Lieschen iſt ſchon geſorgt, ſie wird mir weniger beſchwerlich werden, und ich komme ſo nach und nach von ihr. Sie iſt geſcheut und alt genug, ſie wird ſchon wiſſen, ihre Vortheile wahrzunehmen, und irgend einen „Freund“ zu angeln, von dem ſie ziehen kann. Man kennt ja die Induſtrie der Mädchen, die die Narren und Affen, die Blinden und die Wahnſinnigen plündern und rupfen, ſo lange dieſe etwas haben, ihnen dann, wenn auch nur figürlich, einen Schub geben und die Speculation weiter fortſetzen.

Wer hätte Euch ſo viel Einſicht in die Denkungsart ſolcher Mädchen zugetraut, ſagte Bonaparte. Alſo gehört Ihr wohl eigentlich nicht zu den blinden Heſſen von dieſer Qualität.

Daß ich ein Narr wäre, verſetzte der Patricier, was ich habe, haben Andere auch. Es gehört kein halbes Jahr dazu, um Bekanntſchaft machen zu laſſen, und das Geld, was uns hier mit falſcher Schmeichelei und ſchlauer Koketterie abgebettelt wird, dort an Begünſtigtere hinfließen zu ſehen. Aber um auf die Sache zu kommen. —

Ja, mich ſoll doch wundern, fiel Bonaparte ihm in die Rede, womit ich diesmal dienen kann.

Mich von meiner Frau helfen, entgegnete der Patricier.

Dazu bedürft Ihr meiner? fragte Bonaparte. Geht, geht, dazu giebt es Freunde und Bekannte, mit denen man täglich ſeine ſchweigenden Stunden verbringt. Es wird ſchon ein guter, luſtiger Junge darunter ſein, der ſich ein heimlich boshaftes Vergnügen daraus macht, Eurem Weibe in verabredeter Stunde Geſellſchaft zu leiſten, während die hereinbringenden Zeugen ſchon auf dem Sprunge ſtehen.

Nein, ſagte der Patricier, dieſe Hülfe wollte ich eben nicht. Denn wiſſe, die Leute können nicht ſchweigen, ſie rühmen ſich ihres Dienſtes; ich wollte keinen Scandal, wiewohl es ſonſt zum guten Ton gehört, auch dergleichen mitunter mit zu machen, und wie wenig man ſich im Grunde auch um ſolche Bedenklichkeiten ſcheert.

Ihr habt doch eine gute Meinung von mir, lachte Bonaparte mit verzerrten Zügen. Ja, ich habe ſchon Manchem zu einer Frau und auch wieder davon geholfen. Ich muß es ſelbſt ſagen, ich habe weitläufige Connectionen, und meine Macht iſt in dieſem Bereiche größer, als das Volk ſich es träumen läßt. Manchem fidelen Jungen, der mit dem Baaren gut hauszuhalten wußte, habe ich zu Frau und Geld verholfen, und hatte er Beides, ſo ſtellte ich die Falle und er war der ziemlich überflüſſigen Laſt wieder ledig, er kaufte Haus und Hof, ſpielte den Großen, lebte elegant und ich zog nebenbei meine rechtlichen Procente. Ihr kennt Müller, er war ein armer Teufel, der ſich kaum den Leib innen und außen warm halten konnte. Er wußte ſich in die Gunſt einer Perſon zu ſetzen, die einen anſehnlichen Verdruß und einen noch weit anſehnlicheren Schatz hatte. Sie heiratheten ſich. Alsbald aber fiel es meinem Müller ein, daß eine ſolche Alliance doch etwas ſehr Ueberflüſſiges ſei. Raſch wurde ein dienſtwilliger, ſchwärmender Gaſt zu Hülfe gerufen. Die Sache ging gut. Mein Müller wurde wieder frei, aber blieb reich und konnte nebenbei noch einer wohlbeleibten Creatur dazu verhelfen, ſich eine Putz- und Modehandlung anzulegen, und ihr Geſchäft auszubreiten. War das nicht gut? Und ſolcher Geſchichten habe ich viel erlebt. Ihr müßt auch darum wiſſen, denn die Stadt verſäumt niemals, bei Gelegenheiten darauf zurückzukommen und ſie weiter zu flüſtern.

Ein Weib, wie zum Diplomaten gemacht, rief der Patricier mit Gelächter. Bonaparte, an Höfen würdeſt Du Dein Glück machen; für Deinen durchtriebenen Geiſt iſt die Welt hier zu klein!

Macht mich und meine Kundſchaft nicht ſchlecht, verſetzte Bonaparte, Ihr ſchändet Euch ſelbſt mit. Ihr wißt, die Polizei iſt gut und gräßlich zugleich, ſie hängt nur die Diebe, welche keinen Strick bezahlen können.

Alſo, ſagte der Patricier, hilf mir von meinem Weibe, Du verdieneſt Dir einen wärmeren Platz in der Hölle, und erhältſt Deinen Rang neben dem Satan. Schaff' Rath, oder ich bringe Dich in Verruf, daß Niemand Dich mehr zum Mäkler nimmt!

Den Willen könnte ich euch wohl noch thun, ſagte Bonaparte, aber nur unter einer Bedingung.

Laß hören, entgegnete der Patricier, Du machſt mich neugierig.

Ich kann eine Heirath ſtiften und dabei ein gutes Geſchäft machen. Allein wenn ich ein Drittheil abbekomme, ſo bleibt nicht viel übrig, wovon das Paar leben kann. Außerdem iſt die Dirne eigenſinnig; ſie bildet ſich was ein auf ihr Geld, denn auf ihre Schönheit kann ſie's nicht, ſie will gerne einen Mann haben, aber er ſoll auch nicht ſo ganz leer und los in der Welt umher laufen. Er ſoll zum wenigſten eine Stelle haben, die zu dem Capital einen Zuſchuß giebt. Der Lange, Ihr kennt ihn ja, hat ſich viele Mühe gegeben, der Dirne einen Mann zu verſchaffen, er hat bald dieſem bald jenem die Sache von der angenehmſten Seite dargeſtellt, allein wenn er dann mit ſeinem neuen Bräutigam hinausfuhr, denn die Heirathsluſtige iſt eine gewöhnliche Gans und wohnt auf dem Lande, ſo war es immmer nichts, und mein Langer, der doch regelmäßig eine gute Ueberredung ausübt, mußte mit ſeinem Schützling unverrichteter Sache wieder abziehen. Man ſollte nicht glauben, was eine ſolche Perſon, die etwas Geld hat, für Anſprüche macht. Und ſo kömmt es denn, daß ſie, aller Bewerber und Bemühungen ungeachtet, doch meiſtens ſitzen bleibt. Ich ſag's Euch, man quält ſich und wird gequält, man giebt ſich alle erdenkliche Mühe und doch iſt die Heirath nicht zu Stande zu bringen.

Alſo, Ihr ſeid ein Mann von Einfluß, Ihr habt viele Connexionen, Ihr ſteht mit Leuten, die wohl etwas vermögen, im beſten Vernehmen — thut das Eurige, ſo will ich das Meinige thun.

Das iſt ſo leicht nicht, entgegnete der Patricier; die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten.

Es giebt ſo viele Stellen, bald hier, bald dort, es wäre nicht die erſte und nicht die letzte, welche auf ſolche Weiſe beſetzt würde. Es ſoll bei dieſer Vermittlung und Beſetzung eben ſo reel zugehen, als bei andern Gelegenheiten, wo man auch eine Schürze, die man gerne los oder feſt binden möchte, um ſich noch ein gewiſſes Anſehen von Gunſt, Einfluß und Wohlthun zu geben, auf dieſe Weiſe an den Mann bringt. Man weiß ja, das gibt durch alle Stufen, heute mir, morgen dir. Ein Menſch dient ſo einem Herrn ja auch nicht umſonſt, er begiebt ſich ja auch nicht ohne Reſignation in ein ſolches Joch. Laß die fünfhundert Mitbewerber, welche ſchon Jahre lang ſich die Sohlen abgelaufen haben und dennoch nie die Geduld verlieren, laß dieſe von der Hoffnung leben, denn die Hoffnung iſt manchmal beſſer, als der Beſitz ſelbſt. Ich könnt' Euch Leute nennen, die ſchon ihre fünf und zwanzig Jahre hoffen, die ſich ſchmeicheln, von dieſem und jenem zuverläſſige Verſprechungen zu haben, wobei es ihnen dem Anſcheine nach gar nicht fehlen kann, beſonders wenn man ihre anderweitige bürgerliche Perſönlichkeit mit in Erwägung bringt, und die dennoch ſtets eine Niete zogen und über dieſes Nietenziehen, bedenkt, es ſind ja fünfhundert Mitbewerber, aller Wahrſcheinlichkeit nach in darbender Ruhe dahinſterben werden.

Bonaparte hatte ihre Rede kaum geſchloſſen, als abermals die Thüre ging. Und wer war es? Ein Menſch, dem Bonaparte einſt gute Dienſte geleiſtet, als er ſich inſolvent erklärte und dem man jetzt in Rückſicht ſeiner natürlichen Schlauheit und Durchtriebenheit, womit er alle Schleichwege der Menſchen aufzufinden wußte, dieſe Stellung gegeben hatte.

Sein Ton, mit dem er losfuhr, ſchien aber gar nicht von Erinnerungen an Früheres eingeflößt zu ſein. Er war gravitätiſch, roh, brutal. Seine Bruſt trat um einige Zoll heraus und die Mundwinkel verzerrten ſich mit dem Ausdrucke der Verachtung. Selbſt den Patricier, der ſich angemeſſen zurückzog, ſchien er zu ignoriren, wenigſtens würdigte er ihn nur eines flüchtigen, rückſichtsloſen Blickes.

Wo iſt das Kind? fragte der Eingetretene mit ſcharfem Ton.

Was für ein Kind? entgegnete Bonaparte in ähnlicher Weiſe, ohne im Geringſten ihre Ruhe und Gleichgültigkeit zu verlieren.

Welches Du in Koſt haſt, ſagte jener.

Ich — ein Kind — in Koſt? Wer hat Euch dieſes Mährchen wieder aufgeſchwatzt, verſetzte Bonaparte. Ich weiß von keinem Kinde in meiner Behauſung; oder hätte man mir wohl gar ein's über die Schwelle gelegt, damit ich mit dem Wurm noch meine Umſtände habe und Zeit und Mühe verſchwende, die ich beſſer gebrauchen kann.

Mach keine unnütze Geſchichten, Bonaparte, ſagte der Inquirent, wir wiſſen, daß Du ein's haſt und verbirg'ſt. Gieb es heraus und laß mich ſehen, was daraus geworden iſt, ob ein ſolches verhungertes und abgemagertes Weſen, wie die Leute ſagen. Her damit! —

Wie die Leute ſagen? fuhr Bonaparte entrüſtet auf. Welche Leute? Nennt mir die Hallunken, welche ſich um mein Hausweſen und mein Geſchäft bekümmern! Wer heißt ſie mich belügen, mich mit ſolchen Verläumdungen überſchütten! Wer, ſag' ich, wer hat dies gethan? Wer hat es geſagt, wer hat mich ſchlecht gemacht? —

Der Inquirent hörte den Sermon nicht mehr an, ſondern begann ſeine Nachſuchungen. Bald darauf zog er das Kind aus einem Winkel am Heerde, wo es auf Aſche und Unrath zuſammengekauert ſaß, hervor.

Unterdeſſen war es Abend geworden, ſo daß man den eigentlichen Zuſtand des Kindes nicht genau mehr wahrnehmen konnte.

Zünd' ein Licht an, heiſchte der Polizeidiener und warf einen ſtechenden Blick auf Bonaparte.

Dieſe trat brummend und ſchimpfend an einen Schrank.

Es iſt kein's mehr da.

Nicht, alte Ratte? Du willſt Dein Meiſterſtück wohl nur nicht beleuchten laſſen. Aber das macht nichts. Es ſoll ſchon früh genug Licht hinzu kommen. Sag nur, wie in aller Welt konnteſt

Du das Kind ſo vergehen laſſen? Es iſt nicht bloß verhungert und verkümmert, es iſt verfault, bei lebendigem Leibe. Sieh' nur dieſe Händchen, dieſen Hals! Der Polizeidiener ſchob bei dieſen Worten den ſchmutzigen Lappen eines Tuches zurück. — Das Kind ſaß, oder lag vielmehr immer zuſammengedrückt da. Die welke Haut war faſt nicht von dem Fähnchen des Kleides zu unterſcheiden.

Geſtehe, woher haſt Du es? Von einer liederlichen Dirne?—

Bonaparte fuhr auf das Kind zu, nahm es auf, ſetzte es auf den Tiſch und ſuchte dem verwahrloſten Geſchöpf einiges Geſchick zu geben. Außer Fluchen war aber kein Wort aus ihr herauszubringen.

Nun, das wird ſich finden, ſagte der Officiant. Vorläufig —

Ein zweiter Polizeidiener trat zur Thür herein. Biſt Du hier fertig, ſagte er zu dem erſten, ſo komm' mit mir. Es iſt da ein Neſt auszunehmen. Hat mir's doch geahnt, daß ich Dich hier finden würde.

So muß das Kind noch hier bleiben, ſagte der erſte Officiant. Morgen werde ich euch Beide abholen. —

Die Polizeidiener gingen. —

Auch der Patricier kroch den dunklen Schacht der Treppe faſt mit Lebensgefahr hinunter.

Auf der Straße pfiff ein rauher, kalter Wind, welcher ſchwere Regentropfen gegen die Fenſter warf. Die Laternen, ſtatt zu leuchten, waren mit ihrem matten Schein kaum zu bemerken.

Als der Patricier kaum zehn Schritte gegangen war, ſtolperte er, und einen Blick in ein Kellerſchauer werfend, in welches er faſt hineingeſtürzt wäre, ſah er dort einen Menſchen liegen.

Bei dem Lichte, welches in dem Augenblick grade aus dem Laden eines ſogenannten Krügers auf die Geſtalt fiel, erkannte er, daß es ein Weib war. Er blieb einen Augenblick ſtehen und ſchauderte unwillkürlich zuſammen, nicht vor Regen und Wind, ſondern vor den verzerrten Zügen, die vom übermäßigen Genuß des Branntweins geröthet und aufgedunſen waren.

Der Patricier warf noch einen Blick auf das betrunkene, auf Steinen und Schmutz daliegende Weib — und ging weiter. Aber in ſeinem Geiſte war bei dem Anblick eine Erinnerung geweckt worden. Es quälte ihn etwas, ohne daß er ſelbſt wußte, was. —

Wir folgen ihm und ſeinem Nachſinnen vorläufig nicht weiter, ſondern bleiben einſtweilen nicht fern von jenem Kellerſchauer ſtehen. Wir dürfen die trunkene Perſon nicht verlaſſen, wer weiß, wenn und wo wir ſie wieder treffen könnten. Die Geſchichte machte dieſe Sorgfalt nothwendig. Es war, wie geſagt, in dem Patricier etwas vorgegangen, was ſogar einen Anflug von Sentimentalität hatte, und das Gedankenſyſtem von Zahlen und gewohnter Sinnlichkeit einen Augenblick zurückdrängte.

Unſere Neugierde alſo wird angeregt: Wer war jenes Weib und in welcher Beziehung konnte der Patricier einſt zu ihr geſtanden haben? Die Intereſſen werden immer mannigfaltiger und geheimnißvoller. Wir ſehen und merken, daß Hamburg zwar keine entlaſſene Galeerenſträflinge, keine Gauner und Mörder wie Paris, nicht einmal ein Voigtland wie Berlin hat mit dem nackten ſchalen Schmutz, — aber doch Mörder und Myſterien anderer, ganz eigener Art. Dieſe zu charakteriſiren, gewiſſenhaft zu verfolgen und zu enthüllen, muß unſere Aufgabe ſein. Wir glauben, dem Leſer ſchon anſehnliche Data geliefert zu haben, und hoffen, ihm noch bedeutendere, herzbrechendere liefern zu können. Hamburg iſt nicht Paris, aber — es iſt Hamburg, ſo myſterienreich wie eine Stadt in der Welt, wenn man ſeinen Charakter nur genau und geſchloſſen auffaſſen will.

IX.

Der ſchiefe Matthies.

Die Nacht war ſinſterer, der Regen ſtärker geworden. Die Ströme vom Himmel und Sturzbäder vom Dache hatten das Weib nach und nach ernüchtert, ſie regte ſich ſchwerfällig und gab einige dumpfe Töne von ſich, jedoch ſchien ſie ſich ihrer Lage noch nicht bewußt zu ſein. Wenigſtens machte ſie keine Miene, aus dem Schlammbade aufzuſtehen.

Mittlerweile ließ ſich unfern ein anderes Weſen auf einer Thürſchwelle vernehmen. Aus der niedrigen, unförmlichen Geſtalt und den mehr thieriſchen als menſchlichen Lauten: „Purrr! Hu! Purrr!“ — konnte man kaum entnehmen, daß es ein vernunftbegabtes Geſchöpf war. Und dennoch war es ein ſolches, oder ſollte es wenigſtens ſein.

Der Unförmliche reckte ſich jetzt in die Höhe und brachte es bis zu einer Länge von noch nicht drei Fuß. Er machte nochmals: „Purrr!“ ſchnaubte, grunzte, nahm zwei Stäbe, ein Paar Krücken, und ſetzte ſich in Bewegung, ſo gut es gehen wollte. Allein es ging ſehr langſam. Große Schuhe ſchlurften über das Pflaſter hin. Beim trüben Schein der Laternen konnte man ſo viel bemerken, daß auch hier der Branntwein ſeine Macht ausgeübt hatte. Die Augen waren kaum geöffnet. Das Geſicht glühte im dunkelſten Roth. Die Naſenflügel — nebenbei geſagt war die Naſe ſehr groß, dick und beſonders gegen den Körper unproportionirlich —ſchnoben auf und nieder, gleich den Nüſtern eines Pferdes. Die Lippen waren braun und ſehr aufgedunſen. Die Beine, ſehr krumm und verwachſen, waren vor dem abgeſchnittenen, weiten Rock kaum zu bemerken. Der ganze, beinah kugelrund erſcheinende Körper gab fortwährend einen blauen Dampf von ſich, gleich den Pferden, welche im Lauf ſehr angeſtrengt worden ſind.

Dieſer Verwachſene war unter dem Namen des „ſchiefen Matthies“ bekannt. Sein Geſchäft — doch dies geht uns hier nichts an. Soviel aber müſſen wir dem Leſer noch ſagen, daß der ſchiefe Matthies ſich der Trunkenheit wegen in ein Stadtviertel verirrt hatte, in welches er ſonſt nicht kam, und daß es ihm ſchwer wurde, ſich jetzt wieder zurecht zu finden, und beſonders, um in ſeine Behauſung zu gelangen. In ſeinem Gange, der ſehr dem einer Schnecke glich, machte er häufige Pauſen.

Als er dem Weibe neben dem Kellerſchauer nahe kam, hielt er längere Zeit an. Mitleid oder Verwunderung feſſelte ihn. Es regte ſich, der ſpirituoſen Betäubung ungeachtet, ein menſchliches Gefühl in ihm. Vielleicht kannte er auch den Gegenſtand, der ſeine geringe Aufmerkſamkeit feſſelte.

Während der Verwachſene noch ſo da ſtand, als halte er Rath mit ſich, wie er helfen und die Laſt fortſchaffen könne, kamen zwei Kerle die Straße herauf. Sie gingen ſehr raſch, ſprachen kein Wort miteinander und ſchienen eben eine eclatante That, vielleicht einen Raub ausgeführt zu haben.

Als ſie dem Paare vor dem Kellerloche nahe waren, ſtanden ſie plötzlich ſtill, ohne den Strom zu beachten, der ſich von den Dächern auf ſie herunter goß, und, kein Wort verlierend, nahm jeder von ihnen eine der Perſonen, welche wir ſoeben beſchrieben haben. Die Kerle mußten ſehr kräftig ſein, denn mit leichter Mühe warfen ſie ſich die leblos erſcheinenden Körper über die Schulter, ſo daß Köpfe und Beine hinten und vorne herunterhingen und gingen raſch damit weiter.

Der tiefe Keller war das Ziel und in wenigen Minuten erreicht.

Ehe wir unſern Leſern die Geſchichte des ſchiefen Matthies überliefern, wollen wir ſehen, was ſich dieſen Abend in der Pracherkneipe zuträgt und was ſich dort alles verſammelt hat.

X.

Die Erzählung des Menſchenfreſſers.

In dem tiefen Keller iſt es ſehr lebendig. Die geſammte liederliche Geſellſchaft hat ſich um einen Menſchen gruppirt, der eben im Begriff iſt, ſeine merkwürdigen Schickſale zu erzählen und dabei aus Leibeskräften auf vornehme Perſonen ſchimpft und flucht, mit denen er früher in genaueſter Verbindung gelebt haben will.

Der Menſch iſt lang, mager, in allen Zügen ruinirt und trägt eine ſehr ſchofele ſchwarze Kleidung, beſtehend aus Leibrock und Pantalons. Sein Geſicht iſt von Trunk und Krankheiten theils roth aufgelaufen, theils mit einem grauen Schorfe überzogen. Die Augen ſind tief in ihre Höhlen zurückgetreten. Mitunter nur, wo er lebhaft geſticulirt, reißt er jene weit auf, und dann leuchtet aus ihnen noch ein matter Schein früheren Wohllebens hervor.

Hunde, Hunde, ruft der Lange, mit ihnen, die noch jetzt die Großen und Reichen ſpielen, die ſich das Anſehn geben, etwas Rechtes zu ſein, mit ihnen habe ich gelebt in Saus und Braus, mit ihnen habe ich geſchwelgt und geliebt, mit ihnen habe ich betrogen und geſpielt, und jetzt, da ich ſie um ein Almoſen anſpreche, jetzt treten ſie mich in den Koth, reiten mich über und mit ihren Gäulen davon, und fragen nicht darnach, wie wir einſt zuſammen lebten und gemeinſchaftlich unſer Gut hindurch brachten. Wenn ich nur reden dürfte, reden, wie ich wollte! — Er knirſchte mit den Zähnen und ſtampfte mit dem Fuße. Wißt ihr's, ihr könnt's glauben, fuhr er dann fort, da hatte ich einen Freund, der mir noch treu blieb, der noch mit mir theilte, als alle Andern mich ſchon verlaſſen hatten; aber was geſchah mit ihm? Er war der Sohn einer Mutter, einer reichen Mutter, wer weiß auf welche Weiſe ſie ihren Schatz zuſammengeſcharrt hatte, er wurde für wahnſinnig erklärt und — eingeſperrt. Dort hat er ſchon Jahre hingebracht. Sie haben es mir erzählt, die ihn geſehen haben. Jetzt iſt er ſchwermüthig, tiefſinnig, er in ſeinen beſten jungen Jahren iſt ein Greis mit ſchneeweißen Haaren, die der Gram gebleicht hat. Er iſt ſtumpfſinnig und ſchwermüthig, ſeine Gefangenſchaft hat ihn Geiſtesſchwach gemacht, er vergeht wie ein Schatten an der Wand und Niemand iſt, der ihn retten will und kann.

„Ja, es iſt ſo, Du haſt recht. Es giebt mehr ſolche Fälle. Du biſt ein braver Kerl, die Halunken!“ riefen verſchiedene Stimmen durcheinander.

Mittlerweile waren die beiden Kerle mit ihren Bürden eingetreten.

Der Eine warf das Weib auf einen Haufen Stroh ſchlechter Qualität, welches bereits zum Nachtlager aufgeſchürrt war. Der Andere ſetzte den Verwachſenen auf den Tiſch und ſah ihn verwunderungsvoll an.

Die haben wir in Sicherheit, ſagte der Erſte. Es iſt Menſchenpflicht, einander beizuſtehen. Was hat ſie aber da? fragte er und hob ein zuſammengepferchtes Bündel hervor. „Wahrhaftig ein Kind!“ ſagte er. „Ein Windelkind! die verſteht es, die hat es ausſtudirt. Aber — wir kennen uns, wir haben ſchon einmal Quartier zuſammen gehabt und da — haben ſie Dich ausgelacht!“ —

Der Kerl warf die Lumpenpuppe, welche ganz in Geſtalt eines Windelkindes zuſammengedreht war, in eine Ecke des Kellers, und ſtreckte ſich neben den Anderen auf die Streu nieder.

Der Ruinirte und von ſeinen Freunden Verlaſſene fing weiter zu erzählen, zu fluchen und mit den Händen zu arbeiten an.

Es geſellte ſich aber vom Ende des Tiſches, wo er bisher Poſto gefaßt hatte, Einer zu ihm, der ſeinem Äußeren nach zu urtheilen ein heruntergekommener Matroſe war. Er trug eine braunrothe wollene Jacke, die ihm bis über die Hüften ging, einen breitgekrempten wachsleinenen Hut und einen großen ſchwarzen Bart, der ihm faſt das ganze Geſicht bedeckte. Die Naſe ſchien in die Höhlung hineingeſchlagen zu ſein, die Lippen waren dick herausgekehrt, die kleinen braunen Augen endlich gaben ihm das Anſehen eines Menſchenfreſſers, ein Name, den er unter ſeinen Genoſſen und Bekannten in der That auch führte, und der ihm in früheren Jahren einen großen Reſpekt, beſonders in den kleinen Schenkſpelunken des Hamburger Berges, in denen er ſich täglich umhertrieb, zu Wege gebracht hatte.

Man ſah es dem Menſchenfreſſer an den Augen an, daß er Vieles mitgemacht und an den ſchauerlichſten Situationen Theil genommen hatte. Die gemeine Hinterliſt und das ordinaire Verbrechen ſtanden ihm auf der kleinen düſteren Stirn geſchrieben, obgleich er jetzt mehr von Almoſen als von reellen ſcheußlichen Verdienſten leben mochte.

Der Menſchenfreſſer alſo erhob ſich, rückte dem Ruinirten, welcher eigentlich nie aufhörte zu erzählen, zu radotiren und mit den Armen zu wirthſchaften, näher und begann mit dem Tone der Vertraulichkeit:

Kamerad, ich ſehe daß Du Herz haſt, daß Du wohl etwas wagen und durchführen könnteſt. Solche Leute mag ich leiden. Wir müſſen uns näher kennen lernen und gemeinſchaftliche Sache machen. Du ſollſt Dich an denen rächen, die erſt mit Dir das Deinige hindurchgebracht haben und Dich jetzt nicht kennen. Du ſollſt Dich an ihnen rächen, ſag' ich Dir. Nur mußt Du mir vertrauen und nicht wieder von mir laſſen. Damit Du mich aber kennen lernſt und ich Dich in meine Geheimniſſe einweihe, ſo will ich Dir erſt ein Hiſtörchen erzählen, beſſer noch, wie Du ſie zu wiſſen ſcheinſt. — Sachte, rücken wir dort in die Ecke, damit man uns nicht ſtört. Aber die Meiſten ſchlafen ſchon und am Ende würd's auch nicht ſo viel ausmachen, wenn ſelbſt die Wirthin mich hier belauſchte, denn ſie bekömmt genug ſolche Geſchichten zu hören, wobei ſonſt einem Chriſtenmenſchen die Haut ſchaudert und die Haare zu Berge ſteigen. — Freundchen, ſagte der Menſchenfreſſer und zog den Ruinirten vertraulich bei der Hand zu ſich heran, es paſſiren doch noch Dinge, Dinge, ſag' ich, die ſo von Mund zu Mund gehen, na — Du biſt, wie ich hörte, nicht ganz unkundig. Allein ich, ich bin kundiger, denn durch mich ſollſt Du wiſſen, iſt Manches vor ſich gegangen, ſo geheim und mäuschenſtille, daß weder Hund noch Hahn darnach krähte. Doch, das war in früheren Jahren, wo ich ſelbſt noch Kräfte hatte. Jetzt bin ich ſchwach, die alten Knochen wollen nicht mehr. Ich muß bald erbetteln, was ich ſonſt gut nehmen konnte. Siehſt Du dort die Beiden, die das Weibsbild und den Kobold brachten, mit denen muß ich jetzt das tägliche Brod brüderlich theilen. Wir liegen und ſchleichen in der Umgegend umher, fallen Leute an, die ſelbſt nichts haben, nehmen den armen Frauen ihre Sachen ab, kehren ihnen die Taſchen aus oder ſuchen ſonſt ihrer Uhren u. dgl. uns zu bemächtigen, was ſich mit Schlauheit thun läßt. Das iſt ein elendes Geſchäft.

Weißt Du, wo ich gelernt habe? In London. Ich ſollte als ein junger Menſch beſtohlen werden, und wurde College und ſtahl ſelbſt. Das war eine hohe Schule. Dann fuhr ich wieder zur See, ſpielte den Matroſen, half mit beim Menſchenhandel, kurz führte ein buntes Leben. Von London kam ich ab und zu wieder nach Hamburg, und der Eine und Andere, der meine Kräfte, freilich zu ſehr geringen Geſchäften gebrauchen konnte, der wußte mich zu finden.

Doch — ich wollte Dir nur ein Hiſtörchen erzählen. Nicht von dem Verwachſenen dort; der hat freilich auch eine curioſe Geſchichte und einen reichen Vater, aber was kümmert mich das. Der arme Schelm hat ſchon als Kind viel ausgehalten, umſonſt iſt er nicht ſo geworden. Die ganze Welt iſt voll Baſtarden, nicht jede arme Dirne ſpringt vor der Geburt in den Stadtgraben hinein, nicht jedes Gewürm läßt ſich in Schmutz und Unrath auf die Seite ſchaffen. — Doch zur Sache.

Es war im Jahre 18 — —. Ich trieb mich in den verborgenſten Kneipen des damals noch ſehr ruſſigen und verrufenen Hamburger Berges umher, zwiſchen den wildeſten Seeleuten aus allen Nationen und habe ſo manche Schlacht mit aus und durchgefochten, die ſich dort um eine Dirne entſpann und von Seiten der nie fehlenden Spaniolen, mit den ſtarken ſchwarzen Bärten und gelbbraunen Geſichtern, gewöhnlich mit einigen tüchtigen Meſſerſtichen beendigt wurden.

Ich ſage Dir, Freundchen, es war in dieſer Region damals eine lockere Zeit. Ich wollte, ſie wäre noch und ich jung. Es war Geld zu verdienen.

Ich hatte verdient. Womit? Mit Zwiſchenhandel für die Werber, welche am Platze gute Geſchäfte machten. Ich ſeh' ſie noch auf dem großen Neumarkt und vor'm Thore umherſpazieren. Wenn ich nicht in See ſtach, ſo trieb ich hier zu Lande Kaperei: manches Mutterſöhnchen iſt in meine Schlinge gegangen. Halb Part! ſagte ich dem zu Werber — und wir waren einig.

Nicht lange darnach war hier Einer, der durch Schliche und Kniffe viel Geld erobert hatte. Er ließ Schiffe in See gehen und ſpielte in der Handelswelt den Matador.

Da kann aber ein junger Laffe, und ſagte, das ſei geſtohlenes Gut und gehöre ihm. Was ſoll mein Rheder und Matador beginnen? Will er nicht Bankerott machen und ſich vor aller Welt an den Pranger ſtellen laſſen, ſo muß er den böſen Gläubiger und Raiſonneur ſich vom Halſe zu ſchaffen ſuchen.

Ich hatte mir durch meine Erfahrungen in London und mein Glück bei den Werbern einen bedeutenden Ruf erworben. Ich galt, wie geſagt, bei gewiſſen Leute für einen Kerl von Klugheit und Muth. Wer irgend Abſichten hatte, die mehr wollten, als einen Hund hinter dem Ofen hervorlocken, der wußte mich zu finden.

Man rief mich. Man gab mir zu verſtehen, wozu man meinen Rath begehre. Ich forderte ſo und ſo viel. Wir wurden einig. —

Der Laffe, welcher den Lärm um ſein Geld und Gut machte, hieß Robinſon. Ich kannte Rudel von rechten Suitenmeiſtern, die alle Kneipen durchgemacht hatten und keine Nacht ohne Saus und Braus in der Stadt oder vor dem Thore hingeben ließen. Je wilder und ausgelaſſener das Gelage, deſto lieber war es ihnen. Sie verkrochen ſich zwar in Winkel und Ecken, aber ſie ſonderten ſich damals noch nicht ſo ganz ab wie jetzt. Es ging unten und oben friſch durcheinander. Hatten die Papa's hinterher auch einige tauſend Mark zu bezahlen für loſe Streiche, ſo gehörte das mit zur Ordnung des Lebens. Man lachte darüber.

Genug, ein halb Dutzend von meinen Geſellen machten ſich an meinen eigenſinnigen Robinſon. Es ging nach einer der berüchtigſten Wirthſchaften auf dem Hamburger Berge. Wenn ich den Plan auch angegeben, ſo hatte ich meine Gründe doch wohlweislich verſchwiegen. Das Verbrechen ſollte durch mich allein und etwa noch einen einzigen Hülfsmann ausgeführt und vollzogen werden.

Ich fand mich ein, als das Bacchanal im beſten Gang war und es mit den Dirnen drunter und drüber ging.

Es war nach Mitternacht. Ein grauſiges Wetter ſchlug gegen die Fenſter, grade wie jetzt. Die luſtigen Jungens hatten ſich nach und nach entfernt. Hier und dort lag auf Stühlen und Tiſchen noch ein grimmiger Matroſe und ſchnarchte. Die Räuberei wurde von den Antje's im Kleinen betrieben. Uhren und noch weniger Geld ſind dem Seemann auf dem Waſſer nichts nütze. Das wußten die Dirnen am beſten.

Mittlerweile ſchloß ich mich immmer enger und feſter an meinen Robinſon, der ſich ziemlich nüchtern hielt. Fort ließ ich ihn nun einmal nicht, wie ſehr er ſich auch ſtemmte und in eine abgelegene Koje war er nicht hineinzukriegen.

Dem Wirth hatte ich ein Zeichen gegeben. Die Zeit wurde mir ſchon zu lange, denn der Regen ließ nach und der Morgen wollte grauen.

Da legte ich meinen Arm recht feſt um ſein Genick. Mein Junge merkte Unrath und zappelte wie ein Fiſch oder vielmehr wie ein Aal, den man auf's Land herausziehen will.

Er währte ſich mit Händen und Füßen, biß und kratzte wie eine Tigerkatze. Mein Maat ſtand mir bei, und obgleich wir zwei tüchtige, handfeſte Kerle waren, ſo hatten wir doch unſere Noth.

Wir rangen mächtig mit einander und da unterdeſſen die Lampen im Saale ausgingen, ſo griffen wir oft fehl und hätten uns bald, mein Maat und ich, die Kehle gegenſeitig zugedrückt.

Zuletzt packte ich meinen Gefangenen von hinten und warf mich mit ihm auf die Erde. Die Knochen knackten, ſo wie ich ihn umfaßte und das Blut floß mir um Naſe und Ohren.

Der Junge machte Lärm. Mein Maat nicht faul, verband ihm den Mund als ein guter Feldſcheer und ſo ſchleppten wir ihn nach dem Hafen hinunter, in das Schiff und in den Raum.

Am Morgen wehte ein guter Wind. Wir fuhren ab und nach meinem Deportirten krähte nicht Hund noch Hahn. Er war auf die Seite geſchafft und der Andere war ruhig im Beſitz. Ich kann Dir im Vertrauen ſagen, daß Robinſon Hamburg auch niemals wiedergeſehen hat.

Als ich wieder kam und meinen Lohn forderte, da hatte mein Rheder ſchon fallirt und war in alle vier Winde gegangen. Was hatte ich nun für meine Mühe und meinen guten Willen? Nichts, als dieſe Narben, die der Bär mir in jener Nacht recht tapfer gekratzt und gebiſſen hatte.

Weiß der Teufel aber, ob die alten Weiber von meinen verborgenen Heldenthaten eine Ahnung hatten. Denn wenn ich Sonntags ſo auf dem Berge umherſchlich, bei den Buden, worin wilde Thiere und Menſchen und Wachsfiguren gezeigt wurden, dann ſchlichen die Mütter mit ihren Kröten immer ſo ſcheu und ängſtlich umher und getrauten ſich nicht hinein zu gehen, als fürchteten ſie ſich darinnen überfallen und beraubt zu werden, als wären die Wachsfiguren mit ihren Säbeln und Dolchen lebendige Kerle, die jeden Augenblick aus Reihe und Glied hervorſpringen wollten. Freilich, grauſig und unheimlich genug ſah es damals auf dem Berge noch aus, und das fremdeſte Volk trieb ſich hier bunt durcheinander.

Ich ſage Dir, Freundchen, flüſterte der Menſchenfreſſer, und kniff die Augen zu, geheuer war es nicht auf dem Hamburgerberge. Was die Werber zu Lande nicht mit ſich fortſchleppten von dummen Mutterſöhnchen, das ging über See, um Anderen Platz zu gewähren und dieſe unbehindert und unverſchrieen als rechte Matadore ſich breit machen laſſen zu können. Das war meine beſte Zeit in Bordellen und Kneipen. Es gab etwas zu verdienen. Jetzt iſt's eine Lumpenzeit. — —

Der Menſchenfreſſer hielt hier inne und blickte den Ruinirten feſt an.

Es war keiner mehr wach im tiefen Keller. Alle lagen auf Streu oder auf naßkaltem Lehmboden durcheinander, oder hingen im Schlaftau. —

Nun kennen wir uns einigermaßen, hob der Menſchenfreſſer nach einer Pauſe wieder an. Jetzt wollen wir uns berathen, was wir gemeinſchaftlich vollbringen können, denn Niemand ſtört oder belauſcht uns. Ich ſage Dir, Brüderchen, ich kenne Deine ehemaligen Genoſſen. Du ſollſt Dich an ihnen rächen und wenigſtens mehr zu beißen haben, als jetzt, wo ſie Dich mit ihren Pferden überreiten und in den Koth treten. Betteln — Dich erniedrigen — warum das? Warum willſt Du nicht nehmen?

Der Ruinirte ſchauderte zuſammen und ſah den Menſchenfreſſer verwunderungsvoll an. Er zog das Kinn herunter und ſchob die Stirne in krauſe Falten, wie er gar oft zu thun pflegte, ſo daß es den Anſchein hatte, als habe er etwas Wichtiges vor und wolle etwas Bedeutendes ſagen. Unfehlbar entſetzte er ſich vor ſeiner eigenen Geſunkenheit und dem auftauchenden Gedanken, in ſeiner unglückſeligen Lage und ſeinem tiefen Herunterkommen, zu guter Letzt nun noch unter die trivialen Straßendiebe und Häuſereinſchleicher zu gerathen. Denn eben ward in ihm auch die Vorſtellung rege, ob der Menſchenfreſſer nicht abgeſchickt ſei, um ihn zu verführen und ſo für immer in Gefangenſchaft zu verlocken. Er hatte darin ſchon ſeine Erfahrungen gemacht. Man hatte ihn früher auf die Seite geſetzt, um ſich ſeiner moleſtirenden, beſchimpfenden Perſönlichkeit zu entledigen. Diejenigen, denen bei ſeinem Anblick auf den Straßen gewiſſe Skrupel und Beängſtigungen aufſtiegen, hatten durch die dritte Hand dafür geſorgt, daß ihm in dem Inſtitut, in welchem Herr Auguſtin, den wir kennen gelernt haben, ſich befunden hatte, ein Unterkommen gewährt wurde.

Beſinne Dich, ſagte der Menſchenfreſſer. Finde Dich morgen Abend in der Allee ein. Ich ſehe, daß Du noch zu feige biſt, um Dich plötzlich emporzureißen. Kömmſt Du, ſo will ich Dir mehr erzählen. Ich weiß viele Geſchichten von großen Leuten. Du ſiehſt mich wohl nicht dafür an? He? Wie es eigentlich mit dem Verwachſenen, der dort in der Ecke liegt, ſich verhält, und mit noch Vielen, die eben ſolches Schickſal und eben ſo viele Anſprüche haben wie er, auch das kannſt Du von mir hören. Es iſt kurios, Mancher ſchleppt ſich in Regen und Wind auf den Straßen herum und iſt doch im Grunde vornehmer Herren Kind.

Der Ruinirte ſeufzte und ſuchte ſich zwiſchen dem ſchnarchenden Geſindel einen Platz.

Der Menſchenfreſſer blieb ſtarr am Tiſche ſitzen. — Die glimmende Lampe war erloſchen.

XI.

Der Ueberfall.

Als der Partricier von Bonaparte wegging, wurde der Officiant gleich darauf, wie wir geſehen haben, von einem Collegen abgeholt, um — wie es hieß — ein Neſt auszunehmen.

Ein „Neſt ausnehmen“ heißt in der polizeilichen Sprache ſoviel, als eine Zuſammenkunft oder eine Geſellſchaft, die im Verborgenen allerlei unmoraliſche, Geſetz, Sitte und Ordnung hohnſprechende Dinge treibt, aufheben und zur Verantwortung und Strafe ziehen. Weil ſolche Cameraderien, im Gefühle ihrer ſtrafwürdigen, unſittlichen Handlungen, gewöhnlich die geheimſten Schlupfwinkel aufſuchen und von Helfershelfern, die dabei ihren Vortheil haben, auf's Angelegentlichſte unterſtützt werden, ſo hat die Polizei oft Mühe, ihnen bald auf die Spur zu kommen. Die Peſt der Ruchloſigkeit hat gewöhnlich ſchon bedeutend um ſich gegriffen, wenn man ihr mit dem Feuer der Ausrottung entgegentritt.

Wir haben früher mit einigen Zügen, ſoweit es der Umſtand und die Achtung vor dem Leſer erlaubten, ein Tanzlocal zu ſchildern verſucht. Es ſollte dort eine ſogenannte Tanzſtunde gehalten werden, aber die Reſultate führten zu nichts Anderem, als die Jugend der unteren Volksklaſſen von Grund aus zu verderben und der Venus vulgivaga immer neue Schaaren zuzuführen. Was ſich hier unter einem nichtswürdigen Deckmantel feſtſetzte und entwickelte, das wagte nachher in den ſogenannten „Maskeraden“ der Schaam vor der Oeffentlichkeit zu trotzen. In dieſen Maskeraden, voll der pöbelhafteſten Rohheit und ſittenloſeſten Entartung, wurde das Gift tauſendfältig verbreitet. Die Feder würde erröthen müſſen, ſollte ſie den Schleier von dieſen niedrigſten Orgien lüften, in denen Fiſchweiber, Karrenſchieber und andere verwahrloſte Charactere beiderlei Geſchlechts einen Mummenſchanz aufführten.

Der Weg der beiden Officianten alſo ging nach jenem Tanzlocale, nach einer Cloake, in welcher der holden Terpſichore ſchauderhaft geopfert wurde.

Es iſt auch das Perſonal in jenem Locale ſchon früher beſchrieben und charakteriſirt, wenigſtens dem Hauptbeſtande nach. Was es dort noch weiter giebt, werden wir ſogleich ſehen.

Die beiden Officianten rückten raſch vor. Die Ungunſt des Wetters nöthigte ſie überhaupt ſchon zur Schnelligkeit. An ein Entkommen war hier nicht zu denken. Und je plötzlicher ſie eindrangen, deſto eher konnten ſie erwarten, Schreck einzuflößen und ihren Zweck vollkommen zu erreichen.

Die Polizei in Hamburg, man muß es ihr nachrühmen, hat für ſolche Fälle eine ausgezeichnete Behändigkeit. Es iſt viel Uebung und Gewandheit in den Leuten, und was nur irgend zu entdecken iſt, das wird ſie gewiß herausbringen. Wie oft hat man nicht ſelbſt den auswärtigen Behörden ſchon große, weſentliche Dienſte geleiſtet. Wie manche Verbrecher, Wechſelfälſcher, Defraudanten aller Art flüchten nach Hamburg, weil ſie glaubten, ſich hier in dem Gewirre der Stadt am beſten und leichteſten, und bis auf günſtige Weiterreiſe verbergen zu können! Allein ſie irrten ſich. Das Terrain iſt günſtig, aber die Spürkraft hat ſich darauf geübt, ſie hat eine ſo bedeutende Routine erworben, daß ſie jede andere Schlauheit zu Schanden macht. Und dennoch kehren die Fälle immer von Neuem wieder. Ein Beweis, wie ſehr die Dummheit ſich mit der Verdorbenheit des Volkes paart.

Vielleicht glaubend, daß Wetter, Regen und Wind jede Störung vollkommen beſeitige, hatte man ſich freier und ausgelaſſener der unmoraliſchen Luſt hingegeben.

Als die Häſcher eintraten, ging alles bunt und wild durcheinander. Die Ausgelaſſenheit war groß.

Plötzlich aber erſtarrten und erbleichten die Paare, die eben noch voll Vergeſſenheit und Hingabe waren. Einige wollten flüchten, jedoch man verſperrte ihnen den Ausgang, der überhaupt leicht zu beſetzen und zu verſchließen war.

Diejenigen, welche die meiſte Faſſung behielten, traten keck auf, und meinten, warum man ſie ſtöre. Ob man ſich im Tanzen nicht üben könne. Was die Polizei hier zu ſchaffen habe?

Die Dämchen drängten ſich ſchüchtern und verſtört in eine Ecke zuſammen. Einige blieben gleichgültig und ſchienen nicht ohne einen erlangten Grad von Frechheit. Andere zitterten und weinten.

Der Tanzlehrer hatte verſucht, die Gläſer auf der Tonbank wie durch einen Ruck zu entfernen. Es war ihm aber ſchlecht gelungen. In der Haſt machte er das, was er verbergen wollte, nur noch auffälliger. Das Geräuſch der fallenden, klirrenden gegeneinandergeſtoßenen Gläſer erhöhte Lärm und Verwirrung.

In der einen Ecke des ſogenannten Saales, neben der Schenke, befand ſich eine Thüre, wenigſtens eine Oeffnung. Die Dunkelheit, welche daraus hervorbrach, ließ ſchließen, daß der Raum unbevölkert ſei. Deſſenungeachtet drangen die Officianten auch dorthin und deſto eifriger, als ſie hörten, daß ſich ein verworrenes Geräuſch darin erhob.

Der Eine der Sbirren ergriff eine von der an der Wand aufgehangenen Lampen und trat in die Thüröffnung. Der matte Schein ließ ihn alsbald den Zweck dieſer Spelunke erkennen, die viel Aehnlichkeit mit einer Scheune oder einem Stalle hatte. Es war dort Stroh hingeworfen, gleich wie im tiefen Keller. Hier und dort fuhr es daraus empor.

Wir wollen aber nicht weiter zu ſchildern verſuchen, was ſich ſchon hinlänglich errathen läßt, ohne daß wir nöthig hätten, die Phantaſie des Leſers mit garſtigen, widerlichen Bildern zu erfüllen. Unſere Abſicht iſt erreicht, wenn man erfährt, wie Schmutz und Entartung ſich überall und in allen Geſtalten in der unteren Claſſe feſtgeſetzt haben. Wir werden ſpäter aber noch ſehen, daß dies nur das rohe Widerſpiel von dem iſt, was die höheren Stände als Beiſpiel geben. Heimlichkeit hier wie dort. Ebenſo Demoraliſation. Nur daß die jämmerlichſte Rohheit hier leichter anläuft und entdeckt wird, als dort die in gleiche Verborgenheit ſich hüllende Raffinerie. Die Früchte der Cultur und der Dummheit zeigen ſich unter den im Grunde gleichen Verhältniſſen. Es iſt nur noch zu erwähnen, daß nach Entdeckung jener Cloake ſich ergab, daß das Gift nicht bloß die Seele, ſondern auch den Körper angefreſſen hatte.

XII.

Zwei Selbſtmörder.

An demſelben Abend, wo dieſes vorging, eilte ein junges Mädchen den Holzdamm hinauf, über den Wall nach der Lombardsbrücke. Sie war ſehr aufgelöſt und zerſtört in ihrem Weſen. Kein Schirm, kein Tuch ſchützte ſie vor dem böſen Wetter. Sie ſchien es nicht zu beachten, daß ſie vom Winde zerzauſt, vom Regen durchnäßt wurde.

Da nur wenige Menſchen auf der Straße hin und her gingen, ſo wurde ſie von Keinem bemerkt, denn Jeder, der ſich noch hinausgewagt, hatte genug mit ſich ſelbſt zu ſchaffen, um den Schirm zu halten, und Tuch, Rock und Mantel zu faſſen oder zuſammenzuknollen.

Das Mädchen war, was man ein Kleinmädchen oder eine „Lüdmaid“ nennt. Sie trug ein braunes Kattunkleid und eine Tüllhaube. An den Stellen, wo die Alſter zwiſchen den Häuſern gleichſam hindurchblickt, ſtand ſie ſtille, ſah ſich nach allen Seiten mit Haſt und Unruhe um, und eilte weiter. Wahrſcheinlich ſchien es ihr, als wenn ſie hier ihre Abſicht noch nicht erreichen konnte. So zu mehreren Malen ſtillſtehend, um ſich blickend und dann weiter eilend, kam ſie bis zum Walle hinauf. Jetzt lief ſie noch raſcher wie vorhin und kam bis zur Brücke, die ſchon für ſo Manchen eine wahre Schickſals- oder Todesbrücke geworden iſt. Die Bürgerſchildwache, welche daneben ihren Poſten hat, war in das Schilderhaus gekrochen und hatte dieſes umgedrehet, um ſo vor den ſtärkſten Schauern und Windſtößen, die ſich hier auf der Höhe zwiſchen zwei freien Gewäſſern nur um ſo heftiger empfinden laſſen, geſichert zu ſein. So wurde die arme Unglückſelige von Niemandem gewarnt, verſcheucht oder zurückgehalten. Sie kletterte über die eiſerne Barrière und ſtürzte ſich ohne Säumen in die kalten, unruhigen Wellen hinab. Selbſt das Rauſchen und Plätſchern wurde nicht gehört, denn der Wind tobte hier mächtig unter die Brücke durch und machte ſelbſt einige Hülfsrufe und Schmerzenslaute, die in der Todesangſt aus der Bruſt der Verlornen hervorgepreßt wurden, unvernehmbar.

Nach vierzehn Tagen wurde die Leiche von den Wellen zurückgegeben und an das Ufer geſpült. Sie war ſchon bedeutend in Verweſung übergegangen und konnte deshalb nicht erſt lange nach dem Kurhauſe gebracht werden, um ſie dort zu anatomiſchen Sectionen zu gebrauchen. Die Polizei aber erließ eine kurze Beſchreibung der todten

Korpers in ſeiner Bekleidung, und forderte Jeden, der Nachricht über die Leiche des Mädchens geben könne, auf, ſich zu melden.

Es erſchien im Bureau ein junger Mann von ſehr ſchüchternem, niedergeſchlagenen Weſen, jener Paul, den wir das erſte Mal in dem Tanzlocale und ſpäter bei Bonaparte angetroffen haben, den wir auch geſehen haben würden, als die beiden Officianten eindrangen, wenn es uns anders darum zu thun geweſen wäre, ſeine Perſon aus der Menge beſonders hervorzuheben.

Da Paul zu ſpät kam, um ſich die Leiche noch zeigen laſſen zu können, jedoch alle Merkmale bis auf das kleinſte Stück der Bekleidung zuſammentrafen, auch, daß das Mädchen guter Hoffnung geweſen ſei, ſo konnte er ſich nur alzu ſehr überzeugt halten, daß es ſeine geliebte Marie geweſen, die er ſeit jenem Tage, wo ſie am Abend ihr Grab in den Wellen geſucht und gefunden, nicht geſehen hatte.

Was ſich aus jener Erzählung im Polizei-Bureau ergab und was ferner mit den unglücklichen Umſtänden des Mädchens zuſammenhing, wollen wir hier in Eins zuſammenfaſſen, damit ſo der Leſer das zerſtreut Umherliegende feſthält und eine leichtere Ueberſicht über das ganze Netz unſerer

Geſchichte erhält. Mancher möchte ſonſt ohnehin auf den Gedanken kommen, daß der Erzähler ſich in Situationen verliere, die doch zum Hauptmotiv nicht gehören. Wir meinen anders. Das Leben iſt einmal ſo bunt und berührungsreich, wir erfahren es Alle ſo, ſind aber nicht immer aufgeweckt und theilnehmend genug, um es in allen kleineren und größeren Bezügen zu verfolgen. Man würde dann ſehen, daß am Ende Alles zuſammenhängt, daß Urſache und Wirkung überall tauſendfach verknüpft ſind.

Es wird dem Leſer erinnerlich ſein, daß, als der Kartenleger zu der Frau des Patriciers geholt wurde, ihm ein Mädchen, Namens Marie, auf der Diele empfing und ihm einige Worte in's Ohr flüſterte. Wir wollen jene Worte im Dunkeln laſſen, der Leſer mag ſich ihren geheimen und tieferen Sinn ſelbſt enträthſeln, hier ſagen wir nur ſo viel, daß ſie ſich auf einen Zuſtand bezogen, der einen Wendepunkt im Leben Marien's bildete und mit den nicht zu entfernenden Folgen die eigentliche Urſache ihres ſelbſt herbeigeführten Todes wurden.

Marie war ein heiteres, munteres Kind vom Lande, und in den gewöhnlichen Verhältniſſen groß gezogen; ihr Herz war voll Unſchuld. Ich weiß nicht, was die Tracht in alter und neuer Zeit, die Art, wie die „Lüdmaids“ ſich kleiden, ſo Gemüthliches und Reizendes hat. Die zierliche Haube, das geſchmackvolle Kleidchen, die ſchlanke Taille, der leichte Gang und der oft wie gedrechſelte Fuß, das mit einer großen rothen Decke überhangene Körbchen, welches mehr für den Staat als für den Gebrauch da iſt, welches ſo viel dazu beiträgt, das ganze liebliche Bild zu vollenden — es beſticht Alles und feſſelt das Auge. Der muß ein Griesgram oder Empfindungsloſer ſein, der ſo ein liebes Kind nicht behaglich anſchaut, und es mit Luſt und Wohlgefallen durch den Jungfernſtieg dahinſchweben ſieht! Die Hamburger „Lüdmaid“ trug ſich zu allen Zeiten einfach, aber geſchmackvoll, ſie wußte noch immer von dem Geiſt der Mode einen ſolchen Vortheil zu ziehen, daß ſie dadurch gehoben wurde, daß ſie ihren Anzug darnach gleichſam modelte, ohne doch ſelbſt ſtreng die Regel und das Materielle zu verwenden. Wenn die Hamburger “Lüdmaid” doch wüßte, wie viel ſie vor der wirklich modiſchen Kleidung der Damen voraus hat! Aber ſie weiß es, ſie fühlt es, und die alten und jungen Herrn oft noch mehr wie ſie. Gab oder giebt es doch Mädchen hierunter, die ihren Herrn bewogen, nicht zu heirathen und früher oder ſpäter ſich ſelbſt heirathen ließen; die durch den Zauber ihres Weſens und die Macht ihrer Natur ihren Herrn ſogar bewogen, hohen Würden zu entſagen und auch ohne dieſe froh und glücklich zu leben! Es iſt dies ein eigenes, reiches Kapital in der Hamburger Sittengeſchichte. Wir haben ſchon ein Beiſpiel in unſern „Geheimniſſen“ gehabt, wir könnten hundert ähnliche Romane ausſpinnen. Es giebt und gilt hier eine Rückſichtloſigkeit, die zwar nicht durch die Cultur gerechtfertigt wird — denn woher ſoll ſo eine „Lüdmaid“, wenn ſie einmal Madame wird, höhere, feinere Bildung hernehmen — wohl aber durch die reizende Sinnlichkeit. Leider aber giebt es auch hier eine Nachtſeite. Das muntere, lebensfriſche Mädchen wird zur Maitreſſe, wird verlockt, läßt ſich verführen und geht ſo am Ende — den Weg alles Fleiſches.

Doch ich wollte ſpeziell von Marien und ihren Schickſalen erzählen. Obgleich ſie ſich, was einmal in der Ordnung iſt, ihren Bräutigam erkohren, an Sonntagen mit dieſem ausging oder ſich am Abend auch nur auf einige Augenblicke mit ihm vor der Thüre oder durch das Küchenfenſter unterhielt, wo jedes Mal ein neues Rendezvous — „kannſt Du morgen Abend?“ — beſtellt wurde, ſo hatte ſie doch auch ihrem Herrn, dem Patricier ein allzuwilliges Ohr geliehen.

Marie war gefallen, ſie hatte gegen ihren Geliebten die Falſche geſpielt und ihn betrogen, man ſage aus Noth oder aus Leichtſinn, und von dieſem Augenblick an war ſie voll Sorge geworden.

Marie verließ ihr bisheriges Verhältniß und nahm Logis bei einem alten Weibe, die gerade nach ſolchen Mädchen ihre Angeln auswarf, die außerdem ihre Helfershelfer hatte. Wäre Marie nicht arm geweſen, hätte ſie von ihrem Geliebten einigen Beiſtand erhalten können, ſo würde ſie vielleicht ſtärker in ihren Grundſätzen geweſen ſein. Sie war gefallen und ſank tiefer. Marie erhielt Beſuche, das heuchleriſche Weib hatte die Junge in ihrer Gewalt, ſie wußte der Unglücklichen tauſend ſchöne Ausſichten vorzuſpiegeln und als dieſe endlich ſich weigerte, als ſie mit Schaudern und Entſetzen vor dem Abgrund zurückbebte, der ſich vor ihren Blicken öffnete, da — war es zu ſpät. Die Verlockte hatte ſich eingelaſſen, ſie hatte halb und halb ihren Geliebten Entdeckungen gemacht und dieſer, wie wir oben geſehen haben, verſchiedene Verſuche zur Rettung unternommen, aber vergeblich. Die Beweiſe, auf welche der, der Böſes und Elendes im Schilde führte, ſich berufen konnte, waren nun einmal da und ließen ſich nicht hinwegleugnen.

Sklavenhandel iſt ſchlecht, aber dieſer Menſchenhandel mit ſchwachen, nachgiebigen Geſchöpfen, denen man eine Falle ſtellt, um ſie zu fangen und für immer aus den Reihen ſittlicher, achtungswürdiger Menſchen zu entfernen, iſt tauſendmal ſchlechter, denn er iſt Satanswerk. Und dennoch exiſtirt ein ſolcher ſich in Nacht hüllender Handel mit allen ſeinen elenden Machinationen in großen, civiliſirt ſein wollenden Städten; und es giebt Menſchen, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, ſich durch ſolchen Handel zu bereichern und den Wucher mit ihren Helfern zu theilen!

Es ſoll oft Mangel ſein an ſolchen Mädchen, denen Marie angereihet werden konnte. Und wenn auch nicht, ſo wiſſen dieſe niedrigſten und gewiſſenloſeſten aller Seelenverkäufer ihre „friſche Waare“ doch immer an den Mann zu bringen. Der Handel zwiſchen Hamburg und Berlin ſteht im beſten Flor.

Mann ſtellte Marie'n die Alternative, entweder ſich „einſchreiben“ zu laſſen, oder ſie bei der Polizei zu denunziren, da ſie dann aus der Stadt verwieſen und in ihre Heimath geſchickt werden würde.

Die Arme rang die Hände, weinte und flehte, man möchte ſie doch nicht ganz unglücklich machen! Sie habe ja einen Geliebten, der ſie ernähren, der ſie gewiß heirathen, der ihr verzeihen und ſie wieder zu Ehren bringen würde! Man möchte doch den Schimpf und die Schande ihr, ihrem Geliebten und ihren Eltern, die ihr, dem reuigen Kinde den Fall und erſten Fehltritt verzeihen würden, nicht anthun — es half nichts, ihre Worte, ihre Thränen und Seufzer waren vergeblich.

Marie lüftete Paul'n nach und nach, mehr und mehr den Schleier von dieſem elenden, nichtswürgen Treiben, der gute junge Menſch gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeine Geliebte, die er ſo gerne bei ſich in Hamburg behalten, mit der er hier am leichteſten ſich redlich zu verbinden und zu ernähren gedachte, zu ſchützen, aber er konnte ſeinen guten Willen nicht ſo ſchnell und ſobald in's Werk ſetzen, dazu fehlten ihm die Mittel. Dennoch hoffte er und hielt ſein Mädchen feſt umſchlungen, er tröſtete ſie, ſprach ihr Muth ein, ſtark und ſtandhaft zu bleiben, — er drohte den Häſchern, hielt dem Weibe ihre Schlechtigkeit vor, doch drangen jene, je mehr er auf daß gräßliche Unrecht ſchalt, auch deſto eifriger auf ihre Beute ein. Der Gewinn ſollte ihnen ja entgehen, was kam es ihnen da viel darauf an, zu manchem ſcheußlichen Unrecht noch ein neues zu fügen!

So ſchien der armen, unglücklichen Marie am Ende nichts weiter übrig zu bleiben, als zu wählen zwiſchen ewiger Schande, mit entſetzlicher Ruchloſigkeit, aufgedrungener Verworfenheit und — Tod.

Sie wählte den letzteren! — Sie war ſtill und voll Ergebung. Sie ließ ihren bekümmerten Geliebten nicht das Geringſte von ihrem entſetzlichen Vorhaben merken. Sie ſollte am folgenden Morgen als eine Fremde, die ſich einem leichtſinnigen Leben ergeben, denuncirt, dem Kurſaal zugeſchrieben und darnach unter die Zahl der feilen Geſchöpfe aufgenommen werden. Sie wählte den letzten Abend, um dieſer Schmach zu entgehen, und wir haben geſehen, wie ſie ihren Entſchluß herzhaft ausführte. Ihr beſſeres Gefühl, ihre heilige Unſchuld war durch die redlichſte Reue gerettet, und die kalten Wellen nahmen ſie voll Mitleid und Erbarmen in ihren Schooß. Marie ſtarb gerne, wenn ihr letzter Ruf auch noch bezeugte, wie ſchwer ihr der Abſchied von Eltern und Geliebten, ſelbſt von dem jungen, roſigen Leben wurde.

Ach, wie groß mögen die Geheimniſſe der Alſter und des Stadtgrabens ſein, wie manches dunkle Räthſel des Lebens mag hier ungelöſt bleiben! Marie war gut, ſie war im Herzen noch rein, nur die Menſchen waren ſchlecht und ihr Geliebter zu ſchwach, um ſie zu ſchützen. Marie war gerettet, und die murmelnden Wellen klagten um das jüngſt noch ſo friſche, muntere, reizende Kind. Arme, hätte dich nicht das bunte Leben der großen Stadt angezogen, wäreſt du dort geblieben, wo die Natur zwar oft vor dem Geſetz und der Ceremonie ihr Recht übt und behauptet, wo man aber weder Verführung noch Bosheit kennt. Warum trachteteſt du mit ſo vielen Andern dahin, wo tauſend Netze, Verführungskünſte und niederträchtige Machinationen deinen offenen, unbefangenen Sinn bethören und vergiften! —

Warum hat das Auge der Polizei noch keine Rettungsanſtalt für dich und deinesgleichen gegründet? — —

Dem armen Paul, der ſeine unglückliche Marie vor Schande und Tod nicht hatte retten und bewahren können, ging das Schickſal derſelben übermäßig zu Herzen. Er hatte keine Ruhe und keine Raſt. Obgleich er vollkommen unſchuldig war, ſo machte er ſich doch unendliche Vorwürfe, daß er ſeine Sache nicht beſſer durchgeſetzt hatte. Marie hatte ihm zwar manche Bekenntniſſe gemacht, allein er wollte und konnte daran nicht glauben. Was Andere ſchwer verbrochen hatten, davon maß er ſich in ſeiner kummervollen, bedrückten Stimmung allein alle Urſache bei. Ihn peinigten Gewiſſensbiſſe über ſeinen Leichtſinn, mit dem er ſich ohne

Beſinnung in den Strudel ſeiner ausgelaſſenen Cameraden hatte hineinziehen laſſen.

Paul hatte keinen Sinn mehr für ſein Geſchäft. Er ſaß dumpf und ſprachlos auf ſeiner Kammer und wußte nicht mehr, was um ihn vorging. Er nahm keine Speiſe, keinen Trank. Das Einzige, was er ſagte, was man aus ihm herausbringen konnte, war: Er ſei krank. Alles Uebrige verſchwieg er.

Nach drei Tagen vernahm man in ſeiner Kammer ein ſchmerzhaftes Wimmern. Als man hinauf ging, wälzte er ſich auf dem Boden umher. Er ſchrie und rang mit den Händen. Seine Eingeweide brannten. Seine Züge verzerrten ſich. Nach dem Geſchrei zu urtheilen, welches er immer heftiger ausſtieß, mußte die Pein und Qual, welche ſein Inneres durchtobte, ungeheuer ſein. Alle angewandten Mittel waren vergeblich. So dauerte es drei Stunden, dann wurde ſeine Stimme ſchwächer. Seine Augen, welche ſich wild in ihren Höhlen umher bewegt hatten, wurden ſtarr und wie mit Glas überzogen, bis ſie ſich ſchloſſen. Das letzte Todesröcheln in dem ſonſt völlig geſunden Körper war furchtbar. Die Nachbaren im dritten und vierten Hauſe konnten die Schmerzensrufe hören.

Paul hatte Vitriol genommen. Sein ganzes Eingeweide war davon zerfreſſen und verbrannt.

In der Stadt ging am folgenden Tage die Kunde umher: Ein junger Menſch, ein Krämergehülfe habe ſich mit Vitriol vergiftet. Es ſolle Liebe die Urſache geweſen ſein. Weiter wußte und ſagte man nichts. Aber den eigentlichen Grund erfuhr Niemand. Das Volk ſprach noch zwei, drei Tage davon, dann war Alles, wie ſo manches Andere, im Strudel des Tags vergeſſen. Was ſollte die Welt ſich auch um einen unbedeutenden Krämergehülfen viel bekümmern. Was geht ſie ſeine Liebe an, auch wenn dieſe ein ſo unglückliches Ende nimmt! Man klatſcht höchſtens darüber; denn das Gefühl iſt längſt abgehärtet und erſtickt. Die Welt iſt eben ſo gleichgültig als ungläubig geworden. Sie glaubt eben ſo wenig an die Gewalt der Natur und Sitte, als an die der Liebe. Die Zeiten, wo man ſich ſolchen Illuſionen hingab, haben wir gehabt. Sie ſind längſt vorüber. Man heirathet nur, um ſein Geſchäft zu verbeſſern oder es auch erſt möglich zu machen. Oder man will durch die Frau, welche man nimmt, eine Magd erſparen, die den jungen, angehenden Hausſtand führt. Das geht durch alle Stände ſo. Die Liebe iſt nur noch eine ökonomiſche Klugheit; die Ehe ein Surrogat der Erſparung. Der Staat hat nachher die verarmten Eheleute wie die in ſolcher Verbindung erzeugten Kinder zu ernähren. So kommen Tauſende nach Hamburg, verheirathen ſich, verarmen, ergeben ſich dem Trunk und fallen dem Krankenhauſe oder der Armenanſtalt zur Laſt. Jene Unzahl von Schenkwirthſchaften und Krügereien, von wem wurden ſie gegründet? Von Ausländern. Von Leuten, die einige Jahre Hausknecht ſpielen oder ihr Geſchäft aufgeben, weil dieſes ihnen nicht ſo leicht und bald eine Selbſtſtändigkeit und die Gelegenheit, Alles in Saus und Braus mitzumachen erlaubt. Es iſt dieſes ein großes Kapitel in der Unregelmäßigkeit und Verdorbenheit Hamburgs. Taucht in den untern Claſſen aber wirklich einmal die Liebe auf, ſo wird ſie in den meiſten Fällen, wenn Natur und Liebreiz bei dem weiblichen Gegenſtande ſich paaren, von Leuten der Routine und gewiſſenloſen Sinnlichkeit im Keime erſtickt, getödtet oder vergiftet. —

XIII.

Der Lebenslauf der Bettlerin.

Als es am andern Morgen im tiefen Keller, wie gewöhnlich ſehr ſpät Tag wurde, denn ein Sonnenblick drang ohnehin nie in dieſe ſchwarzen Katakomben hinein, und die ganze unſaubere Geſellſchaft in der bunteſten Verwirrung ſich von ihrem Lager erhob, war das Wetter draußen noch nicht ſehr günſtig und einladend geworden, um das gewöhnliche Gewerbe des Vagabondirens und Herumtreibens fortſetzen zu können.

Der Dunſt und Geruch, welcher ſich über Nacht in der Spelunke verbreitet hatte, war ſchauderhaft, ein nur etwas empfindſamer Menſch würde hier unmittelbar den Tod davon genommen haben. Die Atmoſphäre war peſtartig geſchwängert, und es gehörte die ganze abgehärtete oder abgeſtumpfte Natur dieſer verdorbenen Menſchen dazu, um ſie ertragen und einathmen zu können.

Die Wirthin zum tiefen Keller, oder wie ſie ſich ſelbſt faſt lieber nennen hörte, zur Pracher-Herberge, war zwar ſeit Jahren daran gewöhnt und, was ihr Geſchäft einmal mit ſich brachte, mußte ſie freilich mit Geduld und Gleichgültigkeit ertragen, ſie wäre ja ſonſt auch nicht Wirthin zum tiefen Keller geweſen, aber dennoch war es ihr jedesmal eine Laſt und ein großer Strich durch die Lebens- und Tagesrechnung, wenn ſchlechtes Wetter eintrat. Sie konnte dann ihre Geſellſchaft nicht hinaustreiben und den Raum nicht lüften.

Bei allem Unrath, der ſie umgab, und der allabendlich aufs Neue durch das ſchmutzige Geſindel herbeigeführt wurde, müſſen wir es unſerer Herbergierin doch nachſagen, daß ſie viel auf eine gewiſſe Reinlichkeit hielt, wie weit dieſe ſich nun auch erſtrecken oder wie beſchränkt und bedingt ſie auch ſein mochte.

Sie rieth an und ermahnte zu mehreren Malen, den Keller zu verlaſſen, aber ihre Worte, ſelbſt ihr Zürnen und Rumoren war vergeblich. Der Einzige, welcher ging, war der Ruinirte, den wir am Abend vorher mit dem Menſchenfreſſer im Geſpräch gefunden haben und der bei ſeinem Scheiden von dieſem noch verſchiedene halbverſtohlene Winke und Blicke erhielt, die ſich auf die gehabte Unterredung bezogen.

Die übrigen Kerle und Weiber reckten und ſchoben ſich durcheinander als Sinnbilder der Faulheit und Liederlichkeit, und ließen die Scheltworte, Flüche und Püffe gleichgültig an ſich vorübergehen.

Als endlich alle Bemühungen und Verſuche, den Keller zu räumen, nichts fruchten wollten, da regte ſich auch bei der Wirthin wieder ein menſchliches Gefühl; ſie meinte, ſie könne es doch nicht über's Herz bringen, ihre Gäſte bei ſolchem Wetter hinauszujagen. Sie wolle ſich darein finden. Es müſſe nun heute im Keller ſchon ſo bleiben, wie es ſei.

Das ſchwerſte Opfer, welches die Wirthin aber brachte, beſtand darin, daß ſie bis zum folgenden Abend auf allen Verdienſt verzichten mußte. Sie hatte immer nur Ausſicht, ſoviel einzunehmen, als das Geſindel am Tage erbettelt, oder ſonſt erbeutet hatte. Die Taſchen wurden an jedem Morgen geleert und an jedem Tage bis in die Nacht hinein aufs Neue gefüllt. Konnten nun keine Umgänge und Durchzüge gemacht werden, ſo lag damit auch der ganze Verkehr und Umſatz ſtille, gerade wie in der Handelswelt alle Bewegung aufhört und tauſendfältige Stockungen eintreten, ſobald ſich Treibeis einſtellt und die Fluthen der Elbe mit ſtarker Kruſte überdeckt werden. Der Stand des Barometers iſt alſo für den Verkehr und Erwerb im tiefen Keller von großer Bedeutung. Fällt jener, ſo wird auch hier die Atmoſpäre nebelhaft und ſtickſtoffartig verdichtet und ſchlägt die Phantaſie der kühnſten Bettler und Vagabonden zu Boden. —

Der Menſchenfreſſer erhob ſich und durchlief mit finſteren Blicken den unheimlichen Raum, in dem Alles verworren durcheinander lag, ſich reckte und rührte.

Biſt Du nüchtern, fragte er, und deutete auf das Weibsbild, welches am Abend von den beiden Kerlen herbeigeſchleppt worden war.

Die Angeredete ächzte ein tonloſes: Ja.

Wie wär's, fuhr jener fort, wenn Du uns Deine Geſchichte erzählteſt. Mir will ſcheinen, als hätteſt Du als Dirne von achtzehn Jahren nicht gebettelt. Du mußt damals beſſer ausgeſehen haben wie jetzt. Der verdammte Kümmel hat Dir eine ganz andere Glaſur gegeben.

Landsmann, ſagte ein Vagabonde, das verſtehſt Du nicht, und ſollteſt es als alter Matroſe doch eigentlich am beſten verſtehen. Werden die Schiffsböden denn nicht mit Kupfer beſchlagen? Wenn ſie nun ihr Geſicht auch mit Kupfer ausſtaffirt hat, muß es da nicht länger halten?

Die ganze Geſellſchaft ſchlug in eine helle Lache auf. — Das Weib ſchwieg und ſah verlangend nach der Wirthin hinüber. Dieſe jedoch wandte den Blick ab und ſchien nicht angeredet werden zu wollen.

Du biſt wohl trocken wie ein Fiſch? fuhr der Matroſe fort. Du meinſt wohl, Du mußt erſt etwas Naſſes haben, um Deine Junge feucht und flott zu machen? Hol der Teufel den Regen, was ſollen wir mit dem Waſſer! Aber ich merke ſchon, Schnaps zum Kaffee und zum Vernüchtern giebts heute Morgen nicht. So bekommen wir auch Deine Geſchichte nicht zu hören.

Ich ſage ihr, Mutter Nudeln, fuhr der Menſchenfreſſer, ſich erhebend und gegen die Wirthin gewendet fort, es iſt eine verteufelte Geſchichte, die Geſchichte von dieſer Annelies, wenn Sie ſie hören könnte, Sie würde gerne drei Deckel darum geben, denn ich weiß, Sie hört gerne zu, wenn die Gäſte Ihr erzählen von ihren Fahrten und Streichen. Sie würde Naſe und Maul aufſperren und die Arme vor Verwunderung in die Seite ſetzen, wenn Sie's hören könnte. Aber es will nun einmal nicht. Es iſt ein vermaledeiter Tag, der heutige, keinen Schnaps zum Kaffee, wir werden hier Alle umkommen und Annelies nimmt ihre Geſchichte mit in die Koje vor'm Thore, ſie nageln ſie zuſammen in vier Schaalbretter, ſchleppen ſie, eh' Hund und Hahn krähn, mit zwei Mann hinaus und damit baſta. Ich will ein Hundsfott ſein, wenn ich mich nicht lieber in der Elbe von den Stinten auffreſſen laſſe. So mit einem Naſendrücker — ich ſage Ihr, ich habe mich niemals auf die Naſe ſpielen laſſen, und nun vollends, wenn man die letzte Fahrt macht, da thu' ich's gar nicht.

Die Wirthin ſchien wirklich Luſt zu der Geſchichte der Annelies zu haben. Der Menſchenfreſſer hatte ſeine Abſicht erreicht. Denn alsbald ſtand ein Schnaps vor derjenigen, die ihre Geſchichte zum Beſten geben ſollte.

Das Weib ſah das volle Glas erſt lange an. Ein Schauder, oder war es ſchon der Tod, fuhr durch ihren Körper.

Will der erſte nicht hinunter? Schmeckts noch nicht? fragte der Menſchenfreſſer. Mach' keine Complimente, fürcht' Dich nicht, er ſchmeckt wie alle übrigen.

Das Weib machte nochmals mit Haupt und Mienen eine Bewegung des Widerwillens. Dann faßte ſie das Glas mit zitternder Hand, ſchüttete dabei Einiges über und leerte das Uebrige in einem Zuge.

Die hat nun Kaffee und Morgenbrod, ſagte der Menſchenfreſſer. Was ſagſt Du denn, alter Junge, fuhr er zum ſchiefen Matthies gewendet fort. Du duckſt da ja zuſammen wie ein angeſchoſſener Haaſe.

Der ſchiefe Matthies war auf das eine Ende der Bank hinaufgekrochen und ſah mit faſt ſchlauen Blicken um ſich herum.

Du kannſt auch noch daran kommen, meinte der Menſchenfreſſer. Oder ſoll ich für Dich das Geſchäft verrichten? Nun aber fang an, Annelies, jetzt mußt Du Courage haben und von Dir geben, damit wir andern doch auch etwas bekommen. Wie man früher bei Hungersnoth die Kinder vor die Bäckerhäuſer und Backſtuben hingetragen und hingeſetzt hat, damit ſie von dem Geruch des Brodes ſatt werden. Alle Vortheile gelten.

Die Zunge des Weibes erwachte jetzt aus ihrer Erſtarrung und dieſe begann nach einigem Räuspern mit mehrmaliger Unterbrechung ungefähr alſo zu erzählen:

Ich bin in *** im Herzogthum *** geboren. Meine Eltern waren gute, ehrliche Bürgersleute und ich ihr einziges Kind.

Ich war im Frühjahr grade ſechszehn Jahre geworden und für dies mein Alter ſchon ſehr ausgewachſen, als ich eines Sonntags in ein nahes Gehölz hinausging, um mir einige Veilchen zu ſuchen. Hier, wo ich ſo allein und arglos umherſchlenderte, traf mich der Fürſt. Er richtete ſeine ſcharfen durchdringenden Blicke auf mich und ich erröthete.

Mein Ausſehen, mein Geſicht, meine ganze Geſtalt mußte ihm gefallen, denn er trat raſch auf mich zu und fragte, wie ich hieße und wer meine Eltern wären. Ich konnte nur mit Stottern antworten, denn aller Jugendmuth und lebendige Keckheit, welche mich ſonſt beſeelt, war auf ein Mal dahin, alle meine Glieder zitterten wie Eſpenlaub.

Er machte mir den Vorſchlag, zu ihm auf's Schloß zu ziehen und dort bei irgend einer Bedienung behülflich zu ſein. Meine Eltern werden das nicht erlauben, ſagte ich, ohne zu wiſſen was ich ſprach.

Doch, verſetzte er und kniff mir in die Wangen. Ich werde mit ihnen ſprechen, dann ſollſt Du vorläufig mit mir in's Bad reiſen, und wenn wir zurück kommen, und Du nicht auf dem Schloſſe ſein magſt, ſo werde ich Dich in eine Penſion geben.

Der Fürſt ſprach richtig mit meinen Eltern. Zuerſt wurden mir von dieſen Vorwürfe gemacht, daß ich ihm nicht dreiſter und zurückſtoßender geantwortet, als aber ſie ſelbſt dem Willen des Herrn keinen vollſtändigen Widerſtand zu leiſten vermochten, als ſie ſich mit Geduld und Ingrimm darin ergeben mußten, daß ich von ihnen weggeholt wurde durch einen Kammerdiener, da weinten ſie zwar ſehr, ſchrieen und ſtießen Verwünſchungen aus, aber ſie zürnten mir nicht mehr.

Wir reiſten in's Bad und kehrten zurück. Vor Schaam und Zerknirſchung mochte ich augenblicklich meine Eltern nicht wiederſehen. Man wies mir eine abgelegene aber ſehr freundliche Wohnung bei einer bejahrten Wittwe an. Der Fürſt beſuchte mich, wenn auch ſelten.

Wie groß war aber mein Erſchrecken und Erſtaunen, als mir eines Morgens durch eine Ordonanz mein Paß, nach Hamburg viſirt, übergeben wurde, mit der Weiſung, unmittelbar abzureiſen nach dem Ort, welchen das Viſa beſage; Sr. Hoheit habe mit Demuth mein Betragen gemuſtert, ich mache der Stadt nur Schande, und wenn ich nicht gutwillig gehe, ſo würde ich mit Landdragonern über die Gränze gebracht werden.

Ich war bei dieſer Nachricht einer Ohnmacht nahe, ich beſchwor die Ordonanz, mir zu ſagen, worin denn mein Verbrechen beſtehe, ob ich etwas Anderes gethan habe, als was der Fürſt wiſſe. Die einzige Antwort, welche ich erhielt, war, der Fürſt haſſe mich, ich hätte im höchſten Grade ſeinen Widerwillen erregt. Ich weinte, rang die Hände und ſchrie: Und vorher liebte er mich! Die Ordonanz ging. Ich wälzte mich vor Schmerz in meinen

Thränen. Mein Jammer läßt ſich nicht beſchreiben. Meine armen Eltern gingen mir am Ende aber näher als ich mir ſelbſt.

Bei Nacht und Nebel war ich zum letzten Male vor ihrer Schwelle. Ich küßte die Thürſchwelle, ich ſetzte mich in die Laube, in der ich ſo oft bei ihnen geſeſſen, ich drückte das falbe Laub gegen meine Bruſt nnd ſtreute es dann in den Wind hinaus.

Am andern Morgen näherte ich mich der Gränze. Ich hatte nichts mit mir genommen als ein kleines Bündel mit Wäſche und einiges Geld von dem, was der Fürſt mir noch hatte zuſtellen laſſen.

So vom ungewohnten langen Gehen durch dick und dünn, durch Städte und Dörfer, ermattet kam ich in Hamburg an.

Es gelang mir, meine jüngſten Erfahrungen zu verheimlichen. Ich erhielt einen Dienſt, und zwar auf dem Lande. Mein Unſtern aber wollte, daß ich einem jungen, reichen Manne gefiel, daß er mich zu gewinnen wußte und ich in eine Lage kam, deren Urſachen ich zu ſpät bereute.

Was ſoll ich dieſe Zuſtände weitläuftig erzählen. Es kam ſo weit mit mir, daß man mich abermals des Landes oder vielmehr der Stadt verwies. Ich lebte eine Zeitlang in Thüringen. Mich verfolgte das Unglück. Jetzt floh ich aus eigenem Antrieb, und zwar wieder nach Hamburg zurück.

Wo blieb denn das erſte Kind? fragte der Menſchenfreſſer.

Ich weiß nicht weiter, als in Hamburg, erwiderte die Annelies.

Und wie hieß der junge Reiche? fragte jener wieder.

Das Weib nannte den Namen des Patriciers.

Ei Satan, fuhr der Menſchenfreſſer auf. Wie viel Unglück dies Volk doch in die Welt bringt! Und nachher ſchämte er ſich auch wohl Deiner, wie der erſte Liebhaber? — Was meinſt Du, Annelies, ſollte er ſich jetzt wohl noch Deiner ſchämen?

Die Gefragte glotzte den Frager mit ihren trüben, lebloſen Augen an. Hunde, die! ſagte der Menſchenfreſſer und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Wie manche arme Dirne mögen ſie ſchon auf den Miſt gebracht haben.

Du ſprichſt ja ganz wie ein Menſch, da ſiehſt Du gar nicht darnach aus, verſetzte ein Anderer. —

Fahr fort, herrſchte der Menſchenfreſſer. Annelies räusperte ſich und fuhr fort.

Es blieb mir nichts Anderes übrig als — mich einſchreiben zu laſſen.

Ich hoffte mich früher oder ſpäter aus dieſer

Lage wieder zu befreien. Allein bald mußte ich bemerken, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit ſei.

Kaum war ich zu einem Wirthe gebracht oder zu ihm hingewieſen, ſo ſteckte ich auch über und über in Schulden. Das iſt die beſte Art, um ein Mädchen in Feſſeln zu ſchmieden, die ſie niemals durchbrechen kann. Es iſt ſchauderhaft, wie weit die Frechheit und Niederträchtigkeit der Leute dieſes Geſchäftes geht. Bald wird Einem dies, bald jenes Kleidungsſtück förmlich aufgedrungen und Alles muß man um das Fünffache bezahlen, oder wird Einem um den übertriebenſten Preis auf Rechnung geſtellt.

Es hat mich oft gewundert, daß die Polizei dieſen ſchändlichen Wucher nicht mit ihrem Auge überwacht, daß ſie nicht die geringſte Notiz davon nimmt. Es iſt doch ſonſt jeder Wucher bei Juden und Chriſten verboten und ſtrafbar, warum iſt es nur bei dieſem Mädchen nicht, die doch meiſtentheils durch die Gleichgültigkeit und Gewiſſenloſigkeit der vornehmen alten und jungen Herren in dieſe unglückliche Lage gekommen ſind. Der größte Vorwurf trifft nicht das Mädchen, die zu jung und unerfahren iſt, ſondern die Männer, die recht eigentlich darauf ausgehen zu verderben.

Dann kam der andere Handel. Ich wanderte mit allen meinen aufgebürteten Schulden nach Berlin und kam auf dieſelbe Weiſe auch wieder zurück.

Noch hatte ich immer einiges Anſehen behalten und darum gelang es mir, einen jungen Mann zu gewinnen, der mich — aus der förmlichen Sklaverei — loskaufte, das heißt die Schulden für mich bezahlte und mich heirathen wollte. Ich zweifle noch jetzt keinen Augenblick, daß es ſein voller Ernſt war. Er war ein Handwerker und hatte ſeinen guten Verdienſt.

Auch das Loskaufen war eigentlich ein ſchauderhaftes Unrecht. Das Geſetz ſagt, daß ein Mädchen frei abziehen ſoll, ſobald ſie wieder einen ordentlichen Lebenswandel anfangen will oder ſich bürgerlich und rechtlich verheirathet. Aber das Geſetz iſt ja Kinderſpott, wenn es doch nicht reſpectirt wird. Es wäre beſſer, wenn es gar nicht geſchrieben ſtände, denn dann würde dem armen Mädchen doch nicht die Hoffnung und der Troſt benommen, daß ſie ſelbſt ihren Zuſtand vor den Augen und der Achtung der Welt wieder verbeſſern kann.

Im Gegentheil alſo, daß man den Mädchen beiſtehen und ihnen zur Aenderung ihrer Lage behülflich ſein ſollte, ſteht man den Wirthen bei. Dieſe müſſen immer als rechtſchaffene, ihre bürgerlichen Pflichten thuende Leute gelten, während man jene ein für alle Mal verdorben und verloren hält. Jene ſind von Grund aus ſchlecht und dieſe werden dafür angeſehen.

Recht, recht, beſtätigte der Menſchenfreſſer, ſo iſt es, wie ſie ſagt. Weiß der Teufel, wie viel Betrügerei dabei im Spiele iſt, wie viel geſpendet werden muß, damit nur Alles im Verborgnen ſo fortgeht und man nach wie vor den Mädchen das Fell über die Ohren ziehen kann. Hier hat nur die eine Partei immer Recht, und die andere immer Unrecht. Der Eine verdient den Staubbeſen, und der Andere erhält ihn, wenn auch nicht am Pfahl, ſo doch durch das ganze Leben in Sklaverei und Ketten, und darüber deckt man den Mantel des Geſetzes. Satan, Satan, was ſpielſt Du für ein ſchauderhaftes Spiel!

Der Menſchenfreſſer blickte wild und erboßt um ſich. Es erwachte in dem alten Gaudieb offenbar ein Gefühl für Rache und Vergeltung. Er ſtrich ſich mit der Fauſt über's Geſicht, welches im Eifer roth aufgeſchwollen war. Ich ſage — er endete nicht ſondern knirſchte furchtbar mit den Zähnen, ſo daß Alle erſchreckt ihn anſahen.

Plötzlich ward er wieder ſtill und fuhr zuſammen. Vermuthlich ſchoß ihm die Erinnerung ſeiner eigenen

Schuld durch den Kopf. Dann blickte er ſtarr und düſter vor ſich hin.

Die Annelies fuhr fort:

Der junge Menſch löſte mich alſo aus. Es koſtete ihm nach ſeinem Stande und Verdienſt viel Geld, über hundert Thaler, die er ſich mit Schweiß und Mühe verdient und in einigen Jahren zuſammengeſpart hatte. Er kaufte mich alſo hier am Orte, in der freien Stadt Hamburg, in demſelben Sinne und auf dieſelbe Weiſe, wie man in Amerika eine ſchwarze Sklavin kauft, obgleich es dort nach dem Geſetz und hier gegen das Geſetz iſt.

Bis dahin war es mir nur darum zu thun geweſen, aus den Händen der Menſchenwucherer loszukommen und einmal wieder ein ruhiges Leben zu führen; ich glaubte nicht ſo recht an dem Edelmuth und an die aufrichtige Denkungsart des jungen Menſchen, der Mädchen ohne mich genug bekommen konnte, ohne ſein ſchönes, ſauer erworbenes Geld ſo zum Fenſter hinaus zu werfen: Allein als er eines Tages wirklich mit vollen Taſchen erſchien, den Wirth beiſeit rief, ihm die Anzeige machte, daß es ſein feſter Entſchluß ſei, mich augenblicklich frei zu machen, und die blanken Drittel auf den Tiſch hinzählte, als ich in dieſem Augenblick herbeigeholt wurde, da wußte ich mich wirklich vor Verwunderung und Erſtaunen nicht zu faſſen und zu laſſen. Ich ging ſogleich mit ihm, wie ich ging und ſtand, und als wir allein waren, da erſt erwachte meine Freude und Dankbarkeit, ich fiel ihm um den Hals und weinte Stunden lang.

Wir lebten auf Treue und Glauben zuſammen, wie Mann und Weib. Er mußte erſt ſoviel wieder verdienen und erübrigen, bis wir auch bürgerlich zuſammen gegeben werden konnten.

Allein es währte nicht lange, ſo wurde ich abgeholt und über die Grenze gebracht, ohne daß ich meinen Mann erſt zu Hülfe rufen konnte. Als er den Abend von der Arbeit heimkehrte, war ich nicht mehr da und Niemand konnte ihm ſagen wohin.

Falſche, neidiſche Menſchen, die uns unſer Glück nicht gönnten, waren zuverläſſig dazwiſchen getreten. Und ſie fanden willigere Ohren zu hören wie ich.

Ich kehrte im Geheimen wieder zurück und erzählte nun dem, der Alles für mich gethan und ſo große Opfer gebracht hatte, Alles, wie es zugegangen war. Er ſchrie, tobte und fluchte vor Wuth, und wer konnte es ihm verdenken, da ich doch ſein theuer erworbenes Eigenthum war! Wer hatte außer ihm ein Recht über mich, da ich mich nicht des geringſten neuen Fehltritts ſchuldig gemacht hatte!

Aber wahrſcheinlich dieſelben falſchen Menſchen, welche mich von ihm weggetrieben hatten, verriethen mich zum zweiten Mal. Es galt kein Erbarmen, unſer Verhältniß wurde nicht geprüft, mein Mann — denn mein Liebhaber war dies vor Gott! — wurde nur zurückgeſtoßen, ſtatt um ſeine rechtliche Abſicht befragt und ich in's Gefängniß geführt. Ich wurde bei Waſſer und Brod unter diejenigen geſetzt, die wirklich etwas verbrochen hatten.

Als die Tage der Strafe um waren, fragte man mich, ob ich mich wieder einzeichnen laſſen oder zum zweiten Male, unter Androhung einer harten Zuchthausſtrafe bei der Wiederkehr, über die Gränze gebracht werden wollte. In der Verwirrung und um nur in der Nähe meines Geliebten zu bleiben, auch in der Hoffnung, daß er bald für mich die nöthigen Schritte thun und ſein Recht durchſetzen würde, wählte ich das Erſte. Es war vielleicht eine Unbeſonnenheit oder gar ſchlecht von mir, aber — in dem Augenblick fehlte mir die Kraft, ich konnte nicht anders. —

Nach einigen Jahren, in denen ich meinen Freund, ſo ſehr ich es wünſchte und hoffte, niemals wieder ſah, wurde ich von einem, alle Nerven auszehrendem Siechthum befallen. Es war unmöglich, daß ich unter meinen bisherigen Verhältniſſen noch länger bleiben konnte. Ich erhielt alſo meinen Abſchied und wäre ſchon darauf angewieſen geweſen zu betteln, oder meinen Unterhalt im Schmutz der Straßen aufzuſuchen, wenn ich in der letzten Zeit nicht wieder Jemanden kennen gelernt hätte, der mir wenigſtens noch einige, etwas beſſere Tage zu friſten verſprach.

Es war dies eigentlich ein polniſcher Jude, der mit den Blutegel-Händlern herübergekommen war, aber ſich nunmehr ſo umgewandelt hatte, daß er nach ſeinem frühern Stande und Gewerbe gar nicht mehr zu erkennen war. Als ich eines Abends mit ihm allein war und er ſchon eine Weile ſtill und nachdenkend neben mir geſeſſen hatte, zog er aus ſeiner Taſche eine Menſchenhand hervor und hielt ſie mir hin, daß ich ſie ſehen und anfaſſen ſollte.

Es überliefmich ein kaltes Grauſen. Ich wollte aufſpringen und davon laufen, allein er faßte mich und ſprach: Wenn Du den geringſten Lärm machſt oder ſagſt, was Du geſehen haſt, ſo biſt Du des Todes. Es ſteht in meiner Gewalt, Dich jeden Augenblick zu ermorden, wenn Du aber ſchweigſt und mir behülflich ſein willſt, ſo ſoll es Dein Schade nicht ſein, und Du kannſt noch einmal durch mich reich werden.

Siehſt Du, das iſt eine Mädchenhand, gerade ſo eine wie Deine!

Bei dieſen Worten hielt er die Todtenhand dicht an die meinige und ich mußte mich überzeugen, daß dem wirklich ſo war.

Wie ich dabei gekommen bin, das kann Dir jetzt gleich viel ſein. Gehſt Du in meinen Plan ein und machſt Deine Sachen gut, ſo kannſt und ſollſt Du es ſpäter wohl einmal erfahren.

Dieſe Hand macht mich gleichſam kugelfeſt. So lange ich ſie bei mir führe, wird es Keinem gelingen, mich in meinem Geſchäft zu ſtören oder gar meinen Kopf in Gefahr zu bringen.

Er ſchwieg wiederum ſtill und ſah mich mit ſeinen unheimlichen ſcharfen Augen durchdringend an.

Die erſte Furcht war zwar vorüber, ich wagte die dargebotene Todtenhand ſogar anzufaſſen, aber von Zeit zu Zeit überlief mich doch ein neuer Schauder und der frühere polniſche Jude kam mir jetzt wieder ſo grauſig vor, mein Verſtand wußte mir ihn und ſein Leben ſo wenig zu erklären, daß ich nur ſprachlos da ſaß und nicht den Muth hatte, ihn das Geringſte zu fragen, wie ſehr mich auch die natürliche Neugierde peinigte, etwas Näheres über ihn zu erfahren. Wie viele und verſchiedene Perſonen mir auch ſchon vorgekommen waren, ſo daß es mir am Ende ziemlich gleichgültig ſchien, mit wem ich in dem Augenblick zuſammen kam, ob er ſchwarz oder braun, ob er vielleicht ein Dieb oder Mörder oder was ſonſt für ein Schleicher war — von dieſem fühlte ich mich denn jetzt doch zurückgeſtoßen.

Er mußte dies merken und ſuchte daher eine möglichſt ruhige und hingebende oder vertrauliche Haltung anzunehmen. Um mich gewiſſermaßen mehr und mehr in das Geheimniß ſeines Lebens einzuweihen und mich näher zu ſich heranzuziehen, verbarg er die Todtenhand wieder in ſeine Rocktaſche und holte daraus ein kleines in Leder gewickeltes Bündel hervor. So wie er es auseinander rollte, hörte ich es darin raſſeln und klirren, und bei der vollſtändigen Eröffnung ſah ich verſchiedene kleine eiſerne Inſtrumente, Metallſtücke, Schrauben und Zangen, die mir Vergnügen machten. Ich faßte das eine und andere Stück an, wußte es mir aber nicht zu erklären und erhielt auf meine Frage auch keine Antwort.

Das iſt mein Geſchäft — ſagte er nun — wenn Du es erräthſt, ſo kannſt Du es wiſſen, anders aber nicht, bevor ich Dich nicht ganz in meinem Vertrauen habe. Vielleicht, daß dieſe Zeit nicht lange mehr hin iſt. Du biſt ſchwach, bleich, abgemagert, kränklich, Dein Körper iſt ſchon ſo gut wie aufgezehrt, Du wirſt es nicht lange mehr machen können. Wenn Du dann willſt, wiederholte er lockend, ſo will ich Dich in meinen Dienſt nehmen und Du kannſt es bei mir noch gut haben. Du ſollſt ſehen, daß mein gegenwärtiges Geſchäft kein ſchlechtes iſt.

Zwar wohne ich in einem dunkeln, ſchmutzigen Gang auf dem Steinweg, aber — mein Geſchäft macht dies nothwendig. Später vielleicht, wenn Du dort nicht gerne ſein magſt, können wir auch beſſer wohnen. Es giebt, ſo viel weiß ich jetzt ſchon, in Hamburg immer noch Gänge und Stellen, wo man geheim und verborgen leben kann. Es hält ſich hier ſo Manches unter einem guten Scheine auf, was der Polizei und ihrer ſchlaugewählten Spürkraft lange ein X für ein U macht.

Was ich Dir jetzt geſagt habe, behältſt Du für Dich, und dann kann es Dein Glück ſein, ſonſt —

Er ſah mich wieder grimmig an. Ich dachte auf's Neue an die Todtenhand, nickte mit dem Kopfe und ſchwieg.

An dieſen umgewandelten und geheimnißvollen polniſchen Juden wandte ich mich, und rief ihn, als er eines Abends unter den übrigen Gäſten zechte und mehr verzehrte als die Uebrigen, obgleich er darnach gar nicht das Ausſehen hatte, — ich rief ihn alſo allein und erinnerte ihn an ſeine Worte.

Es iſt gut, ſagte er. — —

Ich war von jetzt an beim Schwartenkopp, denn ſo hatte ſich mein Herr und ehemaliger polniſcher Jude umgetauft. Ich bekam ihn wenig zu ſehen, denn er ſaß den ganzen Tag in einem Winkel auf dem Boden, und hämmerte und klopfte dort, ohne daß ich erfuhr und begreifen konnte, was er dort machte.

Auf meine dreiſte Frage, was er immer oben zu thun habe und welches denn ſein Geſchäft ſei, gab er mir kurz zur Antwort: Noch nicht — aber bald.

Am folgenden Tage gab er mir einige Drittel und befahl mir, Fleiſch und Wein dafür einzukaufen, doch ſo, daß ich auf jeder Stelle einen neuen Drittel wechſelte. Ich begriff nicht, warum dieſes nöthig ſei, that aber, wie er geſagt hatte.

Es iſt auch beſſer, ſagte er, daß Du etwas weit gehſt. Ich mag nicht gerne, daß die Leute in dieſer Straße und überhaupt in unſerer Nähe wiſſen, was wir kaufen und gebrauchen.

Es war gegen Abend, hie und da fing man an die Lichter anzuzünden, als ich ging. Beim Weggehen nannte er mir noch zwei Stellen, wo ich einkaufen ſollte und wo ich das Gewünſchte am beſten bekommen würde.

Ich fand auf der einen Stelle, wo er mich hatte hingehen heißen, einen Mann, der ziemlich angetrunken war, und kaum ſo viel Beſinnung hatte, das Geld, was er herausgeben ſollte, zu zählen; auf der andern einen Knaben, der den Drittel ſogleich in die Kaſſe gleiten ließ und dann aus einem andern Schubfach kleine Münze holte.

Als ich wiederkam, blickte Schwartenkopp mich vergnügt an und ſagte: Nun, iſt es gut gegangen?

Warum denn nicht, fragte ich dagegen; bin ich doch wohl groß und alt genug, daß ich mit Geld umgehen und einkaufen kann?

Er lachte, drehte ſich um und ſchien guter Laune zu bleiben.

Nun wollen wir uns gütlich thun, ſagte er. Es geſchah. —

Es war mir nach einigen Tagen auffallend, daß ich, ſobald ich Drittel erhielt, immer einen weiten Weg zum Einkaufen machen mußte, und daß ich niemals alle Schillinge wiedererhielt, die ich doch zurückgebracht hatte.

Wenn ich ſagte: Schwartenkopp, wir haben ja noch Schillinge, laß uns lieber das große Geld behalten, ſo verſetzte er halb unwillig: Nein, das verſtehſt Du nicht. Ich mag lieber kleines als großes Geld haben. —

So ging es einige Zeit fort, bis ich einſt vor Langeweile auf den Boden hinauf ging, obgleich mir dies eigentlich verboten war, und mich dem, der unausgeſetzt arbeitete, von hinten mit leiſen Schritten näherte.

Als ich neben ihm ſtand, fuhr er beſtürzt in die Höhe und gerieth in Zorn, angeblich, weil ich ihn erſchreckt habe. Dann aber blickte er mich lange grinſend und prüfend an, als wolle er erfahren, ob ich nun mehr Einſicht von ſeinem Handthieren habe.

Mir konnte kein Zweifel bleiben. Ich ſah auf einem Tiſchchen, oder vielmehr auf einem an die Wand genagelten Brettchen vor einer Oeffnung in der Wand, die durch zwei, drei ausgeſchlagene Steine hervorgebracht war, alle jene kleinen Inſtrumente wieder, die er mir einſt gezeigt und daneben mehre Drittel, die ſo blank waren, als ich ſie noch nie geſehen hatte.

Er mußte es an meinen Mienen mit ſeiner gewöhnlichen Schlauheit bemerken, daß ich ihn durchſchaute und erkannte, in welchem Zuſammenhang dieſe Münzen mit ihm ſtanden.

Ja, ſagte er endlich, das Schweigen brechend und die Verwunderung oder Beſtürzung vollends beſeitigend, ſind die Drittel nicht gut? Du kannſt ſie nun mit dieſem Pulver reiben, daß ſie ein altes Anſehen bekommen, darnach von dieſem ſchmutzigen Wachs einzelne kleine Stückchen darauf klebene und thun wie früher. Machſt Du Deine Sachen gut, ſo ſollſt Du noch außerdem Deinen Lohn haben.

Mein Schwartenkopp war alſo ein Falſchmünzer! Mir war das keineswegs auffallend; denn ich hatte immer dunkel vermuthet, daß dergleichen hinter ſeinem Treiben und Heimlichthun ſtecken müſſe, auch war es mir ſchon ſonderbar vorgekommen und hatte Argwohn in mir erregt, daß ich wie geſagt immer Drittel an den Mann bringen mußte, während die Schillinge ſtets von ihm zurückbehalten wurden.

So lebten wir noch eine Zeitlang fort, und jeder von uns that, wie bisher. Allein mein Geſchäft war ſchwieriger als das ſeinige. Ich war mehr wie einmal in der Gefahr, auf der That ertappt und der Polizei ausgeliefert zu werden. Nur durch ein ſchnelles Abbrechen, Zurücknehmen und Entfernen von dem Verkäufer ſicherte ich mich. Kehrte ich dann unverrichteter Sache nach Hauſe zurück, ohne den Drittel an den Mann gebracht zu haben, ſo waren jedes Mal Scheltworte, Flüche, Mißhandlungen, ja ſogar Prügel mein Lohn. Schwartenkopp ſprach den ganzen Tag nicht mit mir, blieb auf dem Boden und ließ mich recht tüchtig hungern.

Unſer erſtes trauliches Verhältniß war dadurch bedeutend lockerer geworden. Hierzu kam noch, daß es auf unſerer Nachbarſchaft nicht mehr recht geheuer war. Die Leute, welche durch den Hof oder Gang gingen, fingen an, nach unſerer Wohnung zu zeigen und ſich in die Ohren zu flüſtern. Meiner eigenen Sicherheit wegen machte ich meinem Beſchützer davon die Entdeckung. Er lohnte mir auch dieſe, aber ſchlecht, indem er tobte, fluchte, und auf mich allein alle Schuld ſchob.

Eines Abends veränderten wir plötzlich unſere Wohnung und bezogen einen engen, ruſſigen, kaum einiges Licht gewährenden Keller in der Gegend des Hafens. Vermuthlich hatte er jetzt einen Keller gewählt, weil man ſein Hämmern und Klopfen daraus weniger vernehmen konnte.

Unſer Geſchäft aber ging ſchlecht. Ich hatte bei allen dummen und kurzſichtigen Verkäufern die Runde gemacht und bei den gewitzigten, die Augen für Geld hatten, war nichts auszurichten. Mit dieſem Krebsgang vermehrten ſich auch die Mißhandlungen. Ich wußte nirgends hin und mochte ſelbſt mit meinen blauen Augen und zerkratztem Geſicht mich vor den Leuten nicht ſehen laſſen.

Meine Lage war ſo elend und traurig als möglich; Hunger und Schläge alle Tage.

In dieſer Angſt und Verzweiflung, als Schwartenkopp mich eines Tages wieder marterte und im Begriff war, mir in ſeiner Wuth die Kehle zuzudrücken, ſchrie ich heraus, daß ich ihn angeben würde, wenn er nicht aufhöre, daß ich dieſe Behandlung unmöglich aushalten könnte. Es war vielleicht unbeſonnen von mir, daß ich gerade in dieſem Momente ſolche Drohung ausſtieß, wie leicht hätte der Boshafte und Wüthende mich nicht vollends erdroſſeln und dann im Winkel des Kellers verſcharren können; allein er ließ mich fahren, ſtieß mich noch einmal mit dem Fuß, daß ich ohnmächtig zuſammenſank und nicht wußte, was ferner um mich geſchah.

Als ich in dem Winkel auf der Erde, mit Blut und Staub beſudelt erwachte, vermuthlich durch einige Kanonenſchüſſe geweckt, war Schwartenkopp verſchwunden. Ich raffte mich in meinen Schmerzen, indem ich auch vor Hunger und in meinem abgemagerten Zuſtand faſt kein Glied zu rühren vermochte, auf, und ſchleppte mich auf unſer Strohlager, welches nicht einmal ſo gut war, als das eines Hundes, mühſam hin. Um Mitternacht quälte mich furchtbarer Durſt. Ich verſuchte aufzuſtehen, um mir einen Trunk Waſſer zu holen; wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich plötzlich bis an's Knie in Waſſer trat. Es war hoh Fluth in der Elbe oder ſogenannter Waſſerwind, und unſer Keller gehörte zu denen, die ſich dann oft bis unter die Decke füllen. Ausgehungert, ermattet, zerſchlagen und zertreten, blutig wie ich war, trieb aber doch die Liebe zum Leben mich an, den Ausweg zu ſuchen. In der fauſtdicken Finſterniß ſtieß ich mich mehrmals, ſo daß der Schmerz meinen ganzen Körper durchdrang und ſank dann in dem eiskalten Waſſer in unendlichem Elend zuſammen.

Endlich erreichte ich die ſchmale, abſchüſſige Treppe und mit ihr die Thür. Aber wie groß war auf's Neue mein Entſetzen und meine völlig erſchöpfende Entmuthigung, als ich dieſe verſchloſſen fand.

In meiner peinigenden Angſt, wobei in dem eiskalten Waſſer und der feuchtdunſtigen Kellerluft mein ganzer Leib krampfhaft erzitterte und in Zuckungen zuſammenfuhr, trachtete ich mehre Male um Hülfe zu rufen, allein mein Gaumen war ſo ausgedörrt, meine Zunge war ſo gelähmt und die Lippen ſo geſchwollen, daß ich auch nicht den geringſten Ton hervorzubringen vermochte.

Das Waſſer ſtieg von Minute zu Minute immer höher, ich hörte es um mich dumpf rauſchen und ſauſen und ſtand ächzend auf der letzten, höchſten Stufe der Treppe, als ich etwas an meinen nackten Beinen heraufkrappeln und ſelbſt bis auf Schultern und Kopf mich berührt fühlte. Es waren Ratten, die, ebenfalls aus Furcht vor dem Tode, den höchſten Punkt im Keller aufſuchten, und meinen Leib als Zuflucht wählten.

Zu jeder andern Zeit würde ich vor Entſetzen aufgeſchrieen haben; doch jetzt verſagte mir eines Theils die Stimme und andern Theils hatte mich der höchſte Grad des unempfindlichſten Mißmuthes erreicht.

In dieſer Noth bückte ich mich mit dem Kinn in's Waſſer und ſchlürfte davon, um meine Zunge anzufeuchten und nochmals ein Rufen zu verſuchen. So viel empfand ich, der Geſchmack des Waſſers war ſchauderhaft; es mußte durch allerlei kleine Unrathgänge gefloſſen und mit Schlamm und verdorbenen Subſtanzen geſchwängert ſein. Jedoch was thut man nicht in ſolcher Lage!

Jetzt wollte ich rufen, allein wiederum war alle Anſtrengung vergeblich. Ich vermochte die Kinnlade eben ſo wenig zu rühren, als meine Hände, um die garſtigen Gäſte von meinen Schultern wegzujagen.

So, weder rufen, noch klopfen, noch überhaupt mich bewegen könnend, ſank ich ſtarr und in Krämpfen auf der Treppe vor der Thür zuſammen. Das Waſſer reichte mir bis an die Schultern, und die Ratten ſchienen mir mit ihren dicken haarigen Schwänzen nur deshalb das Geſicht zu umwedeln, um mich zu kitzeln und ſo am Leben zu erhalten.

Wäre ich doch geſtorben! Wäre das Waſſer doch ſo hoch geſtiegen, daß es mich getödtet hätte! Aber das wilde Element hatte nicht ſo viel Mitleid mit einem gränzenlos unglücklichen Geſchöpf, es ging nur bis an die Kehle und nicht weiter. —

In dieſer meiner gedemüthigteſten und folterreichſten Seelenpein und Zerſchlagenheit erwachte, von Fiebern gereizt, meine Erinnerung. Ich dachte in dem Augenblick an meine reine Kindheit, an meine blühende Jugend, an meinen Verführer, an meinen doppelten Fall und die ganze, verworrene Schlechtigkeit der Welt, und tauſend Flüche, Gewiſſensbiſſe und Verwünſchungen durchkreuzten wie Geſpenſter mit drohenden Geberden dieſe Bilder.

Drei Tage mußte ich noch ausharren in dieſer troſtloſen Lage. Das Waſſer verlief ſich nicht ſo ſchnell als es gekommen war.

Endlich am vierten Tage wurde die Thür geöffnet, oder richtiger, man zerſchlug das Fenſter und drang ſo in den Keller hinein. Es war den

Nachbarn natürlich aufgefallen, daß ſich nichts in dem Keller rege und bewege und die Thür immer verſchloſſen blieb. Man glaubte anfangs, wie mir ſpäter erzählt wurde, daß wir Beide, Schwartenkopp und ich, ertrunken ſeien. Man war aber erſtaunt, als man zuletzt mich nur allein fand und freilich als eine Todte, dem Scheine nach.

Man brachte mich wieder in's Leben zurück, man flößte mir Speiſen ein, und ich ſollte nun ſagen, wo mein Mann geblieben. Allein wußte ich es denn? — Nur das ſagte und behauptete ich, daß Schwartenkopp keineswegs mein Mann geweſen, daß ich nur die Stelle einer Magd oder Haushälterin bei ihm vertreten, daß ich ganz außer Verbindung mit ihm geſtanden und von ihm im ſtrengſten Sinne abhängig geweſen ſei.

Man glaubte mir dies um ſo leichter, als man meine unglückliche Stellung ſchon früher bemerkt hatte, und daß ich von ihm immer ausgeſchickt worden ſei.

Es gelang mir, durch das Vorgeben einer gänzlichen Unwiſſenheit um Schwartenkopps Geſchäft auch die Polizei zu täuſchen. Man wußte ja weiter nichts Böſes von ihm, und als nun gar nachgeſchlagen wurde, wo und wie ich früher geweſen, ſo begriff man um ſo leichter, daß eine ſolche

Unterwürfigkeit wohl das Ende vom Liede meines öden, wüſten, elenden Lebens ſein könnte.

Ich berief mich darauf, daß ich ſo und ſo lange in Hamburg geweſen, daß ich dem Staat doch Jahre *hindurch Steuern eingebracht*; ich betheuerte, daß ich mit Hülfe eines Armengeldes mich ernähren wolle — und man duldete mich.

Zum Arbeiten hatte ich keine Luſt, meines verſchlotterten, ausgemergelten und zerriſſenen Körpers wegen auch kein Geſchick, es blieb mir nichts weiter übrig, als zu betteln und aus dem Kehricht und Unrath auf den Straßen meinen Unterhalt aufzuſuchen.

Aber aus Trägheit war mir auch dieſe Mühe bald zu groß. Ich legte mich an Sonntagen und bei Jahrmärkten in der Nähe an den Wegen hin, und flehte und winſelte gar jämmerlich. Das wenige Geld, was man mir zuwarf, verwandte ich dazu, um mir Branntwein zu kaufen und damit die Sorgen, den Kummer und die Bürde meines Lebens zu verſcheuchen.

Doch bald war der Reiz zum Mitleid abgeſtumpft. Man ging mir, wenn ich halb trunken dahin ſchlurfte oder an einem Stein im Koth der Straße da lag, empfindungslos vorüber.

Dieſe Gleichgültigkeit und das Bedürfniß, Branntwein zu haben, hieß mich auf Mittel ſinnen, das Mitleid reger zu erhalten. Ich machte mir aus Lumpen eine Puppe, herzte dieſes wie ein Kind, legte es an die welke von Narben und Striemen überdeckte Bruſt und — es gelang. Zwar kam ich meines Herumtreibens und dieſes Kunſtgriffes wegen oft in's Gefängniß, erhielt eine Züchtigung für den Betrug, aber — man ließ mich dann wieder laufen und ich begann meine Täuſchung von Neuem. —

Das iſt mein Leben. Nun ſchenkt mir einen Schnapps, denn ſeht, meine Hände zittern noch übermäßig und meine Zunge iſt trocken, ausgedörrt wie ein Klippfiſch. —

Wir verlaſſen nun einſtweilen den tiefen Keller, die Bettlerin und übrigen Vagabonden, um uns nach einer Perſon umzuſehen, deren Schickſale uns beſonders am Herzen liegen.

XIV.

Die Choriſtin und die Chormutter.

Paris hat neben den großen, urſprünglichen „Geheimniſſen“ noch viele andere aus der Nähe und Ferne erhalten, worunter auch die „Geheimniſſe der Oper“ ihre Stelle einnehmen. — Aber nicht bloß die Pariſer Oper hat ihre Geheimniſſe, es paſſiren dergleichen unter dem Podium und in der Umgebung eines jeden Theaters. Hier herrſcht oder graſſirt das „glänzende Elend“, wie man früher wohl das Soldatenleben genannt hat.

Wir eilen alſo im Fluge zu unſerm Harfen-Lieschen zurück. Wir haben geſehen und gehört, was und wieviel ſie bereits von dem geheimnißvollen Treiben der ſogenannten großen Welt, ſelbſt in ihrer ſcheinloſen Unbedeutenheit abbekommen hat. Wir werden nun erfahren, wie weit es ihr vergönnt wird, hinter den Schleier, welcher mit einer ſeltſamen, bacchanaliſchen wilden Jagd bemalt iſt, zu blicken.

Harfen-Lieschen war hingegangen, um ſich zum Chor zu melden. Sie that dies mit vieler Freude und großen Hoffnungen. Sie hüpfte den Weg dahin wie ein Lamm im friſchen Klee, welches man nach langer Haft zum erſten Male wieder frei gelaſſen hat.

Allein in der erſten Hoffnung, ſich Selbſtändigkeit zu erwerben, ſah ſie ſich unmittelbar bitter getäuſcht. Es gab auch hier Volontairs oder Solche, die ſich nach der Forderung entſchloſſen, eine geraume Zeit ohne Honorar zu dienen. *)

Lieschen erhob ſich mit Thränen in den Augen und tauſend Vorſtellungen, daß ſie doch ſo viel verdienen müſſe, um ſich ihren Lebensunterhalt zu verſchaffen, daß ſie ja ſchon ſingen könne — aber alle Bitten und Einreden waren vergeblich, ſtatt aller Auseinanderſetzungen und Erklärungen hörte ſie nur die eine Frage: „Aber haben Sie denn keinen Freund?!“

Alſo ein „Freund“ iſt ſogar nothwendig, wenn man Choriſtin werden will? Ein emſiges, talentvolles und ſittſames Mädchen kann ſich nicht erhalten und überhaupt ihre Carrière nicht beginnen, wenn ſie zu gleicher Zeit, wo ſie ſich um eine Stelle im Chor bewirbt, ſich nicht auch nach einen „Freund“, der ſie interimsweiſe für ihre Mitwir-

---

*) Die Leſer müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß hier mit den Zuſtänden nach der Zeitfolge eine Verwechslung vorgenommen worden iſt.

kung bei der Oper belohnt, vielleicht auch für den Extra-Genuß, ſie dort im bunten Flitterſtatt ſpielen und tanzen zu ſehen und an ihrer ſchlanken Taille und den zierlichen Füßen ſeine Augen zu weiden, während man der Kunſt, den Muſen und Grazien opfert! —

Die Nothwendigkeit eines „Freundes“ war demnach das erſte Geheimniß, welches Lieschen beim Beginn einer neuen Epoche ihres Lebens erfuhr, und es ſollte nicht das letzte ſein.

Lieschen ergab ſich in jene Nothwendigkeit, obgleich ſie unter Seufzen und Weinen verſchwieg, daß ſie bereits einen „Freund“ habe und daß ſie grade deshalb gekommen ſei, um ſich von ihm los zu machen.

Sie kehrte zwar ſehr niedergeſchlagen und in ihren Ausſichten gedemüthigt in ihre ſtille Wohnung zurück, aber Eins tröſtete ſie doch wieder: Sie war ja Choriſtin und konnte ihrem Freunde, dem Patricier erzählen: daß ſie nach einem halben Jahre Gehalt bekommen und daß ſie dann im Stande ſein werde, ihm weniger beſchwerlich zu fallen.

Mit den Bekanntſchaften, die alsbald in dem neuen Kreiſe gemacht wurden, kamen zugleich auch manche Entdeckungen zum Vorſchein, die eben kein günſtiges Licht auf das Leben und Treiben der Umgebung warfen und die Zuſtände außer der Bühne oft im Gewande der platten, craſſeſten Wirklichkeit zeigten.

Schon nach den erſten Tagen hörte Lieschen Mancherlei, von dem ſie bis dahin keine Vorſtellung gehabt hatte, machte die Bekanntſchaft der Chormutter und wurde von dieſer zu einem Concert eingeladen, welches an einem der nächſten Abende, nach Beendigung des Theaters, alſo um Mitternacht ſtattfinden ſollte.

Unſere junge Choriſtin machte zwar Einwendungen, daß ſie dazu noch nicht das rechte Geſchick habe, allein dieſe Vorſtellung von dem Concert wurde ihr alsbald ausgeredet. Sie werde ja ſehen.

Dieſes „Sehen“ und verſchiedene Andeutungen machten Lieschen dennoch, wir können wohl ſagen neugierig. Sie fand ſich zur beſtimmten Zeit in dem Nebenlocale eines Saales ein, der auch ſonſt zu muſikaliſchen Zwecken benutzt wurde.

Lieschen war nicht wenig verwundert, in den Ausführenden nichts als Damen zu erblicken, und ein ſo kleines Publikum, daß es kaum der Mühe werth war, darum eine muſikaliſche Aufführung zu veranſtalten. Augenſcheinlich ſchwebte eine gewiſſe Heimlichkeit über dem Ganzen und die Zuhörer waren jedenfalls nach einer beſonderen Wahl hinzugelaſſen worden.

Das Concert, abwechſelnd aus Geſang- und Pianopiecen beſtehend, ging unter großem Applaus vorüber. Als der letzte Vortrag beendigt war, entfernten ſich einige Zuhörer grade ſo leiſe und behutſam, als wenn ſie einer pietiſtiſchen, verbotenen Conventikel beigewohnt hätten. Wie nach abgelaufenem Waſſer blieben aber gerade ſo viele Herren zurück als ſich Mitwirkende bei dem Concert vorgefunden hatten, und unſer Lieschen, oder wie wir jetzt des Anſtandes und der Stellung wegen zu ſagen genöthigt ſind, unſere Louiſe war nicht wenig verwundert, plötzlich auch *ihren* Freund, den Patricier, erſcheinen zu ſehen.

Louiſe erröthete und ſuchte verſchämt, ſich zu entfernen, wurde aber von einer der anweſenden Damen mit Lachen zurückgehalten: „Meinſt Du denn, wir wüßten nicht, daß Du einen „Freund“ haſt? Schäm' Dich doch ein ſo albernes Kind zu ſein! Kann man denn ohne einen Solchen durchkommen. Die Umſtände verlangen es einmal ſo und da läßt man ſich das gerne gefallen. Zier' Dich nur nicht, närriſches Ding. Du ſollſt ſehen, es iſt heute Abend ein ſchönes Concert. Das alte Geplärre und Getrommel hat mir ſchreckliche Langeweile gemacht, ich konnte gar nicht abwarten, bis das alte Geklimper zu Ende war, aber nun ſollſt Du auch ſehen, daß heute ein Concert iſt, wie wir lange kein's gehabt haben. Unſere Freunde ſind diesmal ſehr großmüthig geweſen und die Chormutter verſteht es ein Concert einzurichten.

Louiſe begriff nicht die ſeltſamen Widerſprüche, welche ſich in dieſen Reden fanden, obgleich ſie bereits zu ahnen anfing, daß das Concert, größtentheils von unterhaltenen Mädchen gebildet, hier wohl eine andere als die gewöhnliche Bedeutung habe und daß die ſonſtige Hauptſache hier eigentlich nur Nebenſache ſei.

Unterdeſſen wurden Notenpulte und Inſtrumente entfernt und an deren Stelle eine wohlbeſetzte Tafel hingerichtet.

Die noblen Herren mit ihren Damen rückten an, aber ſo, daß zur Belebung der Unterhaltung und Erhöhung des Sinnenreizes eine allgemeine Verwechslung ſtattfand. Louiſe war einem getauften Juden zugefallen, der in ſeinem Weſen etwas Mephiſtophéliſches hatte und als alter Junggeſell regelmäßig Jagd auf die Blüthe der Choriſtinnen machte.

Der ganze Tiſch wurde über und über mit Flaſchen beſetzt, und der Champagner begann nach und nach gleichſam in Strömen zu fließen.

So lange man aß und weniger trank, machten Theaterſkandale und anrüchige Geſchichten aus dem geheimen Geſellſchaftsleben den Gegenſtand der Unterhaltung aus. Louiſe erſtarrte über die Frivolität, mit der man hier über die Händel und Ausſchweifungen der höheren und niederen Perſonen ſcherzte und lachte.

Als das eigentliche Bacchanal und die wilden Orgien beginnen ſollten, als man ſich paarweis in den Seitenzimmern verlor und der Ton immer unbefangener und aufgelöſter wurde, hatte die Dienerſchaft auf ein gegebenes Zeichen ſich ſchon entfernt, und verheirathete wie unverheirathete Männer ließen es ſich in dieſer communiſtiſchen Geſellſchaft wohl ſein. Da ruhten der junge D. und der alte H. neben ihren hingeſunkenen Damen gleich erſchöpft bei einander und ſahen ſich ſprachlos in die matten trunkenen Augen, welche von Luſt und Leidenſchaft eben noch gefunkelt hatten.

Louiſe war durch die Vorgänge dieſer Nacht ſehr angegriffen worden und mußte am Morgen ſich krank melden laſſen. War ſie doch gänzlich ihrer Sinne beraubt worden, daß ſie nicht ein mal wußte, wie ſie bei dem zerſtörten Zuſtande in ihre Wohnung gelangt ſei.

Die Orgien wechſelten nun mit den Nachſtellungen und Louiſe ward inne, daß man in dieſen Verhältniſſen ohnmöglich leben könne, ohne den Körper von Grund aus zu verderben. Wir müſſen es unſerer kleinen Heldin nachſagen, daß ſie an allem Spiel, an allen galanten Abenteuern hinter den Couliſſen wenig Gefallen hatte. Die Ungenirtheit, mit der die noblen jungen Herren, die ſogenannten Theater-Suitiers und ausgemergelten Hageſtolzen Jagd auf die Choriſtinnen machten, widerte ſie an.

Das Schickſal aber wollte, daß ſie in ein genaueres Verhältniß zu einem Herrn von B. kommen ſollte, welches leicht für ſie ſehr gefährlich hätte werden können, wenn die Polizei nicht zu rechter Zeit eingeſchritten wäre. Jedoch führte gerade dieſes Einſchreiten, dieſe Berührung der wachenden Behörde zu einer Entdeckung, welche in mehr als einer Beziehung für unſere Louiſe bedeutend wurde und für ihr Schickſal eine ganz neue Wendung hervorbrachte. So wird oft das, was wir als unſer Unglück anſehen, unſer Glück. Wäre Louiſe nicht Choriſtin geworden, hätte ſie nicht die Bekanntſchaft des Herrn von B. gemacht, ſo würde ſie beſtimmt, gleich ſo vielen anderne Mädchen, im Siechthum und in der ſittenloſen Gleichgültigkeit untergegangen ſein. Jetzt aber ging, ohne das ſie es ahnte, für ſie ein neuer Stern auf, der auf ihr ganzes übriges Leben einen erfreulichen Schein warf.

Zwar ging es noch nicht ſo raſch, wie der Leſer vielleicht vermuthet. Es ſteht unſerer kleinen Heldin, die, wie man ſieht, im Verband der Geſchichte von Zeit zu Zeit wieder auftaucht, noch manches Unangenehme und Harte bevor, doch können wir den erſten Theil unſeres complicirten Demoraliſations-Romanes nicht ohne die aufrichtige Verſicherung ſchließen, daß Louiſe die ſchwerſten Prüfungen und glänzendſten Verlockungen glücklich beſteht und überwindet, und daß das Ende der Erzählung ihrer Schickſale voll Gefahr und Intriguen von der Art iſt, daß man ſelbſt mit ihrem Leben und ihren Handlungen zufrieden ſein wird.

Der Leſer mag ſich alſo bis dahin in Geduld faſſen, und die Umwege, welche wir oft noch durch das Labyrinth einer geſunkenen, verpeſteten Welt zu machen genöthigt ſind, nicht ſcheuen. Wir erhalten eben auf ſolche Weiſe Gelegenheit, auch von den verborgenſten myſteriöſen Schlupfwinkeln den Schleier zu lüften und das ſchwarze, ſociale Nachtſtück vollſtändig auszuführen. —

XV.

Die Schwiegerſtraße.

Die obgenannte Straße gehört zu denjenigen, welche mancherlei Geheimniſſe in ihren Häuſern bergen. Ja, die Schwiegerſtraße iſt vielleicht diejenige, welche es in mancher Beziehung mit ähnlichen Localitäten in Paris aufnimmt, in denen die Myſterien der Liebe und des Spieles gefeiert werden.

Dieſe Straße iſt eng, und die hohen Häuſer machen ſie finſter. Manches Heimliche iſt hier verſchwunden und Anderes an ſeine Stelle getreten. Die Nähe des Theaters und Couliſſenlebens, von dem wir vorhin eine kleine Probe gegeben haben, trägt vielleicht dazu bei, um den eigenthümlichen Flor dieſer ſonſt einſamen Straße zu heben.

Die Häuſer ſtehen ſo ſtill und melancholiſch da! die hohen Fenſter geſtatten keinen Blick in das Innere der Gemächer, denn das Sonnenlicht ſelbſt vermag ja nicht hineinzudringen. —

Nur an einigen Fenſtern lächelt und winkt hinter orientaliſch buntfarbigen, dickſtoffigen Gardinen ein verlornes Kind. Aber ſie braucht nicht einmal zu lächeln, denn wer überhaupt die Geheimniſſe der Straße kennt, für den iſt die Ceremonie des Grußes vollkommen überflüſſig. Und nur die Geweihten können für vollwichtiges Gold Genuß und Befriedigung ihrer Wünſche finden.

Dem Uneingeweihten wird nur das ſchöne Mährchen von dem brillanten Spiegelſaal erzählt, in dem die ſchönen Linien und Bewegungen der reizenden Najade, welche im Bade der Luſt umhergaukelt, tauſendfach zurückgeworfen werden, ſo daß dem Glücklichen ſich die Himmel Muhameds in aller Herrlichkeit zeigen. Da giebt's doch ein feines Stück Paris in dem „groben, rohen Hamburg", welches in ſeinem Handel und Wandel nicht einmal Berliner Diebesbanden erzieht. Ach, die rechte kleine Diebscanaille kömmt hier gar nicht einmal auf, der Polizei wegen, des Reichthums wegen, welcher ſchon durch ſeine bloße Anweſenheit in den Mauern der Stadt, alle kleinen Diebe tröſtet und vernichtet. Das hieſige Diebsſyſtem iſt ganz eigener Art, die hieſigen Gauner ſind ganz eigener Art. Nur im Schmutz der Liebe herrſcht eine gewiſſe Vielſeitigkeit, die ein Abglanz des Seinewaſſers iſt! —

Manche Hiroglyphen ſind verſchwunden aus dieſer Gegend. Wo iſt die große blaue Hand, welche uns eine Seidenfärberei anzeigte? Wo iſt das Netz voll Dunen, welches uns eine gute Unterlage für Zärtlichkeiten verkündigte? Wer ſuchte ſolchen

Handel in dieſer ſtillen, verkehrloſen Straße? Aber darum war es den Beſitzern auch gar nicht zu thun.

Begegneteſt Du dagegen am Tage oder am Abend einem hübſchen Kinde, ſelbſt einer leichten, flinken, roſigen „Lüdmaid,“ und Du wollteſt ſie necken, Du wollteſt ſie begleiten, Du wollteſt ihr Deine Geſellſchaft anbieten, oder ſei es auch, daß ſie Dich keck fragte, wo der und der wohne, wo dies und das zu kaufen ſei, und Du forſchteſt dann, wo ſie in Condition ſtehe, ſo antwortete ſie Dir vielleicht: Ich diene in der Seidenfärberei nahe bei dem Theater. Dann wurde Deine Seide geſponnen und gefärbt, wenn Du nur halbweg kundig war'ſt. Warſt Du aber ein Tölpel oder Pinſel, und fragteſt verſchämt: Ob und wann Du das reizende Kind wohl mal wiederſehen könnteſt? dann lachte dieſes Dich gewiß aus, eilte in den erſten beſten Laden hinein und ließ Dich ſtehen mit langer Naſe.

In einem der ſtillen, melancholiſch daſtehenden Häuſer befand ſich zu jener Zeit, und zwar in einer oberen Etage, auch das Verſammlungszimmer für Spieler. Die Meiſten, welche hier des Nachts um den ſchickſalsvollen Tiſch gereihet ſaßen, gehörten zwar zu denen, welche vom Theater eine hohe Gage bezogen, doch war auch Anderen der Zutritt nicht verſchloſſen. Es gehörte nur zur Sache, in den Bund aufgenommen worden zu ſein.

Herr von B. hatte dieſes Glück zu erringen gewußt, beſonders durch die Art und Weiſe, wie er ſich bei Schauſpielern, oder lieber noch bei Schauſpielerinnen eingeführt hatte.

Es war auffallend, wie Herr von B., der ſich auch wohl für einen Baron auszugeben nicht übel Luſt hatte, in dieſen Clubb und überhaupt in dieſen Kreis hineingerathen war; denn Niemand konnte im Grund über den Charakter deſſelben eine befriedigende Auskunft geben. Das Einzige, was man wußte, oder ſich zuflüſterte, war, daß Herr von B. von Berlin gekommen, in einem der erſten Gaſthöfe abgetreten ſei und durch ſeine gewandten Manieren, durch ſeine geſellſchaftliche Routine nicht blos bei den Theaterprinzeſſinnen, ſondern auch bei dieſen und jenen aus der noblen Welt ſich beliebt und angenehm gemacht hatte.

Herr von B. war, auf den erſten Blick genommen, ein großer Kunſtfreund, auf den zweiten ein reicher Abenteurer, der ſchon in dieſer Hinſicht ſehr intereſſant ſei. Er war nach Hamburg gekommen, wie ſo manche Andere, die auch hierher kamen und ſich durch Täuſchung ein Air gaben, obgleich ſie daheim in Paris oder wo ſonſt, längſt den Augen der Polizei anheim gefallen waren, und hier wiede eine Stellung uſurpirten, die ſie daheim durch offenkundige Betrügereien und Verbrechen längſt verwirkt hatten. Wir könnten unſern Leſern Subjecte vorführen, die in dieſer Art eine Rolle i Hamburg ſpielen und ſich zu ſcheinbar wichtige Größen hinaufſchwindeln, die im neueſten Pariſe Coſtume daher ſtolziren und im Auge der Wel weit über rechtliche Bürger erhaben ſind, wen uns ſolche Charakterſkizzen nicht zu weit von Zwe und Ziel abführten. Mancher wußte durch falſch Wechſel, durch auf fremde Rechnung erſchwindelt Kleider ſich bei ſeinem Buſenfreunde erſt gehäſſi und verachtet, und dann doch wieder beliebt, j geſucht zu machen, als läge in ſeinem Blick di Zaubermacht der Klapperſchlange. Wahrſcheinlich daß wir einen Charakter von dieſer Goldfaſſun ſpäter noch im Detail begegnen. —

Durch das Medium des Theaterlebens und ihr Stellung zu den Schauſpielern und dadurch auc zu allen, die mit dieſen umgingen, war Louiſe mi Herrn von B. bekannt geworden; oder vielmehr, e hatte ſich zu ihr hin- und ſich ihr aufgedrängt, wi er es überhaupt bei dem ganzen weiblichen Perſona von der unterſten Choriſtin bis zur erſten Sängeri machte.

Herr von B. trieb ſich am Tage bei den Schauſpielern auf ihren Zimmern oder in den Kaffeehäuſern umher, wußte ſich am Abend den Weg in's Helldunkel hinter den Couliſſen zu bahnen, kniff hier bald der Einen, bald der Andern die geſchminkte Wange, oder that noch Aergeres, daß die ſo Angegriffenen oft ſich des Kreiſchens nicht erwehren konnten, und fand ſich nach der Vorſtellung in dem Spielzimmer ein, wo Alle ſprachlos und mit ſtarren gierigen Blicken um den grünbedeckten Tiſch, auf dem das Gold herüber- und hinüberrollte, das Silber in Maſſen — geſchaart, ſaßen.

So lange der Gaſt bei Caſſe war, war er natürlich willkommen. Aber das Glück war ihm nicht günſtig. Herr von B. verlor regelmäßig mehr als er gewann, und obgleich er das Spiel mit dem größten Gleichmuth behandelte, ſo wollte man an ihm in den letzten Tagen doch eine beſondere Unruhe, eine gewiſſe befangene Haſt bemerken. Allein dies fiel im Ganzen nicht auf, weil ſolche Zufälle, die von dem Spielfieber herrühren, gerade nicht ungewöhnlich ſind.

Spielte hier doch Mancher mit einer gleichen inneren Erſchöpfung und heimlichen Zerknirſchung, indem die ſtarr auf den grünen Tiſch gerichteten Blicke nach und nach erſtarben und eine eigenthümliche, unſtäte, eindruckloſe Mattigkeit annahmen, — Mancher, der um 50 Procent längſt in den Händen der Juden und Wucherer war, nachdem er ſeine Gage längſt im Voraus verſpielt und verpfändet, und dadurch Weib und Kinder oft in die drückendſten Umſtände brachte!

Wir müſſen jetzt aber plötzlich auf die geheime Geſchichte des Herrn von B. hinüberſpringen, um zu zeigen, mit welchen Gedanken er umging, was er vollbrachte und wie er am Ende ſich gedrungen fühlte, bei Louiſen ein freilich ſehr prekäres Aſyl, durch die Kunſt ſeiner Ueberredung und Galanterie hervorgerufen, aufzuſuchen.

Herr v. B. hatte ſich in der letzten Zeit in einem Hôtel eingemiethet, welches nicht bloß Reiſende zum flüchtigen Aufenthalt erwählten, ſondern welches auch von ſolchen, die ſich länger in der Stadt aufzuhalten wünſchten, zur Domicilirung gewählt wurde.

Plötzlich wurde es ruchbar im Hôtel, daß von dem einen Herrn ein bedeutender Defect in ſeiner Kaſſe bemerkt worden ſei. Es wurde der Polizei davon die Meldung gemacht, es wurden Unterſuchungen und Verhöre bei der Dienerſchaft vorgenommen, aber alle Bemühungen, den Entwender herauszubringen, blieben fruchtlos, es war keine ſichere Spur aufzutreiben. Man mußte, da die Gäſte täglich kamen und gingen, auf die argliſtige Begleitung eines der Reiſenden ſchließen und der Inhaber des Hôtels ſah ſich genöthigt, den Schaden vorläufig zu erſetzen, um nur den Ruf ſeines Hauſes zu ſchützen. Es war überdies die größte Behutſamkeit für nöthig befunden worden, um keinen der Gäſte durch dieſe kitzliche Angelegenheit zu compromittiren.

Bei der Schlauheit und Weltkenntniß, bei den feinen Manieren und der Keckheit im Auftreten, wie bei der ganzen Eleganz in ſeinem Aeußeren, war es unmöglich, den geringſten Verdacht auf Herrn von B. zu wälzen. Und doch war er hier der allein Betheiligte.

Herr von B. nämlich war ſeinem Charakter nach eigentlich ein feiner Spitzbube und Betrüger. Es war ihm nicht allein gelungen, durch falſche Wechſel ſich Geld zu verſchaffen, um damit den reichen Mann zu ſpielen und aller Welt Sand in die Augen zu ſtreuen, ſondern er hatte es ſelbſt nicht verſchmäht, ſich Dietriche zu verſchaffen und ſich dadurch den Weg zu verſchiedenen Kaſſen zu bahnen, mit einer ſo ausgeſuchten Geſchicklichkeit, daß es unmöglich geweſen war, ihn je bei ſeinem verruchten Treiben zu ertappen.

Der ſchlaue Dieb beſaß eine enorme Maſſe Conſequenz in ſeiner ruhigen Haltung. Er konnte in dem einen Augenblick über den Corridor ſchleichen, in das Zimmer ſeines Nachbars dringen und auf den Knieen, ſeine Dietriche verſuchend, vor einer Chatulle liegen, während er in dem andern Augenblick als die gewiſſenhafteſte Perſon von anſehnlichem Stolze vor Andere hintrat, die zu der vornehmen Welt gehörten und für ſehr moraliſch galten, während ſie oft auch freilich nichts anderes waren als er, nur daß ſie ihre Spitzbüberei nach einer anderen Norm, gleichſam nach einer allgemeinen Uebereinkunft, die durch Schweigen beſiegelt war, trieben.

Dieſer Spitzbube lebte nach jener Affaire anfangs in ſeiner gewohnten Weiſe ruhig weiter, fand aber doch ſpäter für gut, nach gehöriger Vorbereitung ſein Domicil zu wechſeln. Dieſer kluge Beſchluß wurde um ſo nöthiger, als auch das letzte geſtohlene Geld ſchnell wieder mit entſchiedenem Unglück verſpielt war, und nun ſelbſt die Mittel fehlten, vor der Umgebung die gehörige Haltung zu bewahren.

Der Gauner und Betrüger affectirte mit der größten Scheinbarkeit eine ſchwärmeriſche Liebe zu Louiſen. Er hatte nirgends Ruhe, weder im Hôtel, noch am Spieltiſch. Er ſeufzte hinter den Couliſſen und ſchaute dahinter hervor, wenn die Angebetete, von der Chormutter angeführt, auf der Bühne zu ſingen hatte. Er wußte, daß eine Choriſtin nicht ſo große Anſprüche mache, wie eine höhere Sängerin, daß ſie nicht ſo begehrlich iſt nach koſtbaren Opfern, daß hier mit Galanterie und lockenden Verſprechungen zur Beförderung ſchon auszukommen iſt. Louiſe war arglos genug, ſich von der klappernden Schlange bethören zu laſſen, zumal ſie, da ſowohl der Patricier als der Muſiklehrer, deſſen wir erwähnt und der ihr noch jüngſt durch Rath und That, durch wohlwollende Ermahnung beizuſtehen verſucht, wenn auch zu eigenem, durch Liebe gefärbten Vortheil — ſich mehr und mehr zurückgezogen hatten.

Louiſe hatte einen neuen „Freund", der für ſie ſchwärmte, ſie ſollte mit ihm ihre kleine Wohnung theilen und — man lacht.

Unterdeſſen waren Wochen, ja Monate vergangen ſeit der Anſtellung der Choriſtin, und dieſe ſah ſich auf mehrfaches Anrathen genöthigt — nach ihrem künftigen Gehalt zu fragen. —

„Liebes Kind, jetzt bekommen Sie monatlich ſechs Mark Hamburger Courant." — Himmel, wie kann eine Choriſtin davon exiſtiren! Wie kann man ſich unterfangen, ihr ſolche Summen zu bieten, wie kann ſie damit ihre Bedürfniſſe beſtreiten, und ſollte ſie ſich entſchließen, in früher Morgenſtunde, — das Beiſpiel iſt hiſtoriſch gewiß! — gleich einem armen Mädchen eben ſo armer oder verarmter Eltern, einen Eimer Waſſer auf hölzernen Pantoffeln ſelbſt vom Brunnen zu holen und dennoch am Abend in der „Veſtalin“ zu ſingen!

Louiſe ſchauderte zuſammen und verſtummte, als ſie dieſe Beſtimmung ihres nächſten, künftigen Honorars vernommen hatte. Sie dachte mit doppelter Wehmuth, mit heißen Thränen, wo ſie als Harfeniſtin auf den Straßen meiſtens an einem Tage eben ſoviel und redlich erworben hatte. Sie betrachtete mit unendlichem Schmerz ihre gegenwärtige Lage! Alle dieſe Umſtände trafen zuſammen, um neue Entſchlüſſe in Louiſens Bruſt reifen zu laſſen. Sie wurden noch durch zwei Begebenheiten, deren eine wir ſchon angedeutet haben, beſchleunigt.

Eine Choriſtin war krank geworden. In einem auszehrenden Nervenfieber lag ſie darnieder. Louiſe beſuchte ſie. Und wie erſchrak ſie, als ſie ſie ohne Pflege, ohne Hülfe und Beiſtand, ſelbſt in dem Zuſtande der größten Armuth und Dürftigkeit daliegen ſah. Die kleine, öde Dachkammer, mit einem einzigen, durch die zerbrochenen Scheiben den Wind durchlaſſenden Fenſter, war wenig beſſer, als der

Bodenraum ſelbſt. Kein Mobiliar war darin, als ein einziger Stuhl, deſſen Lehne abgebrochen, deſſen Polſter ruinirt war. Das Bett, aus einer einzigen alten fahlen Decke auf der platten Erde beſtehend, war kaum hinreichend, um die Kranke zu erwärmen. Die braunen, geborſtenen, mit Lehm überzogenen Wände trugen nur dazu bei, den Anblick des Elends zu vergrößern. In dieſe Kammer war wohl nie das Auge eines „Freundes“ gedrungen! Dieſe Choriſtin war wohl nicht reizend genug, ſelbſt wenn ſie mit Flittern aufgeputzt, auf dem Theater ſtand, ſie hatte vielleicht ihre Tugend zu beſchützen gewußt, wie ſollte ſie da in ihrer Einſamkeit, mit ihrem Bettelgehalt, Theilnahme finden!

Die Choriſtin ſtarb. Es fanden ſich keine Mittel zur Beſtattung. Keiner, dem es wohl hätte obliegen müſſen, wollte ſie zur letzten Ruheſtätte bringen laſſen. Man hätte ſie vielleicht ohne Mitleid, ohne ſo viel Großmuth liegen laſſen, wo ſie lag, wenn die Bewohner des Hauſes den Todtengeruch länger hätten ertragen können. Endlich legten die, welche dem Spiel ſo reiche Opfer brachten, doch ſo viel zuſammen, daß eine flache Todtenkiſte herbeigeſchafft werden konnte. So wurde die Arme zur Erde befördert. Louiſe mit noch Einer folgte der Leiche in früher Morgenſtunde vor's

Thor hinaus. Und hier ſah ſie — wir wollen es dem Leſer überlaſſen, zu errathen, wen ſie ſah. Vielleicht daß uns bald näherer Aufſchluß wird.

Louiſe kehrte ſehr bewegt in ihre Wohnung zurück. Ihr Entſchluß war gefaßt, ſie wußte nun, was ſie zu thun hatte. In dieſer Mißſtimmung und Entſchließung erſchreckte ſie kaum noch die Kunde von der Gefangennahme des Herrn von B., der unterdeſſen durch einen in ſeiner frühern Wohnung, im Hôtel aufgefundenen Dietrich ſtarken Verdacht, der Vollbringer des Diebſtahls zu ſein, auf ſich gezogen hatte. Was Louiſe that, auch darüber wollen wir vorläufig noch den Schleier des Geheimniſſes ausgebreitet laſſen. — Herr von B. wurde, ſeines angeblichen Standes halber, obgleich er ſich des niedrigſten, gemeinſten Verbrechens verdächtig gemacht hatte, nach dem Winſerbaum abgeführt, und die Polizei war unterdeſſen mehr und mehr geſchäftig, ſeinen Charakter mit allen Umſtänden zu erforſchen. Wir wollen ihn auf ſeinem Wege in den Arreſt begleiten, um die Geheimniſſe des oft vielgenannten aber wenig bekannten „Winſerbaumes“, des Hamburgiſchen Staatsgefängniſſes, näher kennen zu lernen.

XVI.

Der Winſerbaum.

Der angebliche Baron wurde nach dem, unweit des Deichthores an einem Canal belegenen kleinen ſtillen Hauſe, das in ſeinem äußern Anſehn gar nichts Auffallendes hat, abgeführt.

Der Caſtellan ſtellte ein kurzes Verhör mit ihm an, trug Namen, Alter ꝛc. in ein Buch ein und führte ihn dann die Treppe hinauf. Die umgitterte Treppe hatte unten eine Thür, welche durch einen großen Riegel, gleich allen übrigen Thüren, verſchloſſen war.

Das Raſſeln und Oeffnen dieſer erſten Thüre macht auf den, dem ſolche Erſcheinungen durchaus neu ſind, gewiß immerhin einen ſchauerlichen, unruhigen und beklommenen Eindruck.

Der Delinquent wurde in die zweite Etage geführt. Wir müſſen nämlich bemerken, daß der „Winſerbaum“ aus zwei Etagen beſteht, welche acht größere oder kleinere Gefängnißzimmer und eine dunkle Kammer, die gänzlich alles Lichtes entbehrt, umfaſſen. Dieſes durchaus dunkle und öde Loch, welches in früheren Zeiten dazu verwandt wurde, um halsſtarrige, widerſetzliche und frivole Gefangene zu züchtigen und zu zähmen, wird gegenwärtig gar nicht mehr gebraucht. Die Welt iſt alſo gegen früher wahrſcheinlich ohnehin ſehr zahm geworden!

Der große Riegel der einen Thüre wurde vom Caſtellan, der immer das tiefſte Schweigen beobachtet, mit einem ſtarken Zuge geöffnet, ſo daß der dumpfe, knarrende Ton laut durch den öden Raum drang.

Die Thür beſteht überdies aus dicken doppelten, tüchtig beſchlagenen Brettern, obgleich ſie durch den blauen Farbenanſtrich wieder ein mildes Anſehen bekömmt. Oben befindet ſich in der Mitte eine kleine nach Innen trichterförmig auslaufende Oeffnung, die aber nach Außen durch eine kleine eiſerne Klappe bedeckt iſt. Offenbar dient dieſe Oeffnung dazu, die Gefangenen bei Gelegenheit heimlich zu überwachen, ohne daß dieſe möglichenfalls je mehr davon bemerken können als etwa den Augapfel des Spähers.

„Hier iſt Ihr Bett,“ ſagte der Caſtellan eintönig; „ich werde Ihnen Decken bringen und einen Stuhl“ — und ging hinaus, den mächtigen dröhnenden Riegel vorſchiebend.

Herr von B. hatte nun Gelegenheit, ſich in ſeinem neuen Logis umzuſehen. Das Zimmer, obgleich zwei „Betten“, einen Tiſch und einen ziemlich großen eiſernen Ofen enthaltend, war doch nur klein und bot für das bald ſehr fühlbar werdende Bedürfniß des Auf- und Niedergehens einen ſehr mäßigen Raum.

Die Fenſter waren mit ſtarken, eng zuſammengerückten „ſchwediſchen Gardinen" garnirt, welche nicht einmal einem kleinen Kinderkopf den Durchgang erlaubt haben würden.

Tiſch und Stuhl und Bett waren von gewöhnlicher ordinairer Art und theilweiſe braun angemalen, ſo wie die Wände von gelblicher Farbe waren. Ein Placat auf der Thüre verbot bei Strafe jedes Beſchmutzen oder Bekritzeln des Zimmers.

Das Bett beſtand aus einer Seegrasmatratze, einem eben ſolchen Pfühl und einer, oder nach der Jahreszeit und der Anſicht des keineswegs inhumanen Caſtellanen aus zwei, drei Pferdedecken, die freilich das propre Anſehen verloren hatten. Betttücher und alles Uebrige, außer einem Receſſair, fehlte natürlich. Dieſer Communismus des Bettes auf dem Winſerbaum, wie er ſich Jedem ohne Unterſchied darbietet, der ſich nicht ſeine eigenen Sachen und Bequemlichkeiten hierher bringen laſſen kann oder darf, hat für Jeden an Regelmäßigkeit, Sauberkeit und Ordnung gewöhnten etwas höchſt Widerliches und Ekelhaftes. Wie vielerlei Menſchen mögen auf dieſem grau leinenen Sack, unter dieſer wollenen Decke nicht ſchon gelegen und ausgedünſtet haben! Es iſt nicht zu leugnen, daß die Verwaltung des Caſtellan's gut, daß das Haus in ſeinen Gemächern proper gehalten wird, aber der Staat ſollte ein ganz kleines Uebriges thun, und zu der grau leinenen Matratze etwas Wäſche hinzufügen. Wenigſtens ſollte man einen Unterſchied zwiſchen Kunden und Kunden machen, zumal wenn deren hierher kommen, die gar nichts verbrochen haben.

Faſſen wir das Uebrige hier noch zuſammen, ſo iſt die Ordnung des Hauſes dieſe. Um acht Uhr Morgens beginnt gleichſam der Tag mit dem — wie Alles, für Bezahlung — verabreichten Kaffee, und ſchließt um zehn Abends mit dem vom Caſtellan hinweggeholten Licht. Bei dieſem Rundgang muß Alles in den Federn, will ſagen unter der wollenen Zuchthausdecke liegen. Bis dahin wandert mancher arme Schelm in ſeinem einſamen, ſtarkverriegelten Nebengemache, aus Langerweile und Ueberdruß, oft Stundenlang den kurzen Raum auf und nieder, bis er nicht durch Bewegung erfriſcht, denn dieſe kleinen Wirbeltouren gewähren ſolche nicht, ſondern vom hundertmaligen Umdrehn erſchöpft und ſchwindlich geworden auf ſein Lager niederſinkt. Man hört unaufhörlich die dumpfen Fußtritte, man denkt oder ſpricht aus Mitleid: „Na, der wird auch ſchöne Langeweile haben! Was er wohl verbrochen hat!“ Man horcht, um ſich doch mit etwas zu beſchäftigen, auf den eigenthümlichen Druck oder Schall der Tritte, man vergleicht dieſe von geſtern und heute, erwägt, ob es noch derſelbe oder ſchon ein Anderer und verſinkt ſo, die Arme auf den Tiſch geſtützt, oder durch das Gitter ſtarrend, in Betäubung und möglichenfalls auch in Träume.

Am Mittag, um zwei Uhr aber und gar, wenn man das Glück hat, wegen Ueberfüllung des Hauſes zu Zweien zu „ſitzen“, dann vergißt man bei dampfenden Schüſſeln und den gutbereiteten Speiſen, die entweder vom Caſtellan oder von einer freundlichen Kleinen, die in den Pauſen die Thüre ſogar offen läßt, wenn ſie ab und zuträgt oder nachholt, etwa den funkelnden, rothen oder goldenen Wein in großen, grünen Römern, denn dieſe Priode iſt wie erſichtlich ganz anmuthig und kurzweilig in dem Staatsgefängniß vom alten guten Hamburg, das neben mancher veralteten Uncultur doch auch manches Humane und Heitere hat! — dann vergißt man den Haß und die Unluſt, vielleicht das eigene, ſelbſtverſchuldete Unglück und läßt hinter Gitter und Riegel das Recht und — die Freiheit leben. Wie geſagt, unter übrigens günſtigen Conſtellationen erſcheinen ſolche Scenen wie durch eine Laterna magica des Gefängniſſes, man giebt ſich mit voller Seele den Illuſionen hin; der nun nach Umſtänden und Verhältniſſen freundlicher gewordene Caſtellan würzt das Mal ſelbſt durch Geſpräch und das Deſert durch die Zeitung des Tages.

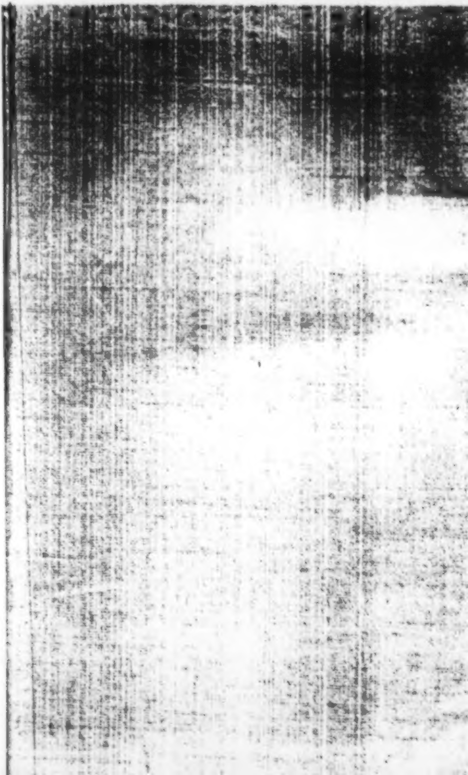
Das ſind die Geheimniſſe des oft ſo grauſig angeſtarrten Winſerbaums, des hamburgiſchen Staatsgefängniſſes, in welchem Hôtel man ſich ſogar ſelbſt einfinden und auf mehrere Tage einlogiren kann, notabene, wenn man von dem Hôtel de ville ſich zuvor einen Schein zur Aufnahme, der gratis verabreicht wird, geholt hat. Es iſt jedenfalls intereſſant, dieſe Zuſtände kennen zu lernen. Man frägt dann auch wohl, wenn man einige Tage drinnen im „Loch“ geweſen iſt, wo hat der und der geſeſſen, wie hat ſich der und der hier benommen, und erhält, natürlich nach dem ſchicklichen Verhältniß befriedigende Antwort.

Es iſt dies nicht ſowohl für die Einheimiſchen als für die Fremden und Ausländer geſagt und das Local geſchildert, damit ſie doch auch, mit Rückſicht auf andere „Staatsgefängniſſe,“ das unſrige kennen lernen. Wir werden uns ſpäter noch in anderen Haften umzuſehen Gelegenheit haben. In denen geht es zum Theil denn freilich ganz anderes her, geben ſich die Eindrücke noch mit einer ganz anderen Färbung.

Um die Darſtellungen in einer gewiſſen Ordnung und Ueberſichtlichkeit zu erhalten, haben wir die Fäden, an oder mit denen die Schickſale der bisher gezeichneten Perſonen gefeſſelt und mehr oder weniger verflochten ſind, beſtimmt zuſammen gehalten, um ſo einen Theil unſerer geheimen hamburgiſchen Univerſalgeſchichte zu vollenden.

Wir werden die Leſer jetzt in höhere Cirkel führen, und einen mit den vorigen Begebenheiten in der Zeit parallellaufende, am Ende und in der Kataſtrophe ſich verbindende Geſchichte voll Intriguen und Nachtſtücke bringen, von der wir nicht wenig Intereſſantes, die Löſung manches ſeltſamen Räthſels des Gaunerweſens verſprechen.

Ende des erſten Theils.



Die

Geheimniſſe
von
Hamburg.

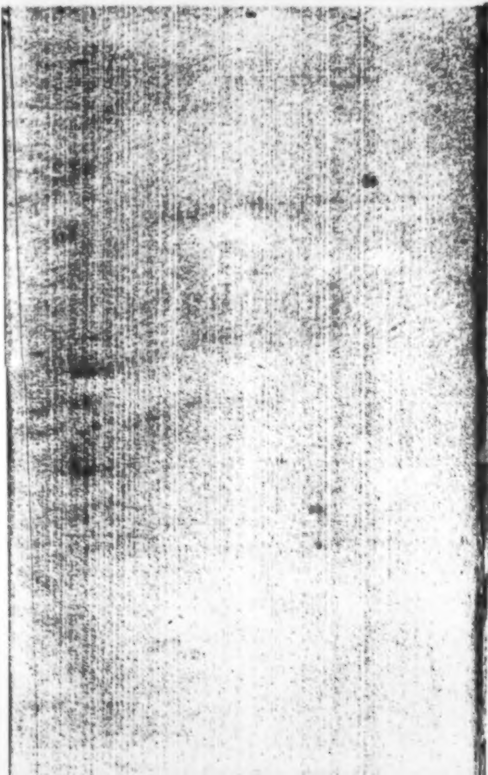
Von

Chriſtern.

Zweiter Band.

Hamburg & Leipzig,
Verlag von Schuberth und Comp.
1845.

Aufgeſchnittene und beſchmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.



37694

Die

Geheimniſſe von Hamburg

Meyer's Buchhandl.

Von

Christern.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Zweiter Band.

Verlag von
Schuberth & Comp. in Hamburg & Leipzig.
1845.

1996.9566 s f

Inhalt des zweiten Theiles.

Erſtes Capitel.

Seite
Das Rendezvous 1

Zweites Capitel.

Die Schweſtern 12

Drittes Capitel.

Die Intrigue 18

Viertes Capitel.

Der Kirchenraub 24

Fünftes Capitel.

Der Holländer 37

Sechſtes Capitel.

Der Brandſtifter 52

Siebentes Capitel.

Der Goldarbeiter 59

Achtes Capitel.

Der Einbruch 64

Neuntes Capitel.

Der Verrath 69

Zehntes Capitel.

Auf dem Meere 77

Elftes Capitel.

Die Kinderleiche 84

Zwölftes Capitel

Eine Kataſtrophe 91

Dreizehntes Capitel.

Die Bekanntſchaft 98

Vierzehntes Capitel.

Gräfin Polka 104

Funfzehntes Capitel. Seite

Das Leben 117

Sechszehntes Capitel.

Der Plan 126

Siebzehntes Capitel.

Hotel garni 135

Achtzehntes Capitel.

Meiſter Blakſon 140
Die Adoptivtochter 145

Neunzehntes Capitel.

Das Document 153
Das Gelingen 161

Zwanzigſtes Capitel.

Die Enttäuſchung 167

Einundzwanzigſtes Capitel.

Die Entfernung 175

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Das kleine Haus 201

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Der Miſſionair 217

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Der Spaniole 226

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Der Abend in den „vier Löwen“ 232

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Aufklärung 242

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Die Entwickelung des Ganzen und der Schluß 254

1.

Das Rendezvous.

Es war ein ſonniger, ſammtweicher Junitag geweſen. Jetzt eilte die Sonne mit dem ebbenden Strom der Elbe der Nordſee zu. Die letzten Strahlen glitzerten über den Spiegel des Fluſſes hin und machten es ſo dem Auge unmöglich, hierher zu dringen.

Auf dem Walle blüheten die Gebüſche in allen Farben; die Akazien und Jasminen zerſtreuten weithin ihren betäubenden Geruch, und die Nachtigall ergoß ſich immer neu in ſchmelzenden Liedern. Kurzum, die Natur hatte einen Feiertag gehabt. Traulich und behaglich wurde es vor Allem in der Gegend hinter dem Elbpavillon, wo ein breiter Gang ſich ſchlangenartig am Waſſer hinwindet. Bänke gewähren dort Erquickung und Ruhe. Aber leider findet man ſelten ſie frei, oder doch von einer ſolchen Geſellſchaft eingenommen, daß man ſeinen Platz darunter behaupten mag.

Wie hübſch iſt die ſchmale Ausſicht von der Bank im Grunde bis zu dem freilich nahen, jenſeitigen Ufer des Stadtgrabens! Man findet hier mitunter alle Erforderniſſe zu einem reizenden Landſchaftsgemälde beieinander. Eſchen und Linden erheben ſich drüben an der Abdachung ſtufenweiſe übereinander und verleihen, ſo weit ſie ſich im Waſſer ſpiegeln, dieſem durch ihre dunklen Laubkronen auch einen tieferen Schein. Mehr dieſſeits aber bleibt Raum genug für das Silbergefunkel der Sonne und die hellgrünen Gebüſche, die ſich hier mit heiterem Behagen im Spiegel ſehen. Angler ſtehen dort am Rande, ein Hund, vielleicht auch ein faullenzender Schmarotzer, ruht nicht weit davon entfernt an einem Baumſtamm. Hier zieht ein Schwarm Enten durch das Schilf und Ufergras, und ſucht ſchnatternd, bald den grünſchimmernden Kopf, bald die gelben Füße in die Höhe reckend, ſein Futter. Dumpf raſſeln am Thore die Wagen vorüber und ferner und ferner tragen die Lüfte das Geräuſch von den Straßen und Marktplätzen herüber. —

Auf der Bank ſitzt diesmal nur ein ſtiller blonder Menſch und ſinnt, vielleicht daß er über die Zukunft ſeines Ruhmes nachdenkt. Vor ihm über laufen und ſcherzen drei kleine Mädchen: Die Eine iſt blond, die Andere hellbraun, die Dritte hat ein faſt ſchwarz glänzendes Haar. Die jüngſte ſcheint kaum zehn, die Älteſte noch nicht dreizehn Jahr alt zu ſein. Sie ſind hübſch angezogen und allem Anſehn nach gewiß, wie man wohl ſagt, guter Leute Kinder. An ihrem ganzen Weſen kann man ſehen, daß ſie, wenn auch keine ſorgfältige Erziehung, doch wenigſtens eine gewiſſe Abrichtung und äußere Glätte in Haltung und Benehmen erfahren haben. Die Blonde, die Jüngſte, ſcheint noch ziemlich ſchüchtern, während die Älteſte eine ungemeine Keckheit und Lebendigkeit zeigt. Die Blicke der Letzteren ſind ſcharf und beſtimmt, faſt ſchon herausfordernd. Sie heißt Henriette, denn ſo wird ſie von den beiden Andern gerufen.

So viel läßt ſich aus ihrem gelegentlichen Geſpräch errathen, ſie haben Erlaubniß, vielleicht den Auftrag eine Freundin zu beſuchen, aber dieſe iſt namentlich nicht nach Henriettens Sinn. Sie haben das freie Amüſement alſo vorgezogen.

Die drei kleinen Grazien, denn leicht und reizend angezogen ſind ſie wirklich, hüpfen an's Waſſer hinunter, bewerfen ſich damit wie Diana den Actäon und treiben allerlei muthwillige Neckerei. Sie werden nach und nach ſo unbefangen, als ſäße Niemand da auf der Bank und ſähe ihnen zu. Sie ſind ganz wie unter ſich.

Aber immer wilder werden die Dämchen, immer loſer die Reden. Steckt dergleichen ſchon in den zarten Seelchen, in dem erſten grünen Reiſig, — die Peſtimpfe der modernen Geſelligkeit! Giebt es denn kein Geheimniß der Natur und des Geſchlechtes mehr! In Italien reift und verblüht Alles früh — in Deutſchland, in Norddeutſchland nicht auch? Es iſt wohl nur eine Decke der Scheinheiligkeit darüber gebreitet.

Der blonde Menſch, der über die Zukunft ſeines Ruhmes und die Aufgabe des Socialismus nachdenkt, traut ſeinen Ohren nicht. —

Na, Betty, ſagt die kecke ſchwarze Henriette, welche den Fuß immer ſo adrett auswärts und vorausſetzt, wenn Einer deine Waden ſieht, den muß es kitzeln.

— Meinſt Du, Affe?

— Freilich, umſonſt hebſt Du Dein Kleid auch nicht ſo — Du biſt grade wie Dirnen. Komm, nimm Dein Tuch ab; geniere Dich nicht. So! —

— Laß das, was thuſt Du denn? —

— Du biſt reizend, mein Kind, nur ſchade, daß du noch ein wenig zu klein biſt.

— Ich zu klein? Biſt Du denn größer?

— Ich ſag' dir, Schatz, man bekümmert ſich noch nicht um Dich, aber um mich, das kannſt

Du glauben. — Dabei ſetzt ſie den Fuß abermals ſtramm voraus und wirft das Köpfchen mit den dicken ſchwarzen Zöpfen in den Nacken.

— Setzen Sie ſich, Madame.

— Madame? —

— Nun, Mamſell.

— Ich bin keine Mamſell, ich bin noch eine Jungfrau. Dabei wirft die Henriette plötzlich einen ſcharfen, verſchmitzten Blick auf den Daſitzenden, als hätte ſie den nun erſt bemerkt, kichert in den Buſen hinein und fährt dennoch, obgleich mit gedämpfteter Stimme fort:

Ich habe —

— Ach, was Du haſt und nicht haſt, ſagt die zehnjährige Betty, und tritt etwas verſchämt auf die Seite.

Spaizergänger gehen vorüber; es wird hier in den lauſchigen Gängen belebter, wie regelmäßig unmittelbar nach der Sperre. Die drei kleinen Mädchen entfernen ſich. Hie und da ſchleicht ſchon ein liebendes Paar, Arm in Arm verſchlungen, als habe es eine Narrenkappe über und könne von Niemandem geſehen werden.

Endlich iſt die Stunde um, denn ſo lange iſt es nach der Sperre nur vergönnt, auf dem Walle zu promeniren.

Die Schildwache, ein junger, rüſtiger, wohl ausſehender Menſch von ſtattlichem Wuchs bleibt allein übrig.

Der Soldat, das Gewehr im Arm, geht gemächlich den Weg hinauf. Hin und wieder bleibt er ſtehen und ſieht ſich um, ob das Terrain rein.

Da zeigt ſich plötzlich noch eine Geſtalt. Es iſt ein Mann von mittleren Jahren und unterſetzter Geſtalt. Er trägt einen blauen Rock, ein weißes Halstuch und ein ſpaniſches Rohr, letzteres mit übereinandergeſchlagenen Armen gleichſam hinter ſich herſchleppend. Mit den kleinen zugekniffenen Augen lugt er unſtät umher. Seine Geſichtsfarbe ſpielt in's fahlgraue und iſt wie mit einem matten Firniß überzogen. Die Züge um Naſe und Mundwinkel drücken Mattigkeit und Erſchöpfung aus. Die dünn um die Schläfen gruppirten Haare geben dem Geſicht etwas Unheimliches und widerlich Auffallendes, ohne daß man die Urſache dieſes abſonderlichen Umriſſes näher beſchreiben könnte. Die Schritte dieſes Mannes ſind ſchleppend.

Der Spaziergänger, welcher hier ſo allein zurückgeblieben iſt, ſcheint etwas zu ſuchen. Als er die Schildwache, welche darauf angewieſen iſt, Diejenigen, welche ſich auf dem Walle verſpäten, zurück zu weiſen, gewahr wird, zeigt er nicht die geringſte Verlegenheit, ſondern geht ihr vielmehr dreiſt, wenn auch langſam entgegen.

Der Soldat iſt ein rüſtiger, wohlgebildeter Menſch von noch nicht zwanzig Jahren. Seine Wangen ſind roth und friſch; die Oberlippe zeigt erſt den Anflug eines blonden Bartes.

— Sie dürfen Sich hier nicht mehr auf dem Wall aufhalten, mein Herr, ſagt die Schildwache zu dem Spaziergänger; wollen Sie alſo ſo gut ſein, und ſich von hier entfernen!

Der Zurückgewieſene wird durch dieſe Worte nicht im geringſten aus der Faſſung gebracht. Statt zu antworten, ſtellt er ſich dicht vor den Soldaten hin und blickt dieſen mit blitzenden Augen an.

Es entſteht eine Pauſe. Faſt verwundert über das Benehmen des Spaziergängers, drückt der Soldat ſein Gewehr feſt in den Arm. In Erwägung, daß der Mann ganz reſpectabel ausſieht, wagt er ſeine Weiſung nicht ſogleich zu wiederholen. Vielleicht, denkt er, hat der Mann irgend einen unangenehmen oder betrübenden Vorfall gehabt, iſt verſtimmt, und will ſich von dir nur nicht ſogleich zurückweiſen laſſen. Es iſt gewiß ein ehrſamer hamburger Bürger, der nicht nöthig zu haben glaubt, dir wie anderes Volk unmittelbar Folge zu leiſten. Er wird nach einigen Minuten ſchon von ſelbſt weggehen.

— Sie ſind wohl noch nicht lange Soldat? frägt der Unbekannte.

— Bald ein Jahr.

— Und ein Fremder?

— Nein, ich habe mich feſtgelooſt.

— Schade, ſo in der Garniſon zwiſchen Leuten von allen Nationen herum zu liegen.

— Oh, es wird jetzt beſſer. Unſer Commandant ſteckt nicht mehr allerlei hergelaufenes Geſindel nur ſo mir nichts dir nichts in die Uniform hinein. Früher mögen Diebe und Mörder unter dieſen zuſammen gelaufenen und immer friſch angeworbenen Hanſeaten verborgen geweſen ſein, Mancher ſah grimmig genug aus, aber dieſer Makel des alten Militairweſens hört immer mehr auf, ſeit auch die Hamburger Kinder dienen oder ſich wenigſtens einen ehrſamen Stellvertreter kaufen müſſen.

— So, ſo! ſagte der Unbekannte, und ſah den Soldaten immer traulicher an. — Sie haben hier wohl noch lange auf dem Poſten zu ſtehen.

— Es ſind noch anderthalb Stunden bis ich abgelöſt werde.

— Setzen wir uns hier, ich werde Ihnen ſo lange Geſellſchaft leiſten.

— Ich danke, mein Herr, das iſt gegen die Disciplin. Ich muß Sie bitten. —

– Nun, nun, ich werde Ihnen ja keine Strafe zuziehen. Ich habe im Hauſe keine Ruhe, ich kann nicht ſchlafen, nehmen Sie vorläufig dieſe Kleinigkeit für Ihre Nachſicht. Man bemerkt uns hier nicht und Sie können dennoch das ganze Terrain überſehen, wo längſt kein Menſch ſich mehr blicken läßt. — Laſſen Sie mich auf dieſer Bank nur noch ein halbes Stündchen ſitzen, dann will ich Sie nicht länger der Gefahr ausſetzen, für unterlaſſene Pflicht vielleicht gar beſtraft zu werden. Auf jeden Fall werde ich Sie bitten, morgen Abend in der Caſerne meine Geſundheit zu trinken.

Recht gerne, verſetzt der junge Soldat etwas verlegen, aber annehmen werde ich nichts von ihnen; wenigſtens in dieſem Fall nicht.

— Nun, ſo ein kleiner hübſcher Menſch als Soldat — kommen Sie, lieber Freund, ſetzen Sie ſich bei mir nieder, ſagt der Unbekannte mit ungemein ſchmeichelndem, faſt weibiſchen Tone, und will den jungen Soldaten zu ſich auf die Bank ziehen.

— Mein Herr ſagt dieſer entrüſtet auffahrend, ſoll ich Sie arretiren und in die Wache bringen? Gleich entfernen Sie ſich, oder ich thue meine Pflicht! — Der Soldat iſt ſehr aufgeregt und ſcheint in demſelben Augenblicke vor Furcht zu zittern und vor Wuth außer ſich kommen zu wollen.

— Nun, nun, was ſoll denn dieſer Zorn, nur nicht ſo böſe, ſagt der Unbekannte, und raſſelt mit der einen Hand mit den Dritteln in ſeiner Taſche, während er mit der andern dem Soldaten die Wange zu ſtreicheln ſucht.

Dieſe Zärtlichkeit läßt jener aber nicht erſt über ſich ergehen, ſondern ſäßt raſch mit beiden Händen ſein Gewehr und verſetzt dem Unbekannten mit dem Kolben eine ſo nachdrückliche Weigerung, daß dieſer auf die Bank zurücktaumelt, das Gleichgewicht verliert und ſo mit dem entgleitenden Hut und Stock in das abſchüſſige Gebüſch fällt.

— Jetzt auf die Wache Herr, wer Sie auch ſind, mir gleich viel, marſch! ſagt der Soldat, mit entrüſteter Stimme. Machen Sie fort, wenn Sie nicht noch mehr Aufſehn haben wollen. Fort, ſag ich! Hallunke! —

Der Unbekannte hat ſich wieder aufgerafft, reinigt ſeinen Rock vom daran hängenden halbverfaulten Laub und der ſchlüpfrigen Erde, und blickt dabei den Soldaten feſt und drohend an.

Was wollen Sie, ruft er, dürfen Sie einen hamburger Bürger ſo mit dem Kolben vor die Bruſt ſtoßen, ohne alle Urſache? Wiſſen Sie, daß ich Ihnen darfür eine exemplariſche Strafe verſchaffen kann: Aber ich will mit Ihnen in

Gelegenheit ſehen, Sie ſind jung und unerfahren. Ich will dieſe grobe Behandlung dagegen aufgehen laſſen, daß Sie mich hier etwas länger auf dem Walle haben verweilen laſſen. Das durften Sie nicht. Es ſind bald zwei Stunden nach der Sperre — alſo haben Sie gegen Befehl gehandelt. Mir können Sie nichts anhaben, ich würde mich immer auch zu helfen wiſſen, ich habe Geld — aber Sie! Gute Nacht.

Der junge Soldat ließ ſich einſchüchtern und den Unbekannten vom Wall hinunter ſeiner Wege gehen. Dieſer verſchwand wie Rübezahl durch das ſchwebende Halbdunkel der Nacht, während jener nur noch mit dem Gewehr auf die Erde ſtieß, ſich, wie nun erſt wieder zum Bewußtſein kommend und gegen ſeine beſſere Ueberzeugung gehandelt zu haben bereuend, räuſperte und voll Aerger, daß er den ſpäten Spaziergänger nicht dennoch arretirt, kopfſchüttelnd ausrief: „Der verdammte —!“

II.

Die Schweſtern.

An demſelben Abend, an welchem das im vorhergehenden Capitel Erzählte vorfiel, ſaßen zwei junge Damen, oder richtiger eine junge Frau und ein junges Mädchen in einem ziemlich elegant möblirten Zimmer, auf dem Sopha neben einander. Es waren Schweſtern, von denen die Aeltere, welche Frau im Hauſe und ſeit drei Jahren an einen ausſchweifenden, kränkelnden Mann verheirathet war, Auguſte, die Jüngere aber, welche, obgleich Oſtern ſchon confirmirt, ſich doch noch in einem Erziehungs-Inſtitut unweit der Stadt befand, und jetzt nur in den Pfingſtferien einige Tage bei der Schweſter zubrachte, Minna hieß.

Minna ſaß in der einen Ecke des Sopha's und blätterte unſtät in einem ſchon ſehr verleſenen Romane von Paul de Kock umher, während Auguſte in der andern Ecke in nachläſſiger, faſt horizontaler Lage ruhete, und ſie anhaltend und forſchend anſah.

Ich weiß nicht, wie Du mir vorkommſt, Minna, Du haſt Dich ſeit einiger Zeit ungeheuer verändert, und gerade ſeit geſtern und heute biſt Du unruhiger und bizarrer als je. Du haſt Dir doch nicht etwa ſchon einen Bräutigam zugelegt, und willſt nun aus dem Romane lernen, wie Du's machen mußt, um den verliebten Jungen recht zärtlich zu machen! —

— Ach — nein, ſagte Minna ſtotternd und ſeufzend und überlief dabei im Geſicht mit Purpurröthe. Nein — Auguſte —

— Nun, das will ich auch hoffen, Du biſt ja eben erſt confirmirt, obgleich mir damals, als ich ſo weit war wie Du, mitunter doch ſchon recht närriſche Dinge durch den Kopf gingen. Aber wenn Du mich betrachteſt und meine Lage, — nicht wahr, Kind? mein Verhältniß als Frau iſt ſehr reizend und erfreulich, Du mußt Dir das in Deinem Alter ſchon vorſtellen können! — genug, wenn Du mich und meine Lage betrachteſt, ſo muß oder ſollte Dir die Luſt zum Heirathen ſchon vergehen.

— Ach, nein, Auguſte, ans Heirathen denk ich auch noch gar nicht, nicht einmal an einen Geliebten, obgleich ich neulich Abends im Theater —

— Na, da wird's kommen! verſetzte lachend Auguſte und ſpielte mit ihrem Fuß an der Tiſchdecke. Nun heraus damit, mir Deiner Schweſter kannſt Du's ſchon ſagen. —

— Obgleich ich im Theater mich in den Darſteller des — des — wie heißt er doch gleich — in dem „Opfer des Schweigens“ ordentlich verliebt habe.

— So — ſo; Du auch ſchon, weiß der Himmel daß ſie ſich in den Schauſpieler auch Alle verlieben. Nein, Minna, es iſt nicht auszuhalten, wenn er in ſeiner Rolle ſo warm, ſo zärtlich ſpricht, und dabei ſeine Geſtalt, ſeine Beine. — Aber wir kommen von Dir ab und auf's Theater und auf die heimliche Verliebung in die Schauſpieler — weißt Du, zwei Mädchen, die ſich auch bis über die Ohren in ihn verliebt haben, ſind krank, ich glaube gar verrückt geworden und befinden ſich jetzt, um ſich von ihrer Liebe heilen zu laſſen auf dem Krankenhof. Was hier aber auch für Geſchichten paſſiren! — Nun, ſprich doch, haſt Du ſchon einen Bräutigam oder nicht, vielleicht gar eine Amour mit einem Deiner Lehrer!

— Gewiß nicht, Auguſte, die ſind alle trocken und häßlich.

— Was haſt Du denn aber? So viel hab' ich nun ſchon heraus, etwas muß Dir fehlen, ſonſt ſchnitt'ſt Du nicht ſolche närriſche ſauerſüße Geſichter. —

— Ja — ach Gott! ich kann Dir's gar nicht ſagen, aber ich muß morgen ſchon wieder weg, und ich muß und muß es Dir ſagen — wenn nur Niemand kömmt. —

— Wen meinſt Du, meinen Mann? — wo

der ſich überall herumtreibt, weiß er vielleicht ſelbſt nicht; darüber bin ich ſchon hinweg, mich um ſeine Fahrten auch noch zu bekümmern, und ſonſt hab' ich noch keinen Hausfreund, der mir die Cour macht. Ach! — ſetzte Auguſte hinzu und ſeufzte und gähnte gleichzeitig. Du, Dirne, die eben aus der Schule iſt, und auch noch halb drin ſteckt — Du kannſt mir Dein verliebtes Herz alſo gerne öffnen, es ſtört uns Niemand. Oder willſt Du warten bis wir im Bett ſind?

— Kann ich wieder bei Dir ſchlafen? —

— Nun, warum nicht?

— Aber Dein Mann? Ach, der verlangt nie nach mir, oder vielleicht bin ich ihm allein zuwider, wer weiß das.

— Nein, ich will Dir's lieber gleich entdecken, damit Du mir rathen kannſt.

— Du haſt mir etwas zu entdecken? Ich werde doch nicht etwa gar hoffen — Minna — Minna — das wären ſchöne Geſchichten. Wie iſt es möglich. Du — ich —

— Ja, Guſte, liebe beſte Guſte, ich wollte es Dir lieber gönnen als mir, aber es iſt nun einmal ſo. Ach, ſchilt mich doch nicht aus, und — ſag Keinem, Keinem etwas, hörſt Du, Guſte, ſagte Minna, warf ſich mit flehender Zärtlichkeit über den Schooß ihrer Schweſter, legte ihren Arm um deren Nacken und ſah ſie feſt und fragend an.

Statt zu zürnen, ſah Auguſte ſtumm und ſtarr vor ſich hin. Offenbar überlegte ſie, was zu thun ſei. Aber ihre Combinationen mußten ſehr weit und umfaſſend ſein, denn noch immer ſaß ſie ſprachlos da, den Blick ſtarr vor ſich hingeworfen, ohne eigentlich ihre Schweſter fragend oder prüfend anzuſehen.

— Guſte, hub Minna wieder an, biſt Du mir böſe? Ich kann wahrhaftig nichts davor. Glaub' mir doch, ich bin ſo unſchuldig, —

— Bei dieſen Worten ſchien Auguſte wieder zu ihrem Bewußtſein zurück zu kommen oder vielmehr aus fernen, tiefen Gedanken zu erwachen. Sie blickte die Schweſter jetzt klug und lächelnd an, als wollte ſie ſagen: Ich hab's! Ich hab' den Plan gefunden.

— Du lächelſt — ſo willſt Du mir alſo nicht böſe werden und — helfen —

— Du verteufelte Dirne, ſagte Auguſte, wer hätte das von Dir gedacht. Aber es iſt gut, ich bin mit Dir zufrieden.

— Verſteh' ich Dich recht? Aber was heißt das? Ich begreife Dich wirklich nicht? Du biſt mit mir zufrieden? Und ich — ich kann — ich darf. —

— Du darfſt und ſollſt gar nicht wieder weg.

— Ach nein, ach ja — aber wo ſoll ich hin? —

— Du ſollſt verreiſen — nach unſerer Tante auf dem Gute bei C. Dort, im Hannoverſchen lebſt Du Deiner Geſundheit wegen, ich werde Deiner Penſions-Madame ſchon ſchreiben, daß Deine Tante Dich mitgenommen hätte — während dieſer Zeit aber ſitzeſt Du ruhig oben in dem kleinen gelben Zimmer, die Ratzen und Mäuſe werden Dich dort nicht beſuchen, Du mußt Dich nun einmal in die Umſtände fügen, es läßt ſich nicht ändern. Ich werde täglich für Deine Speiſen ſorgen, wenn es angeht, ſollſt Du auch herunter kommen, möglichen Fall's am Abend auch mit mir ausgehen, friſche Luft zu ſchöpfen, wenn es Dir zu ſchwül wird in Deinem Gefängniß —

— Und dann?

— Komm, laß uns zu Bette gehen, da will ich Dir auch was erzählen. Du mußt mir einen Gegendienſt leiſten.

— Ich — Dir einen Gegendienſt leiſten, verſetzte Minna verwundert, kann ich das, wie iſt das möglich?

— Es iſt unmöglich, daß Du es nicht kannſt und willſt. Du mußt wollen und können, oder — komm nur in's Schlafzimmer, ich will Dir meinen Plan entdecken.

III.

Die Intrigue.

Die beiden Schweſtern, die Aeltere mit dem Lichte vorangehend, traten in das Schlafzimmer. Sie ſprachen kein Wort während ſie ſich entkleideten und gegenſeitig aufſchnürten. Man hörte nichts als das Rauſchen der fallenden Kleider und der gelöſten Schnürbänder.

Auguſte ſah der um faſt einen Kopf kleinern Minna über die Schulter und ſagte lächelnd und ſcherzend: „Ja, was Du ſchon für eine niedliche Bruſt haſt.“

— Ach, Du biſt nicht geſcheut, Guſte.

— Schnell, ſchnell, ſagte die junge Frau und rauſchte mit ihrer Schweſter in das Bett hinein.

In demſelben Augenblick wurde an die Thür geklopft. „Wer iſt da?“ fragte Auguſte. „Lene biſt Du es?“ —

— Ja, Madame, der Herr iſt eben zu Hauſe gekommen.

— Meinetwegen — und darum ſtörſt Du mich?

— Madame, er iſt gar nicht wohl; er iſt gefallen, wie er ſagt, auf der Straße ausgeglitſcht und hat ſich dabei an einem Eckſtein die Bruſt gequetſcht, die wirklich braun und blau angeſchwollen iſt.

— Das ſchadet ihm nichts, ſagt die junge Frau, auf ein ander' Mal laß ihn nicht ſolche Irrfahrten machen. Wer weiß wo er geweſen iſt! Hilf ihm, Lene, wenn Du willſt, gieb' ihm Eſſig und Waſſer, ſonſt — laß mich ſchlafen, hörſt Du? Ich bin müde, ſehr müde. Stör' mich nicht wieder, auch wenn er's ſagt. Hörſt Du?! —

Die junge Frau drehte ſich dabei halb unwillig um und wandte das Geſicht ihrer Schweſter zu.

— Nun, ſag, Guſte, forderte Minna auf.

— Erſt ſag Du mir, loſe Dirne, wie hat es angehen können. —

— Ja, ſieh, wir waren von Louiſe S., unſerer ſieben an der Zahl eingeladen zu ihrem Geburtstage am 15. März. Die Alten waren nicht zu Hauſe und wir brauchten uns daher gar nicht zu geniren. Da Louiſe ſehr vertraut und bekannt iſt mit Louis B., ſo hatte ſie ihn und noch ſechs Andere von ſeinem Alter, d. h. von ſechszehn, ſiebenzehn Jahren eingeladen, um ihre Geſellſchaft bunter und intereſſanter zu machen.

Zuerſt ging es ganz ordentlich und wie gewöhnlich her. Dann fingen wir allerlei Spiele an, Pfänderſpiele, wobei ſchon recht viel geküßt wurde, u. dgl. — und — dann miethbeten wir uns paarweiſe in den verſchiedenen Zimmern und Localitäten ein, als wohnten wir für uns. Wir ſpielten Mann und Frau — ſetzte Minna hinzu und bückte ſich mit dem Geſicht unter die Decke.

— Mann und Frau! — ſagte Auguſte und zupfte ihrer Schweſter beim Ohrläppchen, ſo daß dieſe genöthigt war, ihr Geſicht wieder aufzurichten. Da — alſo —

— Ach, die Andern, bis auf noch Eine, ſind viel beſſer davon gekommen als ich, ſie brauchen an jenes verdammte Spiel und Louiſe an ihren Geburtstag nicht mehr zu denken, während ich und Sophie uns ſchämen müſſen. Aber nun ſag' Guſte, was fang' ich an, was fang' ich an; wenn Mutter noch lebte. —

— Komm, kleine, kleine – Frau, ſagte Auguſte und drückte Minna feſt an ſich. Dann fuhr ſie faſt nur flüſternd und mit bedenklicher Mine fort: Ich habe geſagt, daß Du mir einen Gegendienſt leiſten kannſt, was Du gewiß nur ſehr gern thuſt, wenn ich Deine Angelegenheit ganz und gar unbekannt bleiben laſſe. — Du weißt, daß mein Schwiegervater kaum noch zwei, drei Jahre leben kann, und daß mein Mann durch ſeine Lebensweiſe ſich ſo ruinirt, daß er auch plötzlich ſterben oder ſonſt mit Zufällen, die nicht erlauben, ihn länger umherwirthſchaften laſſen, behaftet werden kann. Denn ſieh, er hat in Folge ſeiner Ausſchweifungen ſchon mehrere Male einen Anfall von einem ſonderbaren Delirium gehabt, und wenn das wieder oder gar öfterer kommt, ſo muß er nothwendig nach dem Krankenhof hinaus, und dann weiß man ja nicht, wie es werden kann.

— Delirium? fragte Minna, und ſah die Schweſter halb einfältig, halb verwunderungsvoll an.

— Nun ja, verſetzte dieſe: es zieht ihm auf's Gehirn, und iſt denn das zu verwundern? Er ſieht ja aus. — Doch höre weiter. Du weißt, daß mein Schwiegervater noch viel Geld hat und dabei noch ſehr raſch iſt. Stirbt mein Mann nun aber eher als mein Schwiegervater, was ſehr zu vermuthen, ſo werde ich, da unſere Ehe kinderlos iſt, bei der Erbſchaft wenigſtens ziemlich, wenn nicht ganz leer ausgehen. Um mich dieſer Gefahr nun nicht auszuſetzen, und darauf bald und bequem wieder heirathen zu können, ſo dächte ich —

— Was denn, Auguſte, Du machſt mich neugierig? Was denkſt Du? —

— Wir tauſchten. Ich nehme Dir Schimpf und Schande ab und Du machſt, daß ich erbfähig werde.

— Aber wie kann ich denn das?

— Sehr gut, Du Dummbart. Verſtehſt Du mich wirklich noch nicht, oder ſtellſt Du Dich nur ſo. — Ich habe Dir ſchon geſagt, daß Du oben in der Kammer, wo ich Dich verſorgen werde, Deine Zeit aushalten mußt. Ich werde Dir immer gleicher — verſtehſt Du? Und — dann — giebſt Du mir —

— Ich — Dir — Du willſt —

— Ich thue und rede, als wenn es mein wäre. Mit dem wenigen Uebrigen werde ich ſchon fertig werden, ich drücke ihnen Geld in die Hand, ich verſpreche ihnen mehr, nach der Erbſchaft — das Complott iſt richtig — mein Plan gelingt, es iſt keine Frage.

— Ach, das geht gut. Nun bin ich aus aller Sorge. Wie Du doch klug und ſchlau biſt. Wahrhaftig, das haſt Du geſcheut genug ausgedacht. Aber, höre, Auguſte, recht iſt es doch eigentlich nicht, daß Du — es iſt doch Betrug —

— Was — Du willſt moraliſiren? Gut, ich betrüge, und — Du — was willſt Du wohl machen, wenn ich nicht betrüge, wenn ich meinen Mann und Schwiegervater nicht täuſche? Albernes Ding, thue ich es nicht zu Deinem Beſten? Lade ich nicht die ganze ſchimpfliche Laſt auf mich allein? Wie würdeſt Du Dich je verheirathen können, was würde es für Geträtſche in der Stadt geben — wenn — Pfui, ich mag gar nicht daran denken, ſolche erzdumme Streiche zu machen. Was ich klug ausgedacht habe, dahinter ſuchſt und ſiehſt Du etwas? Na, das hört man dir an, daß Du noch ein unſchuldiges Ding biſt, das von der großen Welt und was darin alle Tage vorgeht, nichts weiß. Werde zwei Jahre älter, und Du ſollſt andere Dinge hören. Gehört mir das Erbtheil nicht von Rechtswegen zu, was kann ich davor, daß das natürliche Band nicht feſter geknüpft iſt? Alſo —

— Ach, ja, liebe Guſte, ich begreife, Du biſt unſchuldig —

— So unſchuldig wie Du. Nun ſchweig und laß uns ſchlafen. Morgen reiſeſt Du ab — nach dem Hanoverſchen — auf die Kammer. Wir können gelegentlich weiter mit einander plaudern, wenn ich die Vorkehrungen getroffen habe. Nun ſchlaf, gute Nacht! ſagte Auguſte, und küßte ihre Schweſter recht feſt auf den Mund.

— Gute Nacht! Du drückſt mich ſo, ſagte Minna. Wenn nur alles gut geht.

— Schweig' und ſchlaf'. —

IV.

Der Kirchenraub.

Im Winter, zu Anfang des Jahres 1830, als es ſo tapfer darauf los fror, wurde in der Domkirche zu Ratzeburg, ein unerhört kecker, ſchauderhafter Diebſtahl begangen. Es wurden nämlich aus einem reichlich verſchloſſenen Schrank mit kupfernen Thüren die zwölf ſilbernen Apoſtel geſtohlen, die lange eine Zierde dieſer alten, begüterten Kirche waren und im Sommer von dem Küſter, auf Verlangen der Reiſenden, faſt täglich gezeigt wurden.

Früher noch war dieſer mit Schnitzwerk und byzantiniſcher Goldmalerei geſchmückte Schrank, der urſprünglich als Altartafel gedient hatte, an den Sonntagen regelmäßig offengehalten worden. Allein einſt war, vielleicht gar während des Gottesdienſtes von ſcheußlich verruchter Hand, Einer der zwölf maſſiven, um eine größere Chriſtusfigur herumgeſtellten Apoſtel geſtohlen und darnach wieder zugefertigt worden, ohne daß der Thäter jener Verruchtheit je entdeckt wurde.

Der Küſter pflegte dieſe Geſchichte nach ſeiner Gewohnheit kurz zu erzählen, und dann auf den, ſeitdem unten auf dem Rand des Schrankes befindlichen, ſchauerlichen Fluch, der ſich drohend auf Kind und Kindeskind erſtrecken ſollte, hinzuweiſen. Der Fluch, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts entworfen, iſt ſchrecklich, das Gemüth des Leſers wird unwillkürlich ergriffen, man wendet ſeine Blicke ſtill, mit einer gewiſſen myſtiſchen Durchdrungenheit davon ab.

Der oder die Thäter im Winter 1830 waren, obgleich ſie noch bedeutend dreiſter zugegriffen, nicht minder glücklich — wenn man ſo ſagen darf — als der, welcher vor zweihundert Jahren den einen Apoſtel ſtahl. Jetzt wurden ſie Alle weggenommen, nur Chriſtus hatte man, ob aus Verſehen oder Vergeſſen, bleibe dahingeſtellt — wahrſcheinlich aber aus einer unwillkürlichen Anwandlung von — Aberglauben, aus einem gewiſſen myſtiſchen Gefühl, welches auch das gottloſeſte Herz nicht gänzlich verlaſſen kann, draußen vor einem der Kirchenfenſter ſtehen gelaſſen, oder, wie die Fußſpuren im Schnee glaublich machen wollten, dorthin wieder zurückgetragen. Der oder die Thäter blieben bis jetzt unentdeckt.

Der Erzähler konnte nicht verfehlen, dieſe merkwürdige und traurige Epiſode aus der Diebesgeſchichte der Gegend und Umgegend mit in ſeinen Roman zu verflechten und der Leſer wird ſich die Illuſion nicht nehmen laſſen.

Wohin konnte der enorme Diebſtahl gebracht, wo geborgen ſein? Alle Welt hielt dafür: In den Schlupfwinkeln von Hamburg, von wo er wahrſcheinlich mit erſtem offenen Waſſer ſchlau genug nach Amerika geſchafft wurde. Halten wir alſo dieſe Stimme des Volkes theilweiſe feſt und verfolgen die geheimen Spuren.

In einer Straße der Neuſtadt befand ſich ein Haus, welches, obgleich von bedeutendem Umfang, doch ſehr eng, winkelig und finſter gebaut war.

Wie ſonſt gewöhnlich, befand ſich unter dieſem Hauſe eigentlich kein Keller, ſondern nur ein ſogenannter ſchmaler Durchgang, zu dem man auf einer ſchlüpfrigen Treppe hinabſtieg.

Dieſer Durchgang führte gleichſam wie ein unterirdiſcher Mönchsgang auf einen Hof hinaus, der freilich etwas heller war als jene Paſſage, aber mit ſeinen beräucherten und halb verfallenen Häuſern, die es nach dem Anſehen kaum in Hamburg geben zu können ſchien, einen ſehr traurigen und widrigen Anblick darbot. Es wohnten hier einige der ärmſten Juden und Judenfamilien; jene gingen am Tage in Regen und Kälte auf den Straßen umher und riefen mit keuchender, ſchnarrender Stimme ihr „Handle!“ vor ſich hin. Dieſe hatten gleichſam eine Pracherherberge für jüngere Juden beiderlei Geſchlechts, die hier auf einer Art Bodenraum, auf vermulſchtem, übelriechendem Stroh bunt durcheinander lagen.

Am Morgen, wenn die gemiſchte, ſchlottrige, ſchmutzige Einquartirung ſich erhob und aus der Thüre der ſogenannten Sahltreppe hervorkroch, konnte man hier die ſchauerlich mitleidswürdigſten Proſpecte haben. Zwiſchen dem jungen Volk, das nun auf die „Judenbörſe“ ging, um ein „Geſchäftge“ zu machen oder irgend einem Käufer und Verkäufer als Mäkler und Anrufer zu dienen, konnte man alte verwittwete, verrunzelte und verkrümmte Weiber mit rothen, triefenden Augen und einem braunſchmutzigen Lappen um den Kopf, umherkriechen ſehen, die unmöglich dem Geſchlecht einer mediceiſchen Venus angehören zu können ſchienen.

Friedrich Jakobs hat in einer Erzählung einmal die Bemerkung gemacht, daß bei vertauſchten Kleidern der beiden Geſchlechter, ein ſelbſt häßlicher Mann in Frauentracht immer noch anſehnlich, aber ein häßliches Weib in dieſer Metamorphoſe ſchauderhaft iſt.

Es giebt nichts Widerlicheres und Abſtoßenderes als eine zuſammengeſchrumpfte, gewöhnlich kleine alte Jüdin mit gelben, haarigen Runzeln und trieſenden, zugekniffenen Augen im Schmutze des Elends.

In dem Hofe, welchen wir bezeichneten, konnte man ſolche Geſtalten aus einer unheimlichen Welt vorüber kriechen ſehen.

Wer von den Leſern möchte Muth genug haben, auf der engen, ruſſigen, in allen Winkeln mit Unrath überladenen Treppe in den oberen Raum zu folgen, wo Mulſchſtroh, ſtinkende Lumpen, zerbrochene, die Atmoſphäre verpeſtende Töpfe und Geräthe, zerbrochene Stühle, ganze Berge alter, verſchimmelter Hüte und ähnliche Schätze jüdiſcher Induſtrie und Gleichgültigkeit oder Zufriedenheit durcheinander ſtehen und liegen.

Das grüne, mit Spinnweben und Staub reichlich bedeckte Fenſter gewährt nur ein ſehr armſeliges Licht, denn von den ſechs darin befindlichen kleinen Scheiben ſind nur zwei mehr ganz, die Öffnungen, worin die übrigen vier geſeſſen haben, ſind mit garſtigen braunen Lumpen, halben alten Hüten und zerriſſenen Schuhen ſeltſam ausgeſtopft.

Man wird alſo begreifen, welch' ein tiefer cyniſcher Character hier waltet.

Zur Seite des gleichſam unterirdiſchen Durchgangs befand ſich eine nicht minder finſtere und ruſſige Localität, zu der man durch zwei Stufen, aus natürlichen, rohen, von Schnecken bekrochenen und beſchleimten Granitſtücken beſtehend, gelangte.

Das Innere dieſes Raumes bot durchaus den Anblick der Zerſtörung dar; und war, vielleicht wegen der hier herrſchenden übergroßen Feuchtigkeit ſchon ſeit langer Zeit nicht einmal als Lager- oder Vorrathsplatz benutzt worden.

Durch zwei Oeffnungen von der Größe eines Quadratfußes, die in der dicken Mauer gelaſſen waren, fiel einiges Licht herein, ſo daß man ſich in dem Behältniß einigermaßen orientiren konnte.

Die Wände waren ſchwarz und wie verkohlt. Zwei Reſte eines runden, eingeriſſenen Gemäuers von verſchiedener Größe des Umfangs ſchienen ehemals eine Art Keſſel oder Pfanne umſchloſſen zu haben. Der beſtimmte frühere Zweck derſelben war jedoch eben ſo wenig zu errathen, als zu erkennen. Zu dem Material einer gewöhnlichen

Deſtillation war der Raum überhaupt zu beſchränkt und ungeeignet.

Zwiſchen den beiden Schutthaufen, die zum Theil auch eine ſchwarze Rinde oder Kruſte zeigten, befand ſich ein Kamin, das an den Seiten ebenfalls bedeutend eingeriſſen war und ſo den hier herrſchenden Anblick der Verwüſtung erhöhete.

An einem rauhen Herbſtabend des Jahres 1830, alſo ungefähr acht Monate nach jenem, in der Domkirche zu Ratzeburg verübten, das menſchliche Gefühl aufs tiefſte empörenden Diebſtahl, rumorte Jemand in dem oben beſchriebenen Verließ umher. Obgleich es ringsherum finſter war, ſo hatte der Menſch doch kein Licht mitgenommen. Es war dies ein portugieſiſcher Jude, der ſich gegenwärtig Haman nannte, indem er ſeinen eigentlichen ſchwer auszuſprechenden Namen abgelegt hatte.

Haman polterte zwiſchen dem Schutt der Mauerſteine umher und ſchien mit einer eiſernen Stange, die ihm als Brechſtange diente, auf dem hie und da lockeren, von Ratzen und Mäuſen unterminirten Boden taſtend umherzuſtoßen, als ſuche er Etwas, was hier verborgen oder vergraben war.

Er kletterte brummend auf dem Geröllhaufen umher, und wenn dadurch einiger Lärm verurſacht wurde, blickte und horchte er ſchnell nach der halb, durch einige nothdürftig zuſammengenagelte Bretter verſperrten Thüre hin, um zu erfahren, ob auch noch Jemand durch den Gang ginge. Aber es war und blieb Alles ſtill, und Haman ſetzte ſein Stoßen, Suchen und Brummen, indem er ſich von Zeit zu Zeit an den Wänden taſtend orientirte, als wenn er noch zweifle, die rechte Stelle auch behalten und wiedergefunden zu haben, weiter fort.

— Hem! Hem! ſagte er ſehr leiſe, iſt denn hier der Scheol und der Fürſt der Finſterniß wieder im Gange geweſen, daß er mir hat weggenommen mein Silber! Sollte er dieſem metallnen Paulus haben beigeſtanden, wie er ſoll haben beigeſtanden einſt dem Lebendigen! Ich will doch ſuchen und finden in dem Scheol, bis ich wenigſtens die Stelle habe, und ſollte eine chriſtliche Katz mir haben weggeholt den Braten, ſo iſt doch geblieben wenigſtens die Stell', und ich leg mich dahinein und ſterbe vor Aerger über die Schändlichkeit!

Der Jude dachte dies vielleicht mehr als er es ſprach, denn wie wir ſchon bemerkt haben, ging er ſehr furchtſam und ſchüchtern in dem finſtern Kellerloche zu Werke. Er wäre lieber gefallen und hätte ſich lieber ein Auge aus dem Kopf geſtoßen, ehe er durch eine mitgebrachte Blendlaterne irgend einen Verdacht, und wär' es auch nur bei einem von ſeinem Stamm und Glauben, auf ſich geladen hätte. Wenn nur eine Maus oder ein Windſtoß ſich regte, ſo fuhr er ſchon ſcheu auf dem Schutthaufen in der Ecke des Kamins zuſammen.

Während Haman noch ſo umhertaſtete, kroch eine andere unerkennbare Geſtalt um die Bretterſperre in das dunkle Loch herein.

— Haſt Du noch kein Feuer an? fragte der Eintretende, welcher kein Anderer war als Schwartenkopp, den wir früher ſchon kennen gelernt haben.

— Schalom! entgegnete Haman mit näſelnder Stimme, als wolle er prüfen, ob es der Rechte ſei.

— Nun ja, doch, Schalom! Wirſt doch hören an meine Sprach, wer ich bin. Aber was machſt Du denn?

— Hab ich doch noch nicht gefunden die vergrobene Apoſtel, ſagte Haman, und ſtach ungeduldig und ärgerlich mit der ſtumpfen Eiſenſtange in den Boden. Er berührte einen Gegenſtand, denn es klang dumpf aus dem Boden hervor.

— Nu werd ich ſie hoben. Haſt Du die Zündhölzchen? Die Tiegel hob ich hier doch geſteckt in's Kamin, auf de Abſatz, der gewiß dazu gemacht iſt, daß man kann verbergen ſeine Geräthſchafte. Steinkohlen liegen in der Eck.

Während Schwartenkopp nun die Thüre verſchloß, mit den Steinkohlen ein gehöriges, wenn auch wenig hellbrennendes Feuer in dem Kamin anmachte und den größten Tiegel dazwiſchen ſetzte, zog Haman aus Schutt und Erde drei der geſtohlnen ſilbernen Apoſtel hervor und ſtellte ſie neben den Kamin hin.

— Hier iſt der Hehler eben ſo gut als der Stehler, ſagte Haman, macht dieſer dabei doch ein eben ſo gutes Geſchäft'ge wie jener. Warum iſt der Schelm geblieben todt, und hat nicht ſo lange gewartet, bis alles Silber gebracht iſt an den Mann. Neun hat er mitgenoſſen, die drei letzten ſind für uns allein, und wir werden ſie ſchon capores machen und die ſchaine Waare verkaufen unter dem Einkaufspreis. Denn hob ich doch gehabt Angſt — nicht wenig. Hob ich mich doch gefurcht ver die Herren Polizei's gewaltig!

Wie es die Juden gewöhnlich machen, wenn ſie unter ſich ſind, fing Haman auch jetzt an, wie der Leſer bemerken wird, mehr und mehr zu mauſcheln, wobei es uns jedoch nicht möglich iſt, alle Modulationen und Accente getreu wieder zu geben.

— Es brennt. Nun hinein, zuerſt mit de Füß, oder zuerſt mit de Kopf, ſagte Schwartenkopp, und blickte dabei ſcheel auf ſeinen Genoſſen und den Gegenſtand, den dieſer mit einer gewiſſen Gierde an die Bruſt drückte.

— Zuerſt mit de Kopf, verſetzte Haman leiſe und näſelnd, muß er doch das Geſicht zuerſt verlieren, daß er nicht ſehen und ſchreien kann. — Dabei ſteckte er den ſilbernen Apoſtel über Kopf in den Tiegel hinein und blieb halb verwundert, halb ängſtlich erſtarrt ſtehen, indem er die knöcherigen Hände noch immer krampfhaft gegen den Tiegel aus ſtreckte. —

Der Tiegel war ſchon glühend heiß, und die Figur fing allmälig an zu ſinken, indem das Metall mehr und mehr dahin ſchmolz.

Die beiden Juden ſtanden ſtumm neben einander und ſchauten ſcheel und zitternd in den Tiegel hinein. Kauerte der Eine ſich nieder, um die Kohlen nach zu legen, ſo that es auch der Andere, als fürchtete er, ſein Genoſſe könne aus dem glühenden Gefäß von der noch glühenderen Maſſe, die jetzt das Anſehen eines mattglänzenden Queckſilbers hatte, trinken oder gar eine Portion mit der Hand in die Taſche ſtecken.

Der rothe Schein des niedrigen, dumpf brennenden Kohlenfeuers beleuchtete die kupferigen, aſchgraugeſprengelten Geſichter der Juden; während ringsum die ſchwarze Dunkelheit die ſeltſamen Geſtalten bei ihrem Werke noch ſchärfer umriß. Die tiefe

Stille, welche nur hin und wieder von einem Kriſtern des Feuers und dem murmelnden Kochen des Silbers unterbrochen wurde, erhöhte eben auch das Schauerliche der Scene.

Während die beiden Juden in ihrer Beſchäftigung fortfuhren, das geſchmolzene Silber in eine längliche Erdgrube in Form eines großen Mauerſteines zu gießen und der Tiegel, der nun glühend roth war wie die brennenden Kohlen ſelbſt, mit einer alten roſtigen Zange wieder auf das Feuer brachten, ihr Werk zu beendigen, hub der Eine, Haman, wieder alſo an:

— Hat er's doch klug gemacht, daß er iſt krank geworden und geſtorben, ohne uns erſt zu ſagen, was er will noch hoben von dem Silber. Hat doch ſeine Frau geſagt, wenn ſie iſt geweſen betrunken: „Apoſteldeef!“ Soll mir Gott helfen, daß ich wäre geworden furchtſam. Aber weiß, er iſt gewiß auch geworden gemüthskrank und die Furcht iſt ihm auf den Leib geſchlagen und hat er ſo müſſen capores gehen. Und ſeine Frau iſt nun, wie mir einer geſagt hat von meiner Freindſchaft, nach Hamburg gekommen, lebt und ſitzt, ich weiß nicht wo, in de Spelunke, und ſieht ſchon aus im Geſicht ſo roth und ruſſig wie die Kohlen.

— Aber wo bleiben wir nun mit dem Silber? ſagte Schwartenkopp. Es wird bald Morgen ſein. Können wir's doch hier nicht wieder eingraben und liegen laſſen. Das wäre ein' Schand für's Silber und für's Geſchäft'ge.

— Ich werd' ſchaffen Rath, ſagte Haman. Kenn' ich doch Einen, der für Procentge mir hilft. Es iſt ein guter Mann, der verdient wo er kann. Er war reich! aber hat verloren in der letzten Zeit und iſt wieder nah vor de Bankrott.

— Nun haben wir das Silber doch auch nicht gegamſet; ſind wir doch nur die Maſchores geweſen für den Dieb. Und Gott ſoll mir helfen, wenn wir für den guten Willen, den Diebſtahl ſo lange verborgen gehalten zu haben, am Ende noch kommen in's Hundeloch.

— Laß mich machen, ſagte Haman. Wir können nicht trauen unſre eigne Leut. Er wird uns behülflich ſein, das Silber bringen in's Geſchäft'ge, ohne daß wir verdächtig werden vor de Polizei.

Das Feuer erloſch, während die erſte Bewegung auf der Straße ſich wieder vernehmen ließ und den Morgen wie das damit erwachende neue Leben verkündigte.

Die Beiden Juden verſcharrten ihre drei Silberbaaren, warfen Schutt und Steine darüber und ſchlichen nacheinander, ſcheele, lauernde Blicke durch den Gang nach dem Straßenende hinwerfend, mit leiſen Schritten nach dem Hof hinaus und verloren ſich dort durch eine Thür in dem niedrigen, halbverfallenen Häuschen.

Bald darauf fand jene Scene ſtatt, die zu Anfang des Capitels ſkizzirt worden iſt.

V.

Der Holländer.

An einem der nächſten Abende betreten wir ein anſehnliches Haus, welches in großen goldenen Buchſtaben auf hellblauem Grunde die Inſchrift führt: „Caffée und Billard.“

Das Zimmer, welches den Beſuchern als Geſellſchaftszimmer dient, iſt ziemlich brillant und pompös eingerichtet. Die Mobilien, wenn auch etwas ſtark ſtrapazirt und von verſchiedenem Caliber, verrathen doch eine gewiſſe Großartigkeit. Vaſen und Bilder, ſeidene Gardinen und Flaçons bezeugen, daß hier ein nobles Anſehen behauptet und den Gäſten dadurch imponirt werden ſoll.

Diesmal beſteht die ganze Zahl der Anweſenden aber nur aus drei Perſonen, aus dem Manne, den wir ſchon auf dem Walle, ſo wie theilweiſe aus dem Geſpräch der Schweſtern kennen gelernt haben und Doctor Bertram nennen wollen: aus einem Holländer, Namens van Kaak, gewöhnlich Myn-Heer van Kaak oder auch ſchlechtweg Myn-Heer genannt, und noch einer uns demnächſt am meiſten intereſſirenden Perſon, Namens Dieſtelberg.

Auf dieſe kleine Geſellſchaft dürfte mit vollem Recht das alte Sprichwort anzuwenden ſein: Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Denn mehr als der Zufall hat die Sympathie oder der Seelenzug die Perſonen zuſammengezogen. Sie haben im Geheimen ein Complott gemacht. Es herrſcht eine gewiſſe Gleichheit der Anſichten, eine ſtillſchweigende Übereinkunft unter ihnen, durch Schwindeleien, Ränke und Betrug Anderen ihr Recht und Beſitzthum zu ſchmälern und ſich zu bereichern, und — wenn es Zeit iſt, wenn auf andere Weiſe kein beſonderer Gewinnſt mehr zu erwerben iſt, Bankerott zu machen; Jeder der drei Verſchwornen hat wenigſtens ſchon ein Mal in ſeinem Leben Bankerott gemacht, und, mit Ausnahme vielleicht von Doctor Bertram, hat

Jeder ſchon die verſchiedenſten Geſchäfte angefangen und jämmerlich geſchloſſen, ohne je davor zu erröthen. Es gehört bei dieſen Charakteren zum guten Ton, keine Ehre und keine Schande zu haben. Man zuckt bei in Rede kommenden Schurkereien die Achſeln und ſpricht mit Lächeln: Ja, meine Herren, man muß ſich zu helfen wiſſen! Ich habe doch ſchon große Geſchäfte gemacht. Wiſſen Sie da — und da — der Satz wird nicht zu Ende gebracht, denn hier erfolgte abermals ein gemeiner Bankerott, durch den redliche Familienväter ruinirt wurden.

Mynheer iſt eine kleine Perſonage mit einer breiten Glatze und ſchwarzen Augenbrauen, die gefärbt ſein ſollen. Der Backenbart iſt roth. Mynheer hält das wahrſcheinlich für ſchön, ſonſt ſieht man nicht ein, warum er ihn nicht auch ſchwarz färben ſollte. Die Augen ſind von einem dicken Rand umgeben und ſcheinen daher ſehr tief im Kopf zu liegen, welches aber nur dazu beiträgt, ihre ſtechenden Blicke, die immer unſtät umher, beſonders auf die Seite, und auf dem Boden hinſchweifen, unheimlicher, faſt ſchielend zu machen.

Mynheer hat fallirt, ohne den Kopf zu verlieren. Wenn er auch gerade keine Activa beim Bankerott gewonnen hat, ſo iſt er die Paſſiva doch jedes Mal mit guter Manier losgeworden.

Er hatte eine Frau, er hat ſie auch noch, aber — ſie leben getrennt; das heißt die Frau, welche Vermögen hatte, wollte dieſes dem „Schwindler“ nicht länger Preis geben und zog ſich zurück. — Es würde zuweit führen, zu erzählen, durch welche Kniffe und Ränke der Holländer zu dieſer Frau gekommen war.

Die ganze Kunſt des Holländers ging jetzt dahin. ſeiner von ihm geſchiedenen Frau zu zeigen, daß er auch ohne ſie und ihr Geld — wovon er jedoch eine gewiſſe Summe geborgen hatte — den Großen, den Geſchäftsmann ſpielen und leben könne.

In dieſem Augenblick ſollte Mynheer, der Anſicht der Welt nach, wieder „auf ſchlechten Füßen“ ſtehen. Allein Mynheer behauptete mit Lachen, wobei er behaglich mit den Fingern auf dem Bauch ſpielte, das Gegentheil und holte bei dieſer Gelegenheit einen Brillantſchmuck, den er mit ſich herum führte, aus der Taſche hervor, der ſeine tauſend Thaler werth ſein mußte und den er ſo eben ſehr vortheilhaſt von einer durchreiſenden fürſtlichen Perſon, die er dadurch aus einer großen Verlegenheit geriſſen, eingehandelt haben wollte.

Es war die Producirung dieſes Schmuckes ein Theatercoups, womit Mynheer ſeine Abſicht vollkommen erreichte. Die Welt wurde, wie man wohl ſagt, verblüfft, ſie konnte ſich das Räthſel des ſo unvermutheten Reichthums nicht löſen, und dachte: Es iſt ja nicht möglich — wie käme er ſonſt zu dem Schmuck — es iſt doch ein verteufelter Kerl!

Wir vergaßen zu ſagen, daß Mynheer ſeine Erzählung von der Verlegenheit des Fürſten, von ſeinem Beſuch bei ihm, mit einem gehörigen Aufwand von Worten und in einem gewiſſen myſtiſch ausſchweifenden Tone, ſo darzuſtellen wußte, daß die Gemüther ganz verwirrt wurden, und einen Theil des fürſtlichen Glanzes auf den Erzähler ſelbſt übertrugen.

Auch an dieſem Abend machte Mynheer ſein Taſchenſpielerkunſtſtück.

— Seht, Mynheer, ſagte er, was ich da für einen prächtigen Schmuck habe. Und woher meint Jy, dat ich den habe? Von einem Fürſten. Der arme Schelm war in Verlegenheit, er konnte ſeine Reiſe nicht fortſetzen, weil die Wechſel ihm ausblieben und ich mußte ihm, oder vielmehr ſeinem Laquai aus der Klemme helfen. Mynheer, damit werde ich ein Geſchäft machen, aber nicht hier, nicht hier; hier verſteht man das nicht zu würdigen; hier müßte ich ſo ein Stück bei einem Juvelier verſchleudern — aber in Amſterdam, oder in London. Aber ich bitte Ju, Mynheer, ſprechen wir nicht davon, ich mag den Schmuck nicht immer zeigen.

Und trotz dieſer Bitte zeigte Mynheer ihn von ſelbſt ſehr oft, aber — er ſah ſeine Leute an. Man mußte es dem Holländer laſſen, daß er ſchlau war und ſeine Leute, mit denen er gerade ſprach, zu taxiren wußte.

Um unſern Leſern den Zuſammenhang der Sache aber begreiflich zu machen und zu zeigen, auf welche Weiſe der Holländer zu den Pretioſen gekommen war, mit deren Hülfe er nun neuen Credit erwarb und alte Gläubiger vertröſtete, müſſen wir hier eine Epiſode einflechten, die gewiß in ihrer Art ſehr intereſſant iſt.

Wir haben ſchon geſagt, daß Mynheer von ſeiner Frau geſchieden war. Die Schmuckſachen waren aber nicht erſt ſeit den letzten Tagen, ſondern ſchon länger in ſeinen Händen. Van Kaak beſaß eine ungemeine Klugheit in Entwerfung und Ausführung ſeiner Pläne. Er hatte die Pretioſen ſchon vor einem, zwei Jahren an ſich gebracht, aber er hatte ſich wohl gehütet, damit unmittelbar hervorzutreten. Dazu nahm er den rechten Moment wahr und ſpann auf dieſe Weiſe die Fäden ſeiner Lebensintrigue bunt und geſchickt durcheinander.

Die Geſchichte trug ſich aber folgendermaßen zu:

Van Kaak wurde von ſeiner begüterten Frau geſchieden, wegen von ihr ihm vorgeworfenen liederlichen und ſchlechten Lebens; er ſuchte bis zum Augenblick der Scheidung ſoviel als möglich an ſich zu raffen und lebte auch einige Zeit damit weiter, aber — er ſtand nur zu bald „auf ſchlechten Füßen,“ und es kam ſo weit, daß er Bankerott machte.

Mynheer ſprach unaufhörlich von ſeinen verunglückten Speculationen und herben Verlüſten, von den Betrügereien der Menſchen, auf die er vertraut hatte und durch die er ſo ſchändlich hintergangen worden ſei. Er ſprach immer von Verbindungen in Holland, Belgien und Frankreich, von großen Geſchäftsconnectionen, hütete ſich aber wohl, den einen oder andern ſeiner betrügeriſchen Geſchäftsleute namhaft zu machen, denn das gezieme ſich nicht für einen Mann von ſeinem Charackter.

In dieſer Periode ſpielte van Kaak den Reuigen und Zerknirſchten. Ja, er ging weiter, er ſpielte den Zärtlichen und ſchlich in den hellen Sommernächten zum Thore nach dem Garten hinaus, wo ſeine frühere Frau ſich eingemiethet hatte.

Mynheer ſtand oft Stunden lang an einem Lindenbaum oder hinter einem Fliedergebüſch und ſchielte ſchmachtend nach dem Fenſter hinüber, hinter dem ſeine Frau wohnte.

Die Nachbarſchaft ließ ſich auch wirklich täuſchen durch dieſes Manövre, man ſprach allgemein von dem zärtlichen Gatten, von ſeiner treuen Anhänglichkeit und herzlicher Liebe, die klar am Tage liege, und ſchob alle Schuld auf Madame van Kaak, oder wie ſie jetzt hieß, auf Madame Buſch, und legte ihr allerlei ausſchweifende Intriguen und unbefriedigte Abſichten unter.

Sobald van Kaak bemerkte, daß man ihn ſah, daß man ſich Dieſes oder Jenes über ſeine offenbare Liebe zuflüſterte, wurde er nur deſto regſamer in ſeinem Streben, die Leute zu täuſchen. Er ſah Stunden lang nach dem Fenſter, er ſeufzte, er winkte mit ſeinem weißen Taſchentuch, er warf Küſſe hinüber — Alles vergebens. Niemand winkte und grüßte wieder. Das Fenſter blieb verſchloſſen. Der unglückliche, die halbe Nacht dort durchwachende Gatte ſchlich unerhört, ohne das geliebte Weib nur ein einziges Mal geſehen zu haben, wieder von dannen.

Einſt aber — war das Fenſter offen und Niemand bemerkte den Schmachtenden. Van Kaak hatte glücklich heraus gebracht, daß Madame verreiſt ſei, und morgen erſt wieder kommen werde. Wäre er aber auch, wie ſonſt, geſehen worden, ſo hätte doch Niemand eine Ahnung davon haben können, daß er ſo gut, wie es wirklich der Fall war, unterrichtet ſei.

Van Kaak lugte ſorgfältig nach allen Seiten umher, ſetzte dann den Fuß auf das Rebengelände und war mit dem andern ſchnell in das von dem Dienſtmädchen noch offen gelaſſene Fenſter hinein. Man mußte es dem Holländer laſſen, trotz ſeiner etwas beleibten Figur war er bei dieſem Manövre doch ſehr raſch und behend geweſen; wahrſcheinlich hatte die Furcht, geſehen und wohl gar ertappt zu werden, das Ihrige zu der Behendigkeit beigetragen.

Van Kaak wußte natürlich mit dem Mobiliar ſeiner ehemaligen Frau noch ſehr gut Beſcheid, er kannte die Beſtimmung von jedem Stück, und erinnerte ſich, was in jeder Schieblade, in jedem Fache enthalten und verborgen war.

Der Holländer würde aber wenig nach ſeiner Abſicht haben ausrichten können, wenn er nicht noch eine Reliquie aus ſeinen ehemaligen Verhältniſſen beſeſſen hätte. Dies war ein Nachſchlüſſel, den der Ehemann ſich damals im Geheimen hatte machen laſſen, und den er nicht bloß dazu gebraucht, um mit den etwaigen Geheimniſſen ſeiner Frau in Controlle zu bleiben, ſondern der ihm auch anderweitig hin und wieder kleine Dienſte geleiſtet.

Dieſen Nachſchlüſſel alſo holte Mynheer jetzt aus ſeiner Taſche hervor, öffnete damit raſch ein Fach im Cylinder, nahm das Käſtchen mit dem Schmuck heraus und war damit ſchnell wieder durch das Fenſter im Gebüſch verſchwunden. Hier angelangt, barg er ſeine Beute in der Rocktaſche, lauerte, ob er auch von Jemandem geſehen worden ſei, ſtellte ſich, als dennoch Jemand im nächſten Garten ſichtbar wurde, in der gewohnten ſchmachtenden Stellung, nach dem Fenſter voll Verlangen und Sehnſucht ſchauend, hin, und eilte dann, als Alles ſtill und das Fenſter von dem Mädchen, welches wahrſcheinlich mit ihrem Liebhaber ein Stündchen geplaudert hatte, zu gemacht würde, voll Frohlocken über ſeine elende That, von dannen. —

Auf ſolche Weiſe war Mynheer zu den Brillanten gekommen, und hatte ſich wohl gehütet, einen zu vorſchnellen Gebrauch davon zu machen.

Dem armen Dienſtmädchen wurde für ihre Nachläſſigkeit, das Fenſter ſo ſpät offen gelaſſen zu haben, der jährliche Lohn entzogen, die Schuld wurde auf freche Diebseinſchleicher geſchoben — denn ſehr gefliſſentlich hatte der Holländer das Schubfach nicht wieder geſchloſſen, um die Anwendung eines Dietrichs vermuthen zu laſſen und

— die Polizei vermochte den Nehmer nicht herauszubringen. —

Der Holländer blinzelte ſeine Genoſſen prüfend an, er ſuchte gleichſam zu erforſchen, welche Wirkung der Theatercoup auf ſie hervorgebracht hätte. Dieſe aber blieben ziemlich einſylbig, Dieſtelberg ſchien ohnehin geiſtesabweſend und mit ganz anderen Dingen beſchäftigt zu ſein.

— Wat heſt Jy denn, Mynheer, geſallt Ju mein Schmuck nicht? Wollt Jy ein Geſchäft maken, und ſind Ju in Verlegenheit, ik kann helpen! ſagte der Holländer und gab ſich ein Air, welches, den Schmuck ausgenommen, nicht den geringſten Grund hatte.

— Nun, wovon ſprechen wir denn? Nichts Neues in der Stadt? ſagte der Holländer.

— Ja — Neues — ſagte Doctor Bertram. Wiſſen Sie ſchon, daß Rothbart die Madame Ferrand an Golfert abgetreten hat?

— Wat Jy ſagen, Mynheer, verſetzte der Holländer. Die wird ihm doch wohl zu theuer geworden ſein! Sie hat ihm aber auch viel gekoſtet; denk Ju den groten Putzladen — nein das war zu viel verlangt von Madame Ferrand — freilich ein ſchönes Weibſen — nun ſie wird damit zufrieden geweſen ſein, daß ihr Rothbart ſie an den Andern abgetreten hat.

Jetzt bekam Herr Dieſtelberg Worte, denn dieſe Stadt- und Staatsangelegenheiten, in der That auch ſehr wichtig für einen jungen und alten Mann von ächtem hamburgiſchen Caliber, ſchienen ihn zu intereſſiren.

— Ich muß immer lachen, ſagte alſo Dieſtelberg, wenn ſo eine Perſon von dem Einen an den Andern abgetreten wird, wie eine Waare, ein Stück Möbel, ein Pferd oder ein Hund —

— Nun, Mynheer, ſagte der Holländer, iſt das nicht ſehr gut, in Paris —

— Ja — in Paris laſſen die Griſetten ſich regelmäßig von den Studenten, Malern, Künſtlern, Lithographen ꝛc. abtreten.

— Aber ich bitte Sie, ſagte Dieſtelberg, wie kann man dieſes Syſtem auf unſere Suitier's anwenden! Es ſcheint mir doch etwas gewaltig Ordinaires und Rohes in dieſem Abtreten zu liegen. Das geht wohl an unter jungen Leuten, die eben anfangen in der Welt zu leben, aber ſo bei den jungen Herren, die doch Geld haben und etwas vorſtellen wollen — ich bitte Sie, da iſt dieſe Geſchichte doch ſehr ordinair.

— Mein Lieber, ereifern Sie ſich nicht, ſagte Doctor Bertram; in Hamburg machen wir uns nichts daraus, und Madame Ferrand wird ſich eben ſo wenig etwas daraus machen, wenn ſie ihren ſplendiden Putzladen nur fortſetzen und elegant wohnen und leben kann. Was weiß der Pöbel davon.

Wiſſen Sie aber auch, warum Rothbart Madame Ferrand abgetreten hat? Oh, er hat einen ſchönen Tauſch gemacht. Er hat jetzt ein Weibken, — ſagte der Holländer, nahm die vier Finger ſeiner rechten Hand zuſammen, drückte ſie gegen die Lippen und ſchmatzte, wie wenn man Kußhand wirft, ach!

— Ja, ſagte Doctor Bertram, ſie iſt nicht übel. Meinen Sie aber, daß mir etwas in der Hamburgiſchen chronique scandaleuse entgeht, ſo reich und mannigfaltig dieſe auch iſt? Ich ſage Ihnen, Mynheer, ich weiß mehr wie Sie Alle, ich bin in alle Verhältniſſe und Changen eingeweiht und — ich mache gerne mit, wenn's ſein kann. Die jungen noblen Männer und reichen Kaufmannsſöhne bilden in Hamburg den Adel und dieſer hat noch immer ſeine Paſſionen gehabt. Wer kann es den Reichen verdenken, wenn ſie gleichſam Muhamedaner werden, ſich immer die beſten und ſchönſten Mädchen und oft drei zugleich halten? Sehen Sie, das ſind noble Paſſionen, dieſe ſind immer das Geld werth.

— Aber, Mynheer, fing der Holländer wieder an, laſſen Sie uns noch ein wenig von der Carilla ſprechen. Es iſt ein propres Weiblein; ein ſchwarzer Tituskopf mit feurigen blitzenden Augen, eine Geſtalt, wie eine Puppe, nicht zu klein, ſchlank und doch voll — ach!

— Ja, ſagte Doctor Bertram, die iſt auch ſo her gekommen, wie manche Andere, um hier im Geheimen eine Zeit lang zu leben. Wiſſen Sie, ſie war in Paris verheirathet und kam von dort hierher. Die Kataſtrophe ihres Lebens, welche ſie hierher führte, war romantiſch genug, wenn auch etwas unheimlich. — Verſtehen Sie, fuhr der Erzähler fort mit näſelndem Tone, ſie fiel dem Tugendbund als Opfer. Man warf nach Carilla die Netze aus, ſie ließ ſich verlocken und fiel. Man ſchneidet ihr die Haare rund um den Kopf ab, zum Zeichen, daß ſie der Verſuchung, ſich andern Männern hinzugeben, nicht widerſtanden, man giebt ſie dem Schimpf und der Schande Preis, und ſchickt ſie ſo unter Thränen mit dem Wahrzeichen zu ihrem Gatten zurück. Carilla hatte Verſtand, Geſchicklichkeit und Talente genug, ſie ertrug die Schande in Paris nicht, ſie griff ſchnell zur Flucht und kam nach Hamburg. Auf der Reiſe wuchs ihr kurzes Haar ſchon ſo weit wieder, daß ſie ſich einen allerliebſten Tituskopf machen und ſo Intrigue ſpielen konnte. Ich kann mir denken, daß ſie für Rothbart ungemeinen Reiz haben muß, daß er ihr gerne ſein Gold in den Schooß wirft und ſo als Jupiter zur Danae zu ihr kommt. Sie wird ihm enorme Summen koſten, aber nehmen Sie auch die Romantik, welche das Weib umgiebt: Sie iſt jung und ſchön, ſie wurde von dem Tugendbund verführt und erlitt ihr Schickſal. Sie flüchtete — aus Paris — ich bitte Sie, liegt darin nicht ſehr viel Reiz! Rothbart hat einen vortrefflichen Tauſch gemacht, Madame Ferrand hat ihm viel Geld gekoſtet, ich weiß, ſie wurde ihm läſtig, er wäre ſie, wenn auch nur der Abwechſelung wegen, ſchon längſt gerne wieder los geweſen — jetzt machte es ſich, Golfert ließ ſich die Danae aufſchwatzen, er wird ſie auch nicht lange haben, wer weiß, an wen ſie dann übergeht — aber ich ſage Ihnen, Rothbart hat einen wundervollen Tauſch gemacht.

— Ja, ja, ſagte Mynheer, unſere chronique scandaleuse iſt prächtig. Dieſtelberg erhob ſich.

Er war wieder ſtiller geworden und hatte an der letzten Erzählung überhaupt wenig Theil genommen.

Das Kleeblatt löſte ſich auf und Jeder ging ſeinen beſonderen Weg.

VI.

Der Brandſtifter.

Die Wortloſigkeit Dieſtelberg's hatte beſondere Gründe, die wir dem Leſer ſo gleich entwickeln werden.

Dieſtelberg war im weitern Sinne Kaufmann und nannte ſich auch ſo, obgleich er eigentlich nur Commiſſions- und Speditionsgeſchäfte machte. Dazu gebraucht er einen Speicher, der, obſchon nicht alle Waaren und Gegenſtände, die hier gelagert wurden, zu ſeinem Betriebskreiſe gehörten, dennoch mit ſeinem bald größern bald kleineren Vorrath zu einer bedeutenden Summe gegen Feuersgefahr verſichert war.

Unſer Kaufmann hatte in der letzten Zeit auf mannigfaltige Weiſe an ſeinem Credit verloren, er machte daher nur geringen Umſatz und kam ſo zu ſagen von Tage zu Tage mehr herunter. Die Police war noch nicht abgelaufen, oder richtiger, ſie hatte erſt fünf Monate gelaufen, ſonſt würde es ihm wahrſcheinlich nicht gelungen ſein, bei ſolchen offenkundigen Verhältniſſen wieder um eine große Summe zu verſichern.

Dieſe Umſtände gingen Dieſtelberg fortwährend durch den Kopf, als er mit Mynheer und Doctor Bertram zuſammen war. Der Termin rückte immer näher, er war unrettbar verloren und jedes Wiederaufkommen ihm unmöglich gemacht, wenn — nicht die Police ihm noch Dienſte leiſtete.

Der Inhalt des Speichers war gerade in dieſem Augenblick von ſehr geringer Bedeutung. Außer einer Quantität Taback war wenig vorhanden, die Fäſſer, welche Oel enthalten ſollten, waren großen Theils nur mit Waſſer gefüllt. —

Dieſtelberg ging, tief in Gedanken, durch die Straßen dahin. Als er nicht weit mehr von ſeinem Hauſe entfernt war, lugte er verſtohlen umher, ob Bekannte ihn etwa ſähen oder ob aus ſeinem Hauſe Jemand herauskäme. Dann, ſtatt in daſſelbe hineinzugehen, ſchlug er den Weg nach ſeinem Speicher ein.

Schon beim Ausgehen gegen Abend hatte er den Schlüſſel vom Comtoir mit ſich genommen, was, da Alle ſich bereits entfernt hatten — es war Sonnabend Abend — Keinem auffallen oder bemerkbar werden konnte.

Er ſchloß leiſe auf, während er noch immer ſorgfältig umherſpähete, zog die Thüre, ohne ſie hinter ſich zu verſchließen, ebenſo leiſe wieder an, und tappte im Finſtern durch den untern Raum dahin und die Treppe hinauf.

Der Speicher war ziemlich tief und lag mit ſeinem einen Ende am Fleet.

Auf dem erſten Boden angekommen, ging Dieſtelberg nach dem Fleetende hin, wo noch einige Ballen Taback aufgeſtapelt lagen, denn verſchiedene andere Ballen waren gerade am heutigen Tage erſt weggeſchafft worden.

Er zog einige Blätter aus einem der Ballen heraus, ſuchte ſie an einer der Tonnen, welche wirklich Oel enthielt, mit dieſem zu benetzen, und ſtreute ſie dann, immer im tiefſten Dunkel dabei umhertappend, auf dem Boden umher, und zwar ſo, daß die letzten die Ballen und die Oeltonnen berührten. Dann holte er ein Käſtchen mit Zündhölzern aus der Taſche hervor, fuhr mit einem derſelben an einem Balken hinauf und hatte auf dieſe Weiſe jetzt Helligkeit genug, um ſchnell zu überblicken, ob Alles in der gehörigen Zurichtung ſei.

Die Luken des Speichers waren dicht verſchloſſen. Kein Schein konnte hindurch dringen. Dieſtelberg erwog dies prüfend und da er auf der andern Seite des Fleets ebenfalls Speicher wußte, in denen ſich um dieſe Zeit Niemand mehr befand, ſo konnte er ſicher ſein, auf keine Weiſe durch den kurzen Schein des brennenden Schwefelholzes verrathen zu werden.

Das erſte Schwefelholz war indeſſen ſchnell aufgebrannt und Dieſtelberg ſtand abermals im Dunkeln. Er hatte aber ſeine Abſicht bisher erreicht, nahm jetzt ein zweites Schwefelholz, ſtrich es an einem Balken und wollte eben damit einige mit Oel beſtrichene Tabacksblätter anzünden, als der Schein ihm, der ſich hier mutterſeelen allein und ſeit dem Eintreten unbeachtet wähnte, plötzlich eine menſchliche Geſtalt zeigte.

Dieſtelberg fuhr aufs höchſte erſchrocken zurück, behielt der Beſtürzung und des Zitterns an allen Gliedern ungeachtet, aber doch ſoviel Beſinnung, daß er die glimmenden Blätter, welche die Flamme des Schwefelholzes ſchon berührt hatte, wieder austrat.

Ringsum herrſchte abermals tiefe Finſterniß und kein Geräuſch ließ ſich vernehmen.

Die Beſtürzung und Überraſchung hatte ſich auf beiden Seiten wahrſcheinlich gleichmäßig erhoben. Der, welcher ſich allein auf dem Speicher wähnte, hatte natürlich die Sprache und Geiſtesgegenwart verloren, weil er ſich auf ſo verbrecheriſcher Fährte ertappt ſah. Und der Andere, noch Unbekannte, wagte in dieſer Situation entweder nicht zu reden, oder war ſelbſt über das, von dem er unwillkürlich und unerwartet Zeuge geweſen, erſtaunt worden.

Endlich bekam der noch immer zitternde Dieſtelberg die Beſinnung wieder und mit noch ſtotternder, zaghafter Stimme fragte er ziemlich leiſe: Wer iſt hier?

— Ich bin's!

— Dumme Antwort, ſagte Dieſtelberg und faßte durch dieſe kecke Entgegnung wieder Muth, — welcher Ich! Wie ſoll ich hier ſehen und wiſſen, wer der Ich iſt, hier, wo man keine Hand vor den Augen ſehen kann.

— Nun, bin ich doch Haman!

— So, ſagte Dieſtelberg, und ſchöpfte mit einem tiefen Athemzug gleichſam friſche Luft und neues Leben! — Sie ſind es. Wie kommen Sie aber hier her und was wollen Sie von mir?

— Werd' ich Ihnen, Herr Dieſtelberg, doch geben Antwort auf die erſte und die zweite Frage. Und ich weiß jetzt, daß Sie mir nicht zürnen werden, daß ich Ihnen hierher nachgegangen bin; — er machte bei den erſten Worten eine bezeichnende Bewegung mit der Hand, die aber natürlich von dem Spediteur nicht bemerkt werden konnte.

— Als Sie die Straße heraufkamen, da ſtand ich nahe bei ihrem Hauſe und wartete auf Sie, denn ich wußte, daß Sie aus waren und um dieſe Zeit nach Hauſe kommen mußten. Dann ging ich Ihnen hierher nach, weil es mir gelegen kam, Sie ganz allein ſprechen zu können.

— Nun, was weiter? ſagte Dieſtelberg ungeduldig. Es iſt recht jüdiſch, Einem ſo nachzuſchleichen, Sie verdienen, daß ich Sie gleich hinausſchmeißen laſſe.

— Nun, werden Sie mich doch nicht hinausſchmeißen, wenn Sie hören, was ich Ihnen anzubieten habe. Können Sie's doch vielleicht gebrauchen, was ſo ein Geſchäft'ge mit mir abwirft.

Obgleich Beide in dem ganzen Speicher zuverläſſig allein waren und man überhaupt weder hier noch dort etwas hören und ſehen konnte, ſo zog der Jude den Spediteur doch ganz leiſe auf die Seite und flüſterte ihm geheimnißvoll in die Ohren: Hören Sie, Herr Dieſtelberg, ich habe Silber, viel Silber, können Sie's gebrauchen und in die Welt bringen — verſtehen Sie — ich meine — ſo — — nun, Sie wiſſen ſchon, wenn ich Ihnen ſage Silber, gute Silberbarren und keine Drittels. Kann ich doch nicht trauen kleinen Händlern von unſ're Leut.

Der Jude erzählte nun an Dieſtelberg, was wir oben ſchon erzählt haben und der Leſer alſo bereits weiß, — Was! dieſer Kirchenraub! Du — warte, Jude, ſagte Dieſtelberg, auch wenn Du eigentlich nicht der Stehler biſt — es ſoll Dir doch theuer zu ſtehen kommen — Du darfſt mir nicht vom Fleck — ich gehe noch in dieſem Augenblick auf die Polizei —

So!? — fragte der Jude. Oh, Sie wollen wohl ſpaßen, Herr Dieſtelberg, — da geh' ich gleich mit, ſo haben wir im Loch Geſellſchaft. Sie denken wohl nicht daran, daß Sie eher auf dem Speicher waren als ich, und daß ich Sie ſtörte — Dieſtelberg fuhr zuſammen. Er ſchien das Vorhergehende und die ganze Situation dieſes ſeltſamen Rendezvous vergeſſen zu haben.

— Na, es mag d'rum ſein — ſprechen wir nicht mehr davon — lieber Haman, ſetzte Dieſtelberg nach einer Pauſe hinzu. — Wann wollen wir die Sache weiter überlegen? Ich kann mich darauf verlaſſen, daß das Ganze ein tiefes Geheimniß iſt?

— Freilich, freilich — beſtätigte der Jude, wäre der Dieb doch ſonſt längſt geköpft oder — über See gebracht, Sie wiſſen ja, wie man's hin und wieder wohl mit den Verbrechern macht, während die dummen Menſchen glauben, der Galgenſtrick, ſo mir Gott helf'! ſchmachte im Spinnhaus.

— Abgemacht. Gehen wir jetzt hinunter. Wir bürgen gegenſeitig, daß Keiner etwas verräth von dem was er geſehen und gehört hat. —

Freilich — wiederholte der Jude und ſtolperte auf der finſteren Treppe hinter dem Commiſſionair und Spediteur her, der im unteren Raum den Juden erſt durch die Thüröffnung ſpähen und dann behutſam davon ſchleichen hieß.

Dieſtelberg ſchloß von einwendig und kehrte durch eine Seitenthüre in ſein Haus zurück.

VII.

Der Goldarbeiter.

Dieſtelberg war ſehr gut bekannt, und befreundet mit einem Goldarbeiter in der Neuſtadt, der, obgleich er den größten Theil des Tages bei einem andern Juvelier und Goldarbeiter beſchäftigt und ſo gleichſam in deſſen Dienſt und Brod ſtand, doch ſchon ſeinen eigenen Laden hatte.

Da es nicht möglich war, die Silberbarren unmittelbar in Münze zu verwandeln oder ſie, nach den obwaltenden allzubekannten mißlichen Umſtänden Dieſtelbergs in die Bank zu bringen oder ſonſt zu verwerthen, was ohnfehlbar Verdacht erregt haben würde, ſo ſchien es dem Dieſtelberg am zweckmäßigſten zu ſein, mit dieſem Goldarbeiter in Verbindung zu treten.

Der Commiſſionär alſo, durch längeren Umgang und früher gehabte Unterredungen von der Geſinnung des Goldarbeiters, Namens Warrſung, aufs Beſte unterichtet, wozu namentlich gehörte, daß dieſer ſehr oft den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſein Geſchäft zu vergrößern, es koſte was es wolle, um ſo ſeinen überlegenen Collegen und Herrn auszuſtechen und ihm gewiſſe Brutalitäten und Impertinenzien vergelten zu können, — der Commiſſionär alſo ging zu dieſem und machte ihn mit ſeiner Abſicht und dem von dem Juden in Händen habenden Schatze bekannt.

Warrſung fuhr empor und glaubte ſeinen Ohren nicht zu trauen.

— Wie, ſagte er, eine ſolche Maſſe Silber, ſo viel Metall?

— Allerdings, ſagte Dieſtelberg, die Kiſte, wohl verpackt, ſoll heute Abend zu Ihnen gebracht werden, Sie werden ja ſehen.

— Beſter Freund, rief Warrſung und umarmte Dieſtelberg, Sie kommen mir wie ein Engel. Uns iſt beiden geholfen. Ich verarbeite das Silber, vergrößere meinen Laden und bin ſo endlich im Stande, meinen vorgerückten Collegen auszuſtechen. Warte — Du ſollſt mir lange genug die hoffärtige Seite gezeigt haben! — Aber liebſter Freund — Sie wollen augenblicklich Geld, nicht wahr? Wie machen wir das? Ich kann das Metall nicht ſo ſchnell, ſo ſchnell verarbeiten, ich muß langſam damit zu Werke gehen. Auch darf ich meine Sachen aus dem Laden nicht entfernen, ſonſt könnte ich davon nach dem Lombard bringen und ſo Ihnen wie Ihrem Juden, der doch immer ſein Theil behalten muß, Geld anſchaffen. Hem! Hem!

Es trat eine Pauſe ein, während Warrſung düſter vor ſich nieder ſah und verſchiedene Pläne zu erwägen ſchien. Endlich hob er leiſe den Kopf wieder in die Höhe, ſah Dieſtelberg mit einem ſtarren Blick an und ſprach: Warten Sie — geben Sie mir drei bis vier Tage Geduld, und ich verſpreche Ihnen ſchon einen bedeutenden Theil des mir anvertrauten Schatzes in klingender Münze abzutragen. Das Andere ſollen Sie haben, wenn ich mehr und mehr Metall verarbeitet habe. — Es weiß Niemand darum?

— Niemand, als Sie, ich und der Jude, der ſo ohne Verdienſt in den Beſitz gekommen iſt und mit dem wir ſchon fertig werden wollen.

— Gut, gut ſagte Warrſung und nahm ein etwas verſtörtes Anſehn an! Man konnte deutlich bemerken, daß eine gewiſſe Unruhe ſein Inneres bewegte, als habe er noch immer mit den bereits entworfenen Plänen zu ſchaffen.

— Heute iſt Dienſtag, ſagte Warrſung, als er ſeinen Vertrauten bis auf die Diele begleitet hatte und ihn hier noch bei der Hand gefaßt hielt — kommen Sie Sonnabend wieder — Sie ſollen jedenfalls nach meinen Kräften reel befriedigt werden.

Dieſtelberg ging. Warrſung kehrte in Gedanken verloren und über Pläne brütend auf ſein Arbeitszimmer zurück.

Es war Mitternacht, der Wächter rief zwölf und Warrſung ſaß immer noch an ſeinem Werktiſch. Seine Frau hatte ihn ſchon vor einer Stunde gerufen, allein er gab vor, noch nothwendig arbeiten zu müſſen. Er habe etwas übernommen, was fertig müſſe und die folgende Nacht werde er wahrſcheinlich bei einem Collegen bleiben, um ihm zu helfen. —

~~Dieſtelberg~~ hatte unter ſeinem Werktiſch mehrere Kaſten ſtehen, in denen ſich abgenutzte Zangen, halbe Schraubenſtöcke, Hämmer ohne Stiehle, Nägel und Schrauben von verſchiedener Größe befanden. Er ſuchte darin umher, nahm mehrere von den letztern, die anſcheinlich ſtark waren, legte ſie auf den Tiſch, ſetzte ſich dann an denſelben und fing mit der größten Behutſamkeit, ſo daß es nicht vielen Lärm machte, an zu feilen.

Als er ſo einige ſcharfe Schrauben zu Stande gebracht hatte, ſtand er auf und verwahrte ſie in ein beſonderes Schubfach.

Dann nahm er das Licht, ging leiſe über den Vorplatz nach der Bodenkammer hinauf, wo unter Feuerungsvorrath und den gewöhnlichen Polterkammer-Sachen auch Stricke und abgebrochene oder ganze Stöcke durcheinander lagen. Er nahm einige von den letzteren ſo wie auch zwei anſehnlich lange Stricke, die früher zu Zeugleinen gebraucht worden waren, und ging damit wieder in ſeine Arbeitsſtube hinunter. Warrſung legte die beiden Stricke der Länge nach auf den Boden, maß ſie durch Schritte, ſtand dann ſtill, ſprach leiſe vor ſich hin: „ja ſie werden reichen!“ — und fing ſofort an, eine Art Strickleiter zu verfertigen.

Als dieſe vollendet war, brach der Morgen bereits herein. Warrſung verwahrte Alles aufs Sorgfältigſte, prüfte noch einmal die Schrauben, verſuchte, ob ſie leicht und willig in das Gebälk hineingingen, ſchloß das Schubfach und ging dann von Müdigkeit und Aufregung völlig erſchöpft, zu Bette.

VIII.

Der Einbruch.

Man wird aus dem Vorhergehenden entnommen haben, daß Warrſung keineswegs in dürftigen Verhältniſſen lebte. Er ſtammte aus reſpectabler, wenn gleich nicht reicher Familie, hatte ſein gutes Einkommen, verdiente gleichſam doppelt, und hatte überhaupt noch nie das Drückende pecuniärer Verlegenheiten erfahren. Um ſo unbegreiflicher iſt und bleibt es daher, wie er ſich zu einer That entſchließen konnte, die ihn Zeit Lebens ſchändete und unglücklich machte.

Allein, wir haben geſehen, daß Neid und eine gewiſſe Ehrſucht in ſeinem Herzen wohnten. Darin ruhen die Motive der That, und ſind vielmehr am einfachſten daraus zu erklären, da uns jene ſonſt ein unbegreifliches Geheimniß bleiben würde. —

Warrſung war den ganzen Tag bei der Arbeit ſehr ſtill, gab einen kleinen häuslichen Zank als Urſache an und blieb am Abend länger wie gewöhnlich auf der Werkſtube ſeines Collegen. Dies konnte nicht im Geringſten auffallend ſein, da Warrſung volles Vertrauen genoß und der von ihm angegebene Grund hinreichend die Ueberzeugung gewährte, daß er wohl noch nicht gerne zu ſeiner Familie zurückkehren möchte.

Warrſung blieb alſo ziemlich ſpät, holte noch den Schlüſſel zum Schrank, in welchem ſich außer Gold- und Silberſachen auch einige Juwelen befanden, um, wie er ſagte, von dem einen Stück noch ein Modell zu nehmen.

Warrſung öffnete auch wirklich das Schrank, nahm aber nichts heraus, ſondern zog den Schlüſſel ab, ohne ihn vorher um zu drehen und klemmte die Thüre des Schrankes mit einem Streifen Papier nur ein, daß jenes verſchloſſen ſchien, ohne es zu ſein.

Da Warrſung wußte, daß ſo ſpät am Abend niemals mehr aus dem Silberſchrank Etwas geholt wurde, ſo konnte er ſicher ſein, mit dieſem argen Quiproque nicht entdeckt zu werden.

Auf dieſelbe Weiſe verfuhr er mit einem der Fenſter, welches, beiläufig bemerkt, zu der zweiten Etage gehörte, die wegen des unter dem Hauſe befindlichen Kellers und der anſehnlichen Dimenſionen aber ſchon beſonders hoch war. Das Fenſter wurde nur eingeklemmt, die Haken hingen gelöſt herunter.

Als Warrſung dies vollbracht hatte, ging er hinunter, lieferte mit Ruhe den Schlüſſel ab, ſagte noch, daß Alles wieder gut und wohl verſchloſſen ſei und empfahl ſich.

Er ging nach ſeiner Wohnung, verweilte einige Augenblicke auf ſeiner Arbeitsſtube, nahm dann, als er ſich ganz allein und unbeachtet ſah, aus dem Schubfach die Strickleiter und Schrauben heraus, verbarg ſie ſorgfältig unter ſeinem Rock und eilte dann, indem er auf der Diele dem Mädchen nur noch zu rief: Ob eine Kiſte gebracht ſei? — welches bejahet wurde — und daß er dieſe Nacht zu arbeiten habe, alſo nicht nach Hauſe komme, zur Thüre hinaus.

Warrſung ſpazierte erſt auf dem Walle, dann in den Straßen unruhig auf und nieder. Er ſtand oft ſtill, ſchien zu überlegen, ſah zu verſchiedenen Malen an den Häuſern hinauf, blieb auf den Brücken ſieben, und ging dann haſtig ohne ſich umzuſehen weiter.

Dieſes ſeltſame Benehmen machte hin und wieder die Nachwächter aufmerkſam auf ihn. Allein da er ein reſpectabler Mann und gewiſſermaßen angeſehener Bürger war, ſo gaben jene nicht weiter Achtung auf ihn und ließen ihn gewähren.

Zuletzt drückte Warrſung, nicht weit von dem Hauſe, in welchem er des Tages immer war, ſich in eine Art Kellerverſchlag, in welchem einige große Karren an Ketten über und neben einander geſchloſſen gleichſam unter Dach und Fach gebracht waren, gefliſſentlich ſo eng und klein zuſammen, daß er nicht im Geringſten bemerkt werden konnte.

Von hieraus konnte er genau ſowohl das Haus als auch die Wächter und ihr Benehmen, ob ſie riefen, gingen, ſaßen, wachten oder ſchliefen — genau überſehen.

Warrſung hatte etwa eine Stunde hier zuſammengekauert geſeſſen, als die Uhren halb zwei ſchlugen und die Wächter ſaumſeliger zu werden ſchienen. Dennoch tauchten wieder Zweie derſelben auf, riefen mit zäher, heiſerer Stimme die ſchon vorübergegangene Stunde ab und ſagten dann ſchnarrend und ſchlaftrunken zu einander, daß nun wohl eine Stunde bis zur Ablöſung, die auch nicht ſo präciſe kommen würde, geruhet werden könnte.

Dieſen Moment nahm der Goldarbeiter wahr. Als die Wächter ſich langſamen Schrittes entfernt hatten, ſchlich er ſchnell mit ſeiner Strickleiter, die er ſchon vorher auseinandergewickelt hatte, aus dem Verſteck hervor, eilte dem bewußten Hauſe zu und fing ſchnell doch leiſe mit den Schrauben an zu arbeiten.

Dieſes Experiment wurde mit einer ungemeinen Geſchicklichkeit ausgeführt; es verging kaum eine halbe Stunde, ſo hatte Warrſung das Fenſter erreicht, war hineingeſtiegen, hatte nun erſt die Strickleiter am Fenſterpfoſten befeſtigt, um beim beſchwerlichern Hinunterſteigen mit dem Silbergeräth, ſich jener leichter, ſicherer und bequemer zu bedienen, und war, ehe die Wächter noch zu Drei gerufen hatten, mit ſeiner Beute davon.

IX.

Der Verrath.

Wenn wir unſere Leſer ſoviel mit der Demoraliſation geſchlechtlicher Conflicte behelligen und beläſtigen müſſen, ſo liegt dies durchaus in den Hamburgiſchen Verhältniſſen. Was ſich anderwärts auf Armuth und Banditerei und erbärmliche Verworfenheit zurückführen läßt, das weiſt in Hamburg in allen möglichen Variationen auf den Leichtſinn und die Sittenloſigkeit phyſiſcher Zuſtände hin. Dieſe frivole Wildheit iſt zu ſehr eingeriſſen; wenn die Polizei auch wirklich mehr thäte, als ſie gegenwärtig thut, ſo würde ihr es doch ſchwer werden, dieſes Unweſen der femmes entretenue's einigermaßen auszurotten. Der Alte von ſiebenzig Jahren wie der Junge von zwanzig Jahren, ſobald er über das nöthige Geld disponiren kann, hat — ſeine geheime Maitreſſe. Es giebt Gegenden und Straßen, die ſozu ſagen von unterhaltenen Perſonen wimmeln. Es iſt dies eine ſchauderhafte aber wahre Thatſache in der Hamburgiſchen Statiſtick. Freilich tragen die Maſſe des umlaufenden Geldes, die Summe der kaufmänniſchen Salaire, die Leichtigkeit des Erwerbes und das eigene Genre der Lebensanſicht das Ihrige dazu bei, um dieſe Richtung weniger gehäſſig, auffällig und verfolgt zu machen. Weil Geld hier den Mann macht, ſo ſieht man nicht ein, warum der Jüngere nicht eben ſo gut wie der Ältere den — Herren ſpielen ſollte. Viele ziehen es vor, in dieſer Art als Hageſtolze zu leben, weil ſie dann, wie es oben ſchon vorgekommen, von Zeit zu Zeit nach Luſt und Laune wechſeln können. Wenn ſich irgendwie und irgendwo eine Parallele mit gewiſſen Partien des ſinkenden römiſchen Kaiſerreiches darbietet, ſo iſt es hier — in Hamburg. Man ſpricht ſo viel von dem Leichtſinn und der Liederlichkeit der Pariſer; ich rechne es mir mit vollem Bewußtſein zum Verdienſt an, dieſe Schattenſeite, unbefangen mit der Camera obſcura beleuchtet, die „noblen Paſſionen“ der Hamburger Herrenwelt daguerreotypirt zu haben, und will es dann gerne erdulden, daß Recenſenten mein Buch gemein und nicht pariſiſch d. h. hier erlogen greuel- und frazzenhaft finden. Hamburg iſt Hamburg, es hat Myſterien ſeiner Art, Jammer genug, daß hier wo die Galeerenſträflinge mit den Mälern an Händen und Füßen fehlen, dennoch andere Sträflinge frei umhergehen, die jene Mäler im Geſicht oder auf dem Kopfe tragen! —

Ich bitte um Entſchuldigung für dieſe Abſchweiſung. Sie ſchien mir nothwendig; denn ich muß abermals mein Lied nach der alten Weiſe ſingen, wenn ich folgendermaßen fortfahre.

Warrſung unterhielt eine Jüdin, ein Mädchen von etwa ſechs und zwanzig Jahren. Dieſes Mädchen war ſtattlich gewachſen, ohne im Geringſten eine Schönheit zu ſein, hatte ſchwarzes Haar, große ſchwarze Augen, ein auffallend längliches Geſicht, eine etwas gebogene Naſe und wußte beſonders durch die feine Intrigue ihres Weſens zu intereſſiren

Weil dieſes Mädchen ſchon ſechs und zwanzig Jahr zählte, ſo kann man abnehmen, daß ſie überhaupt nicht unerfahren war und eine große Schlauheit und durchdringende Klugheit beſaß. Aline hatte durch dieſe ihre natürlichen und erworbenen Eigenſchaften der Polizei bei manchen ihrer Nachſpürungen ſchon gute Dienſte geleiſtet, und ſie ſtand für dieſen Zweck in einem gewiſſen jeſuitiſchen Verkehr mit Allen, die ſie kannte. Doch müſſen wir hinzuſetzen, daß ſie ihre Fragen und Geſpräche immer ſo leitete, daß Niemand das Geringſte von ihren Abſichten merkte. Aline war die Traulichkeit und Zärtlichkeit ſelbſt, während eine Schlange in ihrem Buſen ſich regte. Dieſe Eigenſchaft hatte ſie einſt bei ſich entdeckt, als ſie zufällig die Mithelferin zur Entdeckung eines Verbrechens wurde.

Seit dem übte ſie das Talent gefliſſentlich, gab Geſellſchaften, die, ganz im Geheimen aus zehn bis zwölf jungen Leuten beſtanden, kredenzte den Punſch reichlich und wußte aus den Reden jedes Mal ihren Vortheil zu ziehen.

Dieſer weibliche Jeſuit alſo war jetzt die Maitreſſe Warrſungs geworden.

Einige Tage nach jenem nächtlichen Ereigniß war Warrſung bei Aline, und dieſe zeigte ſich ungewöhnlich ſtill, ſpröde und zurückhaltend.

Es konnte nicht fehlen, daß der ſehr gewagte Diebſtahl ſchnell wie ein Lauffeuer durch die Stadt ging. Die Polizei, mit ihrer bekannten Vielſeitigkeit und Gewandtheit, warf ſogleich ihr Netz aus, man ſchöpfte Verdacht, aber es war nicht möglich, unmittelbar auf den zunächſt liegenden Verdacht zuzugreifen. Man mußte, wenn nicht vor der Perſon, ſo doch vor den Familien-Angehörigen die nothwendigen Rückſichten beobachten. Und dies um ſo mehr, als man ſich des Zweifels und Unglaubens, bei den bekannten keineswegs ungünſtigen Lebensverhältniſſen nicht erwähren konnte oder mochte.

Warrſung war höchſt ruhig und unbefangen, er hatte ſich am Morgen nach der That zur gehörigen Stunde eingefunden und zeigte ſich nicht wenig erſtaunt und erbittert über den frechen Dieb.

Daß Aline von Warrſung unterhalten wurde, war bekannt, wenigſtens der Polizei, und diejenigen, welche mit dieſer in Verbindung ſtanden oder im Geheimen für ſie wirken und horchen konnten, ſuchten daher zunächſt bei Aline ſich Beiſtand und Erkundigung zu holen. —

Aline alſo war an jenem Abend, gegen Warrſung ſehr zurückhaltend und ſtumm. Letzterem mußte dies auffallen, doch faßte er ſich und ſchöpfte nicht den geringſten Argwohn über etwaige Gründe, da er von dem Spionsgeiſte und dem jeſuitiſchen Treiben ſeiner Geliebten nie etwas in Erfahrung gebracht hatte.

Der Menſch iſt ſchwach, wenn er liebt, pflegt man zu ſagen. Warrſung liebte nun zwar nicht eigentlich, aber er betrug ſich doch gegen ſeine Maitreſſe ohne Argwohn.

— Was iſt Dir, mein Kind? fragte Warrſung und ſetzte ſich neben die Schmollende. Bin ich dir zu lange weggeblieben?

— Aline ſchwieg und ſah ihn nur mit einem ſcheelen, durchdringenden Seitenblick an.

Warrſung wurde wirklich überraſcht durch dieſe Miene, mit der er noch nie betrachtet worden war.

— Sollte ſie — ? frug er ſich leiſe, — ſollte ſie auf dich Verdacht werfen und — dich verabſcheuen, durchfuhr es ihn wie ein Blitz. — Aber, wie wäre das möglich — wie könnte ſie — die dir immer ſo ergeben war — nein, nein, ſie iſt aufrichtig, unbefangen, ſie würde anders geſtimmt, befangen, verwirrt ſein. —

Dieſe und ähnliche Gedanken fuhren durch Warrſung's Seele; dann hub er wieder an:

— Aline, wenn ich nur wüßte womit ich dich erzürnt habe, oder womit ich dich mir wieder befreunden kann?

— Du frägſt noch, Du? ſagte ſie und ſah ihn mit einem ähnlichen Blick wie vorhin an. — Was hab ich denn von meinem Leben, was hab ich denn von Dir? Das Bischen Unterhalt, nichts weiter. Hab ich wohl je eine Freude, machſt du mir wohl je ein Geſchenk — nein, nein, nein, obgleich Du Alles um und bei Dir haſt, und tauſendmal ſagſt, daß Du mich liebſt mehr, vielmehr wie — und dennoch! — oh, geh, geh, ich will nichts mehr von Dir hören, ich werde ſchon ſonſt Jemanden finden, der mir das Wenige giebt, und der nicht halb ſo gut geſtellt iſt, nicht halb ſo viel vermag als Du — wenn Du nur willſt.

— Was kann ich denn thun, Aline?

— Du frägſt noch? Wie lange hab' ich dir nicht ſchon geſagt, daß ich nur einen kleinen ächten Schmuck. —

— Aber hab' ich denn den in meinem Laden?

— Wenn Du auch nicht ſelbſt ihn haſt, ſo haben ihn doch andere Leute, und es koſtet dich nur ein Wort, den bloßen Willen — es macht dir wenig Koſten, wenn Du —

Aline weinte. Sie legte ihren Kopf auf das Sophakiſſen und lugte mit einem ſcharfen, prüfenden Blick, der ganz das Gegentheil von ihren Thränen ausdrückte, zwiſchen ihrer Schulter und dem über den Kopf geſchlagenen Arm hindurch.

Warrſung bemerkte dieſen Rabenblick nicht, er ſaß wie in Gedanken verloren da, ſprach leiſe: Wie Du doch — nun ja — ich kann es — wenn Du durchaus willſt, daß — und ſah feſt auf den Boden hin.

Dann ſprang er auf, warf ſich vor ſeiner Maitreſſe auf die Knie, bog ihr den Kopf auf die Seite, ſah ihr in die nun wieder ſchwermüthigen Augen und ſprach: Ja, Aline, du ſollſt haben, was Du wünſcheſt — Du ſollſt ſehen wie ich Dich lieb habe! Morgen, Morgen, ich werde Dir einen Schmuck bringen — aber dann ſei mein, bleibe auch mein, ſei aufrichtig, treu gegen mich — Du!

Und Aline umſchlang ihn und küßte ihn.

— Nun biſt Du wieder ganz mein, und ich dein geliebtes Weib! rief ſie mit ſchmachtender Hingebung und hing ſich voll Zärtlichkeit an ſeinen Hals. Morgen, Morgen widerholte ſie, laut und ſcherzte und koſete, o! wie werde ich glücklich ſein. Dann ſtand ſie auf, ging einige Male im Zimmer auf und nieder, blieb vor dem Spiegel ſtehen, ſah ſich ſelbſt prüfend und wie ihre Blicke und Mienen ſtudierend hinein, und ſagte leiſe vor ſich hin: Es iſt richtig! Alſo — doch!

Warrſung deutete die Worte auf ſich und ſein ebengethaenes Verſprechen; er würde ſie vielleicht nicht ſo gedeutet haben, wenn Aline ihm nicht den Rücken zugewandt und mit dieſem den ſchmalen Spiegel faſt ganz bedeckt hätte; er würde dann vielleicht inne geworden ſein, daß der ſchlaue verſchmitzte Zug um den lächelnden Mund, der sataniſche Funke in dem ſchwarzen, ſtechenden, halb zugekniffenen Auge, einen — andern Grund und eine andere Beziehung haben mußte. —

X.

Auf dem Meer.

Das ſchöne kupferbodene ſchnellſegelnde Schiff „Learoſa,“ mit einer reichen Ladung verſehen, hatte, ſobald die Elbe vom Treibeis befreit war und der erſte, beſte günſtige Wind es möglich machte, Kurhaven zu erreichen, den hamburger Hafen verlaſſen.

Außer der Waarenladung, einigen Kanonen, zur Vertheidigung gegen etwaige Kaper, dem Capitain, Steuermann und acht Matroſen befanden ſich auf der „Learoſa“ noch zwei Paſſagiere.

Für dieſe beiden Paſſagiere war eine eigene Cajüte eingerichtet die beſtändig geſchloſſen war und erſt dann geöffnet wurde, als man die Fahrt durch den Kanal glücklich zurückgelegt hatte.

Die Männer, welche ſich in der Cajüte eingeſchloſſen befanden, waren — Hamburger. Wenn ſie nicht ſchliefen oder gedankenlos hindämmerten, unterhielten ſie ſich von — der Vergangenheit. War dieſe denn ſo reichhaltig und intereſſant, oder vielleicht gar merkwürdig und pikant für ſie? Es ſcheint ſo; denn wenn man ihre Unterredung belauſchte, ſo zeigte dieſe einen ganz eigenthümlichen

Charakter und deutete auf außerordentliche, erſchütternde Vorfälle.

Zuerſt ſchien auch eine gewiſſe Feindſeligkeit und Gehäſſigkeit des Einen gegen den Andern obzuwalten, aber je weiter man in See kam, je höher die Wellen gingen, deſto ruhiger und verſöhnender wurden die Gemüther.

Man hatte den nördlichen Wendekreis überſchritten, der Himmel glänzte in aller Pracht ſüdlicher Bläue und Klarheit, das Meer ſtrahlte purpurn und golden, die Sonne glühte auf das Verdeck des Schiffes herab.

Die „Learoſa,“ welche ſich erſt immer öſtlich hielt, nahm ihre Richtung jetzt mehr weſtlich und ſteuerte quer durch den Ocean. Ihre Abſicht war offenbar um die äußerſte Spitze von Süd-Amerika herumzufahren. Allerdings — das Ziel ihrer Ladung war Valparaiſo!

— Was war Dir heißer — frägt der Eine: — als der Speicher hinter Dir brannte oder —?

— Als Du die Fenſterfahrt machteſt, fiel ihm der Andere in die Rede.

— Na, verſetzte der Erſte, wir können doch Beide ſagen, daß wir ſchon ein Mal im Feuer geſtanden haben — denn — etwas warm wird Einem immer bei der Sache.

— Ich wollte doch, daß der verdammte Jude mich das erſte Mal nicht geſtört hätte. Damals war es der rechte Zeitpunkt. Das zweite Mal, ſo kurz vor dem ablaufenden Termin. —

— Ach was, ſagte der Andere, wir müſſen unſer eingebrocktes Gericht nun auch auseſſen. Was ſollen wir noch davon reden? Beſſer hier in der Sonnenhitze als drinnen im Loch bei all' dem Geſindel und wohl gar wie alte Weiber am Spinnrad ſitzen. Der Vorſchlag war vernünftig, die Methode iſt nicht übel. Ich finde viel Manier und Humanität darin.

— Freilich, einſtecken, ſitzen und ſchwitzen laſſen, koſtet Geld, und was hat man davon, wenn wir einige Jahre ausharren! Man läßt den Reſpect gegen die Familien, gegen uns nicht außer Acht — gut das. Mag das Volk nun glauben, daß wir hinter den ſpaniſchen Gardinen ſitzen — es iſt all' Eins. Es paſſirt überall und unter Allen viel Menſchliches. Wollte man Alle hängen, köpfen, einſtecken, man hätte genug zu thun, nur damit fertig zu werden.

— Landesverweiſung — Zeit Lebens — das iſt nobel — verſetzte der Andere wieder. Es wollte dort ja nicht gehn — wer weiß, ob uns in der neuen Welt nicht ein neuer Stern des Glückes aufgeht. Es iſt eine Stimme oder Fügung des Schickſals, welches uns einen neuen Boden anweiſt, einen Boden, auf dem ſchon mancher arme Teufel, der noch nie etwas war und hatte in der Welt, ein reicher und wohlhabender Mann wurde. Alſo friſchen Muth — friſche Speculation — ich denke, bei unſern Erfahrungen kann es uns nicht fehlen!

Es war Mitternacht. Obgleich die „Learoſa“ ſich in der klaren, ſüdlichen Zone befand, wo die Nacht nichts weiter als ein trüber nordiſcher Tag iſt, hatte ſich der Horizont doch verfinſtert.

Eine tiefe Stille herrſchte auf dem Meere, als Vorbote des hereinbrechenden Orkanes, während immer mehr ſchwarze Wolken ſich am Himmel zuſammenzogen.

Blitze leuchteten. Die Meervögel umflatterten ängſtlich Raaen und Maſten.

Die Schiffsglocke gab das Signal. Die Stimme des Capitain's donnerte auf dem Verdeck. Die Segel und Taue wurden unſtät, als fürchteten ſie ſelbſt ſich vor dem bevorſtehenden Augenblick. Alle Matroſen eilten auf das Verdeck — nur die verbannten Sträflinge, Warrſung und Dieſtelberg blieben in ihrer Kajüte.

Immer mächtiger wurde der Lärm, immer größer die Anſtrengung, der Segel durch Einreffen habhaft zu werden.

Donner krachten, Blitze leuchteten, die Wellen erhoben ſich mächtiger und brauſender am Backbord.

Die Stimme des Capitains wurde immer lauter, als wollte ſie das Brauſen des Sturmes übertäuben. Flüche und Stöße, wie mit einer Axt ließen ſich auf dem Verdeck vernehmen. Einzelne Matroſen eilten brummend und mit verſchiedenen Gegenſtänden um ſich werfend in den Schiffsraum hinab.

— Wir haben gar nicht den rechten Cours gehabt! —

— Donnerwetter, ſchweig' oder ich ſchlage Dir das Gehirn mit dem Schiffshaken ein! — donnerte es dagegen. —

Dieſtelberg ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſinnend da. Erſt waren ſeine Augen ſtarr auf den Boden gerichtet, dann lugten ſie unſtät auf die Seite und auf den in ſeiner Koje liegenden Warrſung hinüber.

Ein Matroſe rannte an der Kajüte vorüber, er ſtieß an die Thüre und dieſe ſprang auf.

— Macht Euch bereit, ſagte der Matroſe mit rauher Kehle, Ihr kommt jetzt doch zu ſitzen, und zwar tief auf dem Grund, wenn ihr nicht funfzig Meilen weit ſchwimmen könnt.

— Was? fragte Dieſtelberg und ſah den Matroſen an, mit dem er ſich während der Fahrt ſchon mehrmals freundlich eingelaſſen hatte.

— Nun, wir ſind verloren, verſetzte jener, der Steuermann ſagt's ja, der Capitain hat gar den rechten Cours nicht gehabt, wir können jeden Augenblick feſt ſitzen!

— Was, erſaufen — durch den Capitain! rief Dieſtelberg, hat man uns nicht Leben und Freiheit verſprochen! Nach einer Pauſe, in der er die Fauſt ballte, in der Kajüte, ſoviel es die Dunkelheit erlaubte umhertaſtete, ſprang er empor und eilte dem Matroſen nach auf's Verdeck. Matroſen, auf! rief er, was kehrt Ihr Euch an den Capitain. Hat man uns dazu auf die See geſchickt, um uns durch die Ungeſchicklichkeit des Capitain's wie junge Hunde zu erſäufen, die vor dem neunten Tag nicht ſehen können!

— Donner und Sturm! brüllte der Capitain. Will'ſt Du Satan bald wieder in die Kajüte hinunter, Du Mordbrenner, oder —

— Matroſen, ich verſpreche Euch noch ein Mal ſo viel als dieſe Ladung enthält; das Schiff iſt Euer — Steuermann! —

Das Getümmel, vom Donner, von Flüchen und Schiffslärm unterbrochen wurde immer lauter und verworrener.

Dieſtelberg ſtand auf dem Verdeck, hielt den Hauptmaſt umſchlungen und rief wie wahnſinnig den Matroſen zu.

Unterdeſſen war der Capitain in die Cajüte hinunter geeilt und hatte aus einer Kiſte eine alte Piſtole nebſt Pulverhorn hervorgeholt. Aber die Kugeln fehlten; der Capitain ſuchte mit dumpfer, ſtummer Haſt in allen Ecken, — ſie waren nicht zu finden. Ohne ſich lange zu beſinnen, langte er in die Taſche, holte ſein Taſchenmeſſer hervor, ließ es in den Lauf gleiten und eilte auf's Verdeck zurück.

Die Piſtole knallte, obgleich vom Sturme übertäubt, das Gehirn Dieſtelberg's ſprützte am Maſt mit dem Schaum einer Woge auseinander, die den hinfallenden Körper mit über Bord nahm — dann trat plötzlich, nicht bloß auf dem Deck ſondern auch in der aufgeregten Natur eine momentane Stille ein.

— Mein Recht! ſagte der Capitain und ſchleuderte die Piſtole auf's Deck hin. So — jetzt gehorcht, oder ich ſchieße Euch Alle mit einer Kanone nieder.

Er hatte dieſe Worte kaum geſprochen, als eine neue mächtige Welle über das Deck hinfuhr und das Schiff von einem gewaltig krachenden Ruck erſchüttert wurde.

Der Kiel ſaß feſt.

— Böötk hinaus! rief der Capitain. Im Nu war der Befehl vollzogen, und die Mannſchaft mit Capitain und Steuermann geborgen.

Nur Einer ſtürzte beim Hinunterſteigen in's Boot über Bord und wurde von den brauſenden Wogen verſchlungen — Warrſung. —

XI.

Die Kinderleiche.

Es war ein rauher Wintertag, der dickſte Nebel bedeckte die Erde und ein moosartiger Reif umgab die ſtarren Gerippe der Bäume. Es ward Abend, die Laternen, in dem Nebel kaum einigen Schein von ſich werfend, wurden eben angezündet und man läutete bereits zur Sperre, als ein junger Mann mit raſchen, faſt furchtſamen Schritten zum Thore hinausging.

Wir ſagen mit „furchtſamen Schritten“, und können hinzuſetzen, daß ſeine ſcheu umhergeworfenen Blicke, ſeine kurzen, ſchnellen Schritte, ſein ganzes ſchüchternes Weſen dieſes Beiwort vollkommen rechtfertigen.

Dieſer junge Mann trug einen langen blauen Mantel, den er vorne ſorgfältig zuſammenhielt, offenbar in der Abſicht, damit etwas darunter Verborgenes nicht bemerkt werden möchte.

Er ſchlug ſeinen Weg nach dem nächſten Begräbnißplatz ein. Hier eingetreten, ging er den einen Weg mit großer Haſt hinauf und den anderen wieder hinunter. Es war alſo nicht ſeine Abſicht, hier ein Monument, eine Grabſchrift, oder ſonſt eine theure Ruheſtätte zu ſuchen.

Endlich ſtand er plötzlich ſtill, blickte ſchüchtern um ſich, ſah durch die Zweige der Trauerweiden und Cypreſſen und den dichten Nebel nach dem ſchimmernden Licht in dem weißen Hauſe des Todtengräbers hinüber, und eilte dann gleichſam querfeldein über Gräber und Steine dahin.

Die aufgeworfene Erde, die umherliegenden Schädel- und Beinknochen, die morſchen Bretter vermoderter Särge zeigten an, daß hier eine neue Grube gegraben war, um eine Menge Särge, über und neben einander, aufzunehmen und dann kaum zwei Fuß hoch mit Erde überſchüttet zu werden, worein dann Jeder, der hier einen Angehörigen, eine Mutter oder Geliebte gebettet hat, ſein kleines ſchwarzes Kreuz mit den wenigen weißen Schriftzügen aufrichten kann, um ſo doch wenigſtens im Allgemeinen die Stelle zu kennen, wo ſein Theuerſtes ruht. Denn ein geſonderter, wohlbegränzter Platz iſt nur dem Reichen beſchieden, der vielleicht nicht ſo viel Gefühl hat, als jener Aermere, deſſen Herz wohl dieſen einzigen Troſt, hier einſam und beſtimmt ſein Theuerſtes ſuchen — und finden zu können, verdient hätte. —

Der junge Mann ſchlug jetzt ſeinen Mantel von einander, legte den mit einem Tuch umwundenen Gegenſtand auf die kalte, ſtarr gefrorne Erde hin und verſuchte eines der Bretter wegzunehmen, die über die Grube nahe an einander gelegt waren. Aber — die Bretter waren feſtgefroren — und als er endlich eins losgeriſſen hatte und, ſo viel er vermochte, in die Grube hinabſah, da bemerkte er, daß ſie noch völlig leer und ſehr tief war. — Wir müſſen für unſere Leſer hinzuſetzen, daß es die Abſicht des jungen Mannes war, möglichen Falls eine halbgefüllte Grube zu ſuchen, — und — fürwahr mit einer gewiſſen Keckheit! — ſeinen Gegenſtand zwiſchen den Särgen zu verbergen.

Als der junge Mann nun die große, tiefe und noch völlig leere Grube ſah, da ſchauerte er unwillkürlich zuſammen, denn er vermochte es nicht, ſeinen Gegenſtand dort ohne Gefühl und mit kalter Hand nur ſo gleichgültig hinabzuwerfen.

Er legte alſo das losgeriſſene Brett wieder hin, nahm ſein myſteriöſes Bündel wieder unter Arm und Mantel und ſchritt langſamer und nachdenklicher als er gekommen war, auf die Wohnung des Todtengräbers zu.

Er klopfte dreimal mit einer gewiſſen Beklommenheit an die Thüre. Niemand antwortete. Er klopfte nochmals mit drei Schlägen, und zwar etwas beherzter, an. Jetzt ließ ſich hinter dem Vorhang des erleuchteten Fenſters ein leiſes Gemurmel vernehmen. Nach einer Pauſe ſprach eine männliche Perſon mit auffahrender Stimme: „Ich muß doch ſehen, ob denn dort mein Beſchützer und Freund, der Tod ſelbſt, mir Etwas bringen will.“

Die Thüre ging auf und der junge Mann fuhr einige Schritte zurück, als der Todtengräber haſtig heraustrat und rief: „Na — wer iſt denn da?“ Jetzt den jungen Mann im blauen Mantel erblickend, ſagte er: „Aber warum wollen Sie uns hier den einſchüchtern? Warum kommen Sie nicht herein?“

„Ach, hören Sie,“ ſagte der junge Mann mit beklommener Stimme, „dürfte ich Sie wohl einen Augenblick erſuchen, mit mir zu kommen?“

„Wohin? es iſt ſchon nach Sperre.“

„Nein, nicht weit; nur hier einen Gang auf dem Kirchhof mit hinauf.“

„Meinetwegen,“ ſagte der Todtengräber, und brummte dann wie verwundert einige unklare Worte vor ſich hin.

„Herr Todtengräber,“ ſagte jetzt der junge Mann, als ſie den einen Gang zwiſchen den Gräbern halb hinaufgegangen waren, „ich — habe hier ein Kind — das ſollen Sie beerdigen,“ fügte er mit faſt zitternder Stimme hinzu, und zeigte dabei, indem er den Mantel zurückſchlug, das Bündel, welches er unter dem Arme trug.

„Ein Kind — das bringen Sie — ganz allein — noch ſo ſpät, und — ohne Sarg, nur — in ein Tuch eingewickelt?“ ſagte der Todtengräber halb erſtaunt, halb wie ungläubig lächelnd.

„Ja,“ ſagte der junge Mann und nahm einen gewiſſen wehmüthig herzlichen Ton an; „thun Sie es, ich bitte Sie inſtändig — es ſcheint Ihnen ſonderbar — es muß Ihnen auffallen, daß ich ſo allein, in dieſem Aufzuge, bei Nacht und Nebel zu Ihnen komme, — es ſieht romanhaft, oder wie man jetzt lieber ſagt, ſehr romantiſch aus; allein

— ich bitte Sie, thun Sie mir den Gefallen, ſetzen Sie das Kind bei.“

„Nein, mein Lieber,“ ſagte der Todtengräber, „das kann und darf ich nicht, ohne daß ich weiß, woher das Kind denn eigentlich kommt. Laſſen Sie ſehen, ich kann es nicht glauben, — iſt es denn überhaupt auch wahr?“ — Dabei nahm er das Bündel in die Hand, ſchlug das weiße Tuch auseinander und erblickte bei'm falben Zwielichtſchein des Mondes, der in dieſem Augenblick gerade durch die ſchwarzen ſich am Himmel zeigenden Gewölke und den ſich zertheilenden, lichtenden Nebel mit ſeiner feurigen, aber matten Scheibe hindurch ſah, — ein etwa ſechs bis acht Monate altes menſchliches Weſen.

Der Todtengräber faltete das Tuch wieder zuſammen, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Sie haben ſich nun überzeugt.“

„Ja,“ ſagte der Todtengräber ziemlich einſylbig, „was hilft mir das, ſo lange ich nicht weiß — und überhaupt —“

„Wenn ich Ihnen nun ſage, daß es das Kind einer — jungen — Schauſpielerin iſt,“ hub der junge Mann mit langſamen Worten wieder an, — „Sie wiſſen wie es geht — Sie will nicht gerne das Anſehen haben — nun, Sie verſtehen mich ſchon.“

„Meinetwegen, Schauſpielerin oder nicht, — leichtfertig oder nicht, — ich darf meine Pflicht nicht verletzen und hier auf meinem Gebiet ſolche Heimlichkeiten dulden oder gar begünſtigen. Ich ſehe Sie für einen ordentlichen und gebildeten jungen Mann an, der ſich nur aus unüberlegtem Eifer einen Liebesdienſt aufgebürdet hat, den er nicht ausführen kann und darf. Es iſt allerdings ein ſehr ſonderbarer und, wie Sie es nennen, romantiſcher Fall, der mir noch nicht vorgekommen iſt. Ich warne Sie alſo freundſchaftlich, — nehmen Sie Ihre — Leiche wieder mit, liefern Sie ſie ordentlich an Ort und Stelle wieder ab und ſorgen Sie dafür, daß geſchieht, was in der Ordnung iſt.“

Der junge Mann, der vorhin, als er ſich zu erklären ſuchte, ſchon verlegen wurde, — denn er gab keineswegs das richtige Sachverhältniß an, ſondern erſann ſchnell eine kurze Lügengeſchichte, — ſtand jetzt ſehr betroffen da, ſchlug ſeinen Mantel feſt über einander, wünſchte „gute Nacht“ — und ging dem Thore wieder zu.

Der Todtengräber, dem nach ſeinem eigenen Geſtändniß, in ſeinem Amte ſolch' ein Fall noch gar nicht vorgekommen war, machte ſich hinterher Vorwürfe, daß er den jungen Mann mit ſeinem myſteriöſen Päckchen nicht angehalten habe und — ſchlich ihm nach.

Schlau genug, um ehrlich ſelbſt gegen einen Pflichtvergeſſenen zu erſcheinen, verfolgte er den jungen Mann, der raſch, ohne ſich umzuſchauen, nach der Stadt zurückeilte, bis an's Thor und gab der Wache, als jener vorüberging, einen Wink, um eine Entdeckung herbeizuführen.

XII.

Eine Kataſtrophe.

Die Scene auf dem Begräbnißplatz vor dem Dammthore ereignete ſich ungefähr ein Jahr nach dem erſten Brandſtiftungsverſuch und anderthalb Jahre nach der Unterredung zwiſchen den beiden Schweſtern, Minna und Auguſte, oder, wie wir Letztere nunmehr genauer und bezeichnender nennen wollen, der Doctorin Bertram.

Unmittelbar darauf ſaß der alte Bertram eines Abends in ſeinem großen Lehnſtuhl am Ofen, als der Advokat Hai eintrat.

Der alte Bertram, der Vater des Doctor

Bertram, war ein Mann in den Siebzigern, ſchwach an Körper und Geiſt, und durch die Feſſeln, mit denen Gicht und Podagra ihn an Zimmer und Stuhl ſchloſſen, wie man wohl ſagt, wunderlich geworden. Deſſen ungeachtet beſaß er noch ein anſehnliches Vermögen, theils am Orte, theils auswärts, und der Advokat Hai war der Curator deſſelben.

Hai trug aber den vollen Charakter ſeines Namens, er war ein ſchlechter Verwalter des ihm gleichſam anvertrauten Gutes, und ſeine geheime Abſicht, ſeine durchtriebenen Machinationen gingen immer dahin, ſich auf die unmerklichſte Weiſe mehr und mehr in den Beſitz des Vermögens zu ſetzen, oder es wenigſtens ſo viel als möglich zu ſeinem Vortheil an ſich zu halten und zu verwenden.

Bei ſeiner großen Verſchmitztheit und dem leichtſinnigen Leben des Doctor Bertram ward es ihm nicht ſchwer, den Alten mannigfaltig zu hintergehen und nach ſeinen Plänen zu leiten.

Zwei Momente kamen ihm daher bei dieſen verborgenen Machinationen ſehr zu Statten: das durch ſyphilitiſche und damit verbundene Einflüſſe herbeigeführte Delirium des Doctor Bertram und die entkräftete Intrigue der Frau deſſelben. —

„Ich habe Ihnen ſchon wieder eine — traurige

Nachricht zu überbringen," ſagte alſo Advokat Hai zu dem alten Bertram, als er zu dieſem in das Zimmer trat.

„Von meinem Sohn?" fragte dieſer und huſtete, als er die wenigen Worte geſagt hatte.

„Das gerade nicht. Ihr Sohn befindet ſich, wie Sie wiſſen, auf dem Krankenhof, in Folge der Zufälle und Krankheitsſymptome, die er ſich durch ſein ausſchweifendes Leben zugezogen hat. An ſeine Wiederherſtellung iſt nicht zu denken, dagegen ſteht jeden Augenblick zu erwarten, daß ſein Ende da iſt, — vielleicht iſt er in dieſem Augenblick, wenn die wirren Anfälle heftiger wiedergekehrt ſind, auch ſchon geſtorben."

Der Advokat Hai ſprach dieſe Worte mit einer großen Gleichgültigkeit und bemerkte ſorgfältig, welche Wirkung er dadurch auf den alten Bertram hervorbrachte.

Dieſer ſeufzte, huſtete und deutete mit der Hand an, fortzufahren.

„Aber es hat ſich noch etwas ganz Anderes begeben, es iſt ein Fall ganz eigener Art entdeckt worden, und," ſetzte er mit beſtimmtem Tone hinzu, „Sie und Ihre entfernten Verwandten können es mir verdanken, daß nicht eine — Erberſchleichung möglich geworden iſt."

„Eine Erberſchleichung?“ wiederholte der alte Bertram und erhob ſeine matten Blicke.

„Wie ich Ihnen ſage,“ verſetzte der Advokat Hai, „und was meinen Sie — durch wen und auf welche Weiſe? Wie man ſich hat zu Ihrem Erben machen wollen?“

„Wer hätte dies verſucht?“ fragte der Alte.

„Ihre Schwiegertochter! Sie hat ihre junge leichtſinnige Schweſter, die verführt worden iſt, man erzählt, auf eine merkwürdige, alberne Weiſe, bei ſich verborgen gehalten und dachte das Kind als das ihrige unterzuſchieben. Aber der Plan mißlang. Das Kind ſtarb nach gut einem halben Jahre. Der junge bartloſe Verführer, der bis dahin ebenfalls unbekannt blieb, ſollte das todte Weſen auf die Seite ſchaffen, ein anderes Kind von demſelben Alter war ſchon durch ein durchtriebenes Weib herbeigeſchafft, um es gleichfalls raſch für das geſtorbene wieder unterzuſchieben; — aber man iſt all dieſen Ränken und Schlichen auf die Spur gekommen.

„Natürlich können weder Sie und ich, noch gar die Obrigkeit, dieſem ſchändlichen, geheimen und höchſt ſittenlos frechen Treiben gleichgültig zuſehen. Es iſt ein Verbrechen ganz eigener Art, das jedenfalls ernſtlich beſtraft werden muß, und ich ſtehe nicht dafür ein, daß Ihre Schwiegertochter, da ihr alle empfehlenden Connectionen fehlen, nicht auf einige Zeit in's — Zuchthaus wandert. Denn nehmen Sie an, welche Schlechtigkeit, welcher Betrug — eine Erbeſchleichung durch ſolche gewiſſenloſe unmoraliſche Mittel! Da muß nothwendig ein Exempel ſtatuirt werden. Die ganze Begebenheit klingt höchſt fabelhaft, ja unmöglich, — aber Recht muß Recht bleiben und das Geſetz in ſeiner Strenge aufrecht erhalten werden. Ich werde das Meinige thun, um Sie und Ihren entfernten Verwandten in Ihrem Beſitz und Recht zu ſchützen. Das iſt meine Pflicht! Denken Sie nur, wer das Eine gethan und einmal einen ſolchen Plan gefaßt hat, der kann auch mehr thun; Herr Bertram, Sie ſind ja Ihres Lebens — das Gott noch lange erhalten möge! — nicht ſicher, Sie können ja keinen Augenblick ſicher ſein, daß man nicht durch Gift—

Der Advocat hatte bis hierher fortwährend mit Feuer und Lebendigkeit geſprochen. Bei dem Worte „Gift" hielt er plötzlich inne, um dem alten Bertram dieſen Begriff und dieſe Vorſtellung wahrſcheinlich recht eindringlich zu machen.

Dieſer rückte unruhig auf ſeinem Lehnſtuhl umher und ſchüttelte mit dem Kopfe, als könne er das Geſagte nicht glauben oder vor Beſtürzung nicht zu ſich kommen.

— Hem! Hem! ſagte er, das iſt ja abſcheulich — und Sie meinen, daß man die Frau Doctorin wirklich bei ſolchem Vorhaben ertappt hat?

Wie ich Ihnen ſage, verſetzte der Advokat Hai, der junge Menſch wird ebenfalls eine Strafe zur Warnung bekommen, aber die Frau Doctorin wird ihre ſauberen Intriguen aller Wahrſcheinlichkeit nach — um über ihren Charakter Betrachtungen anſtellen und ſich eines ernſtern Lebenswandels befleißigen zu können, in's Zuchthaus, verſteht ſich bei gelinder Arbeit, wandern.

Wir befürchten, unſere Leſer zu ermüden, wollten wir den ganzen Verlauf dieſer Kataſtrophe nach franzöſiſcher Manier in allen Details ausſpinnen. Wir heben bloß diejenigen Punkte hervor, die uns weſentlich ſcheinen, um den Gang unſerer charakteriſchen und pikanten Geſchichte anſchaulich zu machen.

Wir deuten die ferneren Umſtände daher auch nur an, behalten die Doctorin in unſern Skizzen im Auge, und berühren nur gelegentlich, ſo weit es zur Verſtändlichkeit nöthig, oder laſſen rechts und links liegen, was damit mehr oder weniger zuſammenhängt. —

Wie der Advokat Hai vorausgeſagt und nach ſeiner Mitwirkung, die er aber geheim hielt, vermuthet hatte, kam die Doctorin Bertram richtig in's — Zucht- und Spinnhaus, auf zwei Jahre, ohne beſtimmte Arbeit, ihr Hab und Gut wurde, da unterdeſſen ihr Mann auch geſtorben war, unter Curatel geſtellt, und wie man ſchon vermuthen wird, erhob ſich auch hier der Advokat Hai auf die gehörige, ſcheinloſe Weiſe zur rechten Zeit und — nicht lange darnach wurde der alte Bertram, da nach der Erklärung ſeines Curators augenblicklich nichts weiter übrig blieb, in das Werk- und Armenhaus abgeführt.

Die weiteren Begebenheiten, die ſich auf den alten Bertram und die dunklen Verhältniſſe ſeines Vermögens beziehen, müſſen wir hier dahin geſtellt ſein laſſen, um uns an das Leben der Doctorin Bertram zu halten.

XIII.

Die Bekanntſchaft.

Es bricht abermals ein Abend herein und aus dem Bereiche des Spinnhauſes wird eine Frau entlaſſen, die dort unter verbrecheriſchem Geſindel anderthalb Jahre geſeſſen hat. —

Die Frau athmet hoch oder tief auf, als ſie zum erſten Male wieder freie Luft ſchöpft und das bunte Leben der Stadt im Zwielicht vor ſich liegen und lärmen ſieht.

Wohin aber ſoll ſie ſich wenden? Nicht die Schaam heißt ſie ſo langſam gehen, ſondern das Nachdenken, wohin ſie nun zunächſt ihre Schritte lenken ſoll?

Dieſe Frau mit der bleichen, aſchfahlen Geſichtsfarbe, wenngleich ſie ſich in der Conſtitution ihres Körpers gut conſervirt hat, weiß und kennt keinen Menſchen, keine Freundin in der ganzen Stadt, zu der ſie ihre nächſte Zuflucht nehmen könnte. Sie ſinnt und ſinnt, ſie geht durch mehrere Straßen, bald ſich neugierig umſchauend, bald ſchüchtern zurückblickend, ob ſie auch von Jemandem, der ſie und den ſie früher gekannt oder mit dem ſie in geſelligen Verhältniſſen geſtanden, geſehen würde — aber, alle Geſichter ſind ihr unbekannt. Sie ſteht ſo fremd in dieſer Stadt, von der ſie nur ſcheinbar anderthalb Jahre entfernt war.

Es war ein Glück, daß die Doctorin Bertram leichten Sinn genug hatte, alle finſtern, niederſchlagenden Gedanken von ſich fern zu halten.

Endlich mußte ſie ſich denn doch entſchließen, eine — mitleidige Seele anzureden, wenn ſie die Nacht, gleich manchem trunkenen Vagabonden, nicht auf der Straße, auf einer Sahltreppe oder in einem Kellerloche hinbringen wollte.

Sie prüfte alſo verſchiedene der Vorübergehenden und wählte endlich eine kleine Dame, aus deren angegriffenen Zügen und matten Augen, ſoviel ſich beim Schein der Lampen und erleuchteten Läden bemerken ließ, eine bedeutende Lebenserfahrung ſich kund gab.

Die Doctorin Bertram entdeckte dieſer Dame alſo ihren Wunſch, ohne jedoch den Kern ihres Schickſals zu enthüllen — und fand Rath und Beiſtand.

Die Angeredete war — wie ſich das ſpäter herausſtellte und wir unſern Leſern hier ſogleich bemerken wollen, — eine Gräfin, oder wie ſie ſich ſelbſt am liebſten nennen hörte, die Comteſſe von Polka. —

Ach, meine Liebe, ſagte alſo die Comteſſe, als ſie von der ſich ebenfalls nicht nennenden Doctorin Bertram um Rath gefragt wurde, ich würde Ihnen gerne helfen, Ihnen Logis anbieten, allein — ich bin dieſen Abend ſelbſt nicht im Stande, meine Wohnung, die in der Vorſtadt St. Pauli iſt, zu erreichen. Ich beſitze nämlich nicht ſo viel um die fatale Sperre zu bezahlen. — Allein man muß ſich zu helfen und in die Umſtände zu ſchicken wiſſen. Kommen Sie alſo mit mir, liebe Madame, ich will für Sie ſorgen und mit Ihnen theilen was ich habe.

Darauf gingen Beide nach dem weſtlichen Ende der Neuſtadt hinauf.

Betrachten wir uns die Comteſſe auf dieſem Wege erſt etwas näher.

Sie iſt nicht jung aber auch nicht alt. Sie hat blondes, faſt röthliches Haar und graue Augen, die nur ſpärlich mit langen, weißen Wimpern und dünnen Augenbraunen, wohl aber mit einem rothen Lide umgeben ſind. Die Naſe iſt ſehr dick und roth. Die Wangen ſind ſehr eingefallen und von ordinairem Teint.

Die Comteſſe trägt einen alten ſchottiſchen Mantel und einen ſeidenen, falgelben Hut.

Endlich ſcheinen die beiden Damen ihr Ziel erreicht zu haben. Wenigſtens ſteht die Comteſſe, welche immer raſch, mit ſchlotterndem Körper vorangeſchritten iſt, ſtill und ſieht ihre neue Freundin fragend an. Nach einer Pauſe, in der ſie mit einer gewiſſen Verlegenheit nach den Worten ihres Antrags geſucht hat, ſpricht ſie:

Ja, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo denke ich, wir — bleiben die Nacht in dieſem Quartier. Ich kenne es, ich habe mich darin ſchon oft beholfen und wenn man ein Mal in Noth und Verlegenheit iſt, ſo darf man ja auch mit ſeiner Perſönlichkeit nicht viele Umſtände machen. Alſo — laſſen Sie uns hineingehen.

Wir bitten die Leſer, ſich keine zu große Vorſtellung von dem Hôtel zu machen, welches eine Gräfin und eine Frau Doctorin, Beide ohne Geld, Beide gleichſam aus der bürgerlichen Geſellſchaft hinausgeſtoßen, für die Nacht zu ihrem Abſteigequatier wählen; denn — es iſt nichts weiter als eine Pracherherberge, ja ſo armſelig und elend, wie die, welche wir früher bereits unter dem Namen des „tiefen Kellers“ kennen gelernt haben.

Doch findet unter dieſen beiden „Kneipen“ der niedrigſten Art noch eine gewiſſe charakteriſtiſche Verſchiedenheit ſtatt. Der „tiefe Keller“ nämlich wird von alten und jungen Vagabonden beiderlei Geſchlechts beſucht; dieſe zweite Herberge jedoch, mit deren abſurder Benennung wir das Ohr des Leſers verſchonen wollen, da ſie ſich höchſtens nur franzöſiſch ſagen ließe, — iſt dem „ſchönen Geſchlecht“ gleichſam allein reſervirt.

Die Comteſſe hatte daher noch immer einen gewiſſen Tact und Anſtand verrathen, indem ſie ein ſolches Local wählte, in welchem ſie erwarten konnte, nur von ihrem Geſchlecht umgeben zu ſein.

Die Comteſſe, die wie bemerkt, hier ſchon bekannt iſt, ſteigt mit raſchen Schritten einige Stufen hinauf und tritt, von der Frau Doctorin gefolgt, in das Verſammlungszimmer, welches von einem furchtbaren Dunſt und Branntweingeruch angefüllt iſt.

Man hätte dieſes Gemach leicht für eine Hexenküche halten können, deren Bewohnerinnen ſo eben, ganz betäubt von dem grauſigen Ritt, von dem Tanz und allen Kurzweiligkeiten auf dem Blocksberg zurückkehrten.

Das Mobiliar beſteht aus einem braunen morſchen Tiſch, der bei der leiſeſten Berührung wie eine Wiege hin und her geht; aus einer Bank, drei halbzerbrochenen Stühlen und einem braunen Glasſchrank mit diverſen Flaſchen, das zur Hälfte in die Bretterwand hineingefügt iſt.

Die Geſellſchaft, der Beſuch dieſer Herberge beſteht aus drei oder vier Weibern in ſcheußlichen Lumpen. Der Schnaps hat ſchon gewirkt, wie man aus den zugefallenen Augen, aus den rothen, glühenden Geſichtern und den hingeſtreckten Gliedern abnehmen kann.

Die Comteſſe von Polka tritt mit ihrer Freundin über eine dieſer hingeſunkenen Unholdinnen weg und nimmt am Ende des Tiſches Platz. Da ihre Kaſſe nur klein iſt, mit einem Worte nicht weiter reicht, als um in dieſem — Hôtel das Schlafgeld zu bezahlen, ſo ſchlägt ſie mit reichlicher Überlegung auch nicht vor, etwas zum Abendbrod zu genießen. Sie ſchlägt vielmehr vor, weil es ſeine Schwierigkeiten habe, hier bequem und angemeſſen zu ſchlafen, ſich gegenſeitig über Charakter und Lebens-Schickſale, natürlich unter Beobachtung der größten Discretion, Aufklärung zu geben.

Da wir von den bisherigen Schickſalen der Doctorin Bertram ſchon mehr wiſſen, als dieſe für gut finden möchte, ihrer neuen Freundin zu erzählen, ſo beſchränken wir uns auf die Phraſen der Comteſſe und ſchalten den Inhalt ihrer Erzählung als eine pikante Skizze aus Hamburgs verborgenen Charakteriſtiken hier ein.

XIV.

Gräfin Polka.

Die Comteſſe, welche wir eben mit größter Gleichgültigkeit in einer ſo abſurden Situation erblicken, ſtammt aus einem angeſehenen, adeligen Geſchlecht, deren männliches Perſonal in H. und D. noch heute die angeſehenſten Staatsämter bekleidet.

Sie verlor früh ihre Mutter; und dieſe ſtarb an einer der abſcheulichſten Krankheiten und in einer Lage, die um vieles elender war als die des Lazarus, der auf ſeinem Körper über und über mit „Schweren" bedeckt, aber doch noch von den Hunden geleckt wurde.

Die junge Comteſſe, von einem ſo verhängnißvollen Blut entſproſſen und ſo früh verwaiſt, ohne Aufſicht und Leitung, nicht einmal fern gehalten von dem Beiſpiel einer ſo entarteten und im niedrigſten, abſtoßendſten Elend dahingeſtorbenen Mutter, alſo außer der Impfe des Blutes ſchon in ihrer Phantaſie irre geleitet durch grelle und widerliche Bilder, die für das junge, lebhafte Gemüth aber nicht das Geringſte von ihrem ſchlangenartig ſpielenden und ſchillernden Reiz verloren hatten, — die junge verwaiſte Comteſſe alſo hatte kaum das vierzehnte Jahr erreicht, als ſie, um ihre erwachende Sinnlichkeit und leidenſchaftliche Heftigkeit zu zügeln, in das Kloſter zu U— gegeben wurde.

Dieſes ſtille, beſchränkte und eingezogene Leben konnte dem jungen blonden Mädchen mit den glänzenden blauen Augen und dem ſtumpſchen Näschen aber unmöglich gefallen; ſie dachte fortwährend, Nacht und Tag, nur daran, wie aus dieſen Zwingmauern wider wegzukommen ſei, und ehe zwei Jahre — eine peinigende Ewigkeit für den jeden Augenblick auf dem Sprung ſtehenden Entſchluß! — vergangen waren, benutzte ſie einen Ausflug zu Verwandten, um Einzahlungen und Anſprüche an das Kloſter preiszugeben und — nimmer wieder zu kehren.

Die ſechszehnjährige Comteſſe lebte ein Jahr bei einer Freundin auf dem Schloſſe zu —, aber ſie fühlte eine unſichtbare Gluth um ſich in den alten Mauern, in den hochgewölbten Zimmern mit den gothiſchen Fenſtern, die von duftenden Linden und blühenden Kaſtanien umſchattet wurden. Der Vogel flatterte von Aſt zu Aſt, von Zweig zu Zweig, verſuchte ſeine Kräfte und — flog endlich bei Nacht und Nebel plötzlich davon, um — Abenteuer zu beſtehen, die ſich im bunten Wechſel, mitunter recht romantiſch aneinander reihten.

Die adelige Dame vertauſchte zu wiederholten

Malen ihren höher klingenden Namen in einem einfach bürgerlichen, ſchickte ſich in die Umſtände, reiſte mit Naturſängern und Equilibriſten, gab Garten-Concerte und lernte die Freuden und Leiden des kleinen Theaterlebens kennen. Für die ſiebenzehn- bis achtzehnjährige Comteſſe war kein Thespiskarren zu niedrig oder unbequem, zu luftig oder zerriſſen, ſie ſchmiegte ſich koſend wie eine andere Philine an ihren Melina oder Meiſter und — durchzog die Welt.

Nach mannigfaltigen Irrfahrten kehrte die romantiſch Geſinnte in die Nähe des Hamburger Berges zurück, und erneuerte hier — nach mehreren Jahren, manche alte Bekanntſchaft unter dem Zuſammenfluß und der Durchſtrömung von Kunſtperſonagen jeder Art.

Es begann eine neue Periode in dem Leben der Comteſſe. Sie bezog die Zinſen ihres Erbtheiles, ſie lebte ungebunden und rückſichtslos, aber — die Wangen waren verblichen, die Jugendkraft war gebrochen und der Funke des einſt hellblau ſtrahlenden Auges war dahin.

Dennoch wurde manche Lebensſkizze, mancher leichte und leichtſinnige Schwank erneuert, der wohl einen Platz in dem Decamerone des Boccaccio verdient hätte.

Wir wollen hier nur eine ſolche Skizze, wie das

Leben und Treiben der Comteſſe ſie brachte, zum Gedächtniß niederlegen.

Die Dame hatte früher auch einmal mit einem Seiltänzer in naher Verbindung geſtanden und liebte jetzt einen Kunſtreiter. Der Letztere aber hatte für den Augenblick all ihre Neigung gefeſſelt, ſie gedachte des Andern nicht mehr, und ſtieß ihn kalt zurück, als er ſich einſt ihr nahen und ſie an alte Liebe und Luſt erinnern wollte.

Seiltänzer und Kunſtreiter, die bebänderten und beflitterten Kunſtjünger aus den damals noch ſo luſtigen Bretterhallen des Hamburger Berges, ſtanden ſich als zum Zweikampf gerüſtete Nebenbuhler gegenüber.

Der Seiltänzer warf den Fehdehandſchuh und die Forderung hin; mit aller ritterlichen Romantik, wie ſie dieſen überſchwänglichen und romantiſch bizarren Leuten gemeiniglich eigen iſt, wollte er — die hohe Seinige ſich erkämpfen und ihr Recht auf ſie verfechten, aber — die ſchlaue Duenna verhinderte den Kampf und warf ſich thränenden Auges dem — Kunſtreiter in die Arme.

Dieſe Zurückſetzung und Verachtung ertrug der Seiltänzer nicht, denn franzöſiſches, alſo heißes Blut tobte in ſeinen Adern.

Er eilte in ſeine Wohnung, auf ſein Zimmer bei einem jener Händler auf dem Hamburger Berge, die Alles feil bieten, was ein Seemann zu ſeiner ganzen Equipage nur bedarf.

Er nahm eine alte Piſtole, die er ſo oft abgefeuert hatte, wenn er hoch in dem ſchlaffen Seile hing, oder hin und her geſchleudert wurde. — Allein das Mordgewehr, nur an unſchuldige Spielereien gewöhnt, verſagte dieſen ſchrecklichen Dienſt. Es wollte zur Rache gegen die ungetreue Gräfin nicht die Hand bieten!

Der Franzoſe wüthete und tobte, warf die alte Piſtole in die Ecke und ſich ſelbſt auf die Erde. Aber bald ſprang er wie ein Raſender wieder auf, denn er gedachte eines andern Inſtrumentes, welches in ſeinem Reiſeſack ruhete.

Er holte ein ſtumpfes Raſirmeſſer hervor, ſchnitt ſich zwei, drei Mal, wie mit einer Säge über die Kehle, das Blut floß über die Bruſt herab, allein nur die Luftröhre, keine Ader war in der Übereilung getroffen.

Vor Schmerz, Wuth und Verzweiflung, wozu ſich bald eine halbe Beſinnungsloſigkeit geſellte, wälzte der Seiltänzer ſich auf dem Boden umher. — Niemand war in der Nähe des Zimmers, der den tobenden Lärm, das ſtöhnende Röcheln hätte vernehmen und das wahnſinnige Unterfangen ſtören können.

Einige Minuten waren vergangen, als der Selbſtmörder noch ein Mal ſeine Augen aufſchlug und ſoviel Beſinnung wieder zuſammenraffte, daß er dies Sägemeſſer gewahren und ergreifen konnte.

Der Blutverluſt hatte die Kräfte ſchon erſchöpft, die Arme waren matt und ſchlaff geworden. Dennoch wurden mehrere Schnitte über den Leib ausgeführt und dieſer auf ſolche Weiſe furchtbar zerfleiſcht.

Nach zwei, drei Stunden war das Leben entflohn.

Die Comteſſe vernahm den ſchrecklichen Selbſtmord, ſie ſchauderte zuſammen — und weidete ſich an den Voltigirkünſten ihres Geliebten, der als Mazeppa die Bahn umkreiſte, während er ſein Auge fortwährend auf die verzückt ihn Anſchauende zu richten ſchien.

Nach einigen Tagen wurde dem Director der equilibriſtiſchen Geſellſchaft ein blutjunges Mädchen, aus einem Dorfe nahe bei Hamburg, vorgeſtellt, die ungemeine Luſt bezeugte, ſich — dieſen Künſten zu weihen.

Der ſchlanke zierliche Wuchs, die ſchöngeformten Glieder, das roſige Geſicht, das glänzend ſchwarze Haar, die funkelnden Augen, der lächelnde Mund, — alle dieſe trefflichen Eigenſchaften waren ebenſo viele Empfehlungen, um ihrem Wunſch bei dem berechnenden Director die Gewährung zu ſichern.

Maria verließ die Blumen ihres ländlichen Gartens und wurde unter einem ſchmelzend klingenden Namen als — Kunſtreiterin aufgenommen.

Herr Alphons, der Voltigeur, der Geliebte einer Gräfin, wurde der Lehrer des jungen reizenden Landmädchens; er faßte ſie am Arm, er hielt ihr die flache Hand hin, um darauf ihren allerliebſten Fuß zu ſetzen, wenn ſie ſich, zuerſt mit der natürlichen Aengſtlichkeit und Befangenheit auf den breiten, mit Kreide und Kaloſonium reichlich beſtreuten beiten Sattel ſchwingen wollte.

Dieſe Übungen fanden immer tête — a tête, des Morgens, in dem Circus ſtatt. Niemand durfte dann zugegen ſein, Niemand durfte die reizende und ſchüchterne Anfängerin ſtören, erſchrecken oder befangener machen, als ſie ohnehin ſchon war. — Der Director ſaß während dem bei einem Glaſe Wein, und vertrieb ſich die Sorgen über die bisherige ſchlechte Einnahme mit den durch die neue Acquiſiation friſch erblühenden Hoffnungen.

Die Comteſſe war ſtill — ſie ſchöpfte Verdacht, ſie wurde eiferſüchtig — aber — die Sache ließ ſich nicht ändern. Sie vertraute ihrem Glück und dem Schickſal.

Nach vier Wochen, in welcher Zeit in der Rennbahn namentlich beim Hinunterheben vom Sattel manche luſtige Situation, manche warme, zärtliche Scene vorgefallen war, zog die jung geſchulte Reiterin, welche die erſten Proben ihrer Geſchicklichkeit bereits abgelegt hatte, gleich wie Precioſa davon auf weißem Zelter, und die übrigen Zigeuner, Spieler und Künſtler, der unerſchöpfliche Harlequin mit einbegriffen, und die Comteſſe ſaß einſam und verlaſſen auf ihrem Zimmer und weinte.

Dieſe Kränkung ertrug die Zurückgeſetzte nicht; zum erſten Male ergriff ſie wirklich Zerknirſchung und Verzweiflung. Sie fluchte dem treuloſen Kunſtreiter, ſie rief den Seiltänzer, der ſich ſo jämmerlich ermordet, zurück und griff — als die ohnehin abgezehrten Wangen und hohlen Augen vor Schmerz alles Anſehen verloren hatten, zur — Flaſche.

Es war nicht das erſte Mal, wo die Comteſſe, dieſes Labſal eines Sorgenbrechers kennen lernte, aber ſie fand jetzt Troſt und Vergeſſenheit durch den Trunk aus jener Lethe.

Von nun an ging der Lebenswagen mit den Roſſen einer entzügelten und verwilderten Leidenſchaft galoppirend bergab.

Jahre verliefen. Die Comteſſe kannte keine Ordnung der Sitte und keine Geſetze des Lebens. Sie war über jede Rückſicht hinaus — und — man kannte ſie nicht. Ihr Leben war eine Fabel geworden wie die des ewigen Juden.

Wir haben oben erwähnt, daß die Comteſſe noch immer ein gewiſſes Einkommen, die Zinſen ihres mütterlichen Erbes, an welches ſelbſt ſie aber nie Hand anlegen konnte, zu verzehren hatte, um ſich ſo das Leben zu friſten, denn groß war die Summe nicht. — Wenn wir nun aber ihren Leichtſinn, ihre Geſunkenheit und rüde Entartung, einen Zuſtand, in dem ihr jede Lage, jedes Verhältniß, jede Kneipe am Ende mund- und lebensgerecht war, verwerfen, ſo müſſen wir doch neben dieſer ſchlechten, liederlichen Seite auch eine gute, verſöhnende nicht verſchweigen. Die Comteſſe war nämlich, wie dies gewöhnlich alle ſinnlich leichtſinnigen Menſchen zu ſein pflegen und wie ſie dies gewiſſermaßen auch ſchon gegen ihre neue Freundin, die Doctorin Bertram gezeigt, von Herzen gutmüthig und willig. Sie war durch dieſen moraliſchen Leichtſinn nicht minder wie durch den ſinnlichen ſchon in manche Berührung gekommen, die, wenn man immer die Perſönlichkeit einer Gräſin feſthält, auch zu manchen, man möchte ſagen, wirklich poetiſchen Situationen und Scenen führte. Dann fiel ein milder Schein auf ihr rauhes Leben und die Vorſehung ſelbſt wurde vielleicht verſöhnt.

Unwillkürlich wird der Erzähler hier zu einem Verhältniß hingezogen, welches, weil es nicht bizarr, gräßlich ſchroff, grell und bösartig iſt, vielleicht nicht einmal hierher gehört; aber, da der Charakter der obigen Dame und was ſonſt Myſteriöſes in Hamburg lebt und webt, geſchildert werden ſoll, hier auch wohl ein kleines, ſchmales und enges Plätzchen als Relief finden kann.

Die Comteſſe, die Gräfin Polka hatte auch einſt ein Verhältniß zu jenem alten, unheimlichen ſonderbaren Mann, den man leicht geneigt iſt für die Erſcheinung eines ewigen Juden zu halten; ein Verhältniß heißt das aber, welches von einem gewiſſen Gefühl töchterlicher Zärtlichkeit, von einer Art kindlicher Neigung und Hülfe eingegeben und gewährt wurde.

Vor zwanzig, dreißig, ja manche wollen behaupten vor funfzig Jahren, ſah man von Zeit zu Zeit ſchon eine Geſtalt durch die Straßen Hamburgs ziehen, grade ſo, von demſelben Anſehen und Alter, von denſelben Zügen, ohne die geringſte Spur von früher jüngern und jetzt ältern Jahren, alſo ganz nach dem Charakter und Verhältniß und der Haltung, wie man ſich das Fortleben des ewigen Juden denkt.

Es iſt jene hagere Figur mit den langen blonden, flachsgrauen Haaren, die bis auf die Schultern hinunterhängen, mit dem kleinen, gelbgrauen runzlichen Geſicht und dem weißen Bart, mit dem langen Rock, der faſt gleiche Farbe mit dem Haar hat, alſo fahlgelb iſt — jene Figur die gebückt, als trüge ſie Jahrhunderte, und nur ſelten umſchauend mit lauter aber man möchte ſagen, unterirdiſcher, wie aus dem Grabe klingender Stimme ihr „Matziſall koſt! — “ keuchend hinausgeſtoßen, bei langen Pauſen vor ſich hinruft.

Um dieſe ewig ſich gleiche, unwandelbar wandelnde Geſtalt, die den unheimlichen Gefühlen ſo leicht einen Spielraum gewährt, ſchlummert eine eigene nächtliche Romantik, eine Poeſie voll Schickſalsideen. Dieſer Greis ſcheint ſo arm, ſo verlaſſen, das mitleidige, theilnehmende Herz fühlt ſich ſo leicht zu ihm hingezogen, es möchte ſo gerne die Erfahrung und Geſchichte ſeines Lebens kennen lernen, es möchte ſo gerne wiſſen, wie lange er denn ſchon ſo umherwandert und welches das Glück oder Unglück, der Traum oder Fluch ſeines Lebens war; es verſtand ſich daher, möchte man ſagen, faſt von ſelbſt, daß die beiden fremdartigen Geſtalten, jede in ihrer Art unheimlich und abgewichen oder hinaus geſchleudert aus dem gewöhnlichen Gange des Lebens, ſich irgend einmal berühren mußten, daß die Comteſſe den ſeltſamen Alten, von der Erſcheinung eines ewigen Juden, zu erforſchen und zu beſchützen trachtete.

Sie ſuchte ihn einſt auf. Sie ging zu ihm. Er ſaß oben auf ſeiner Dachkammer ſtill und einſam. Ein Bett, welches aber nichts weiter war als ein grauer Strohpfuhl, diente ihm zugleich als Stuhl, Bank oder Sopha; ein mit Streben an die Wand genageltes Brett diente ihm als Tiſch und ein einziges kleines Fenſter gab ihm das nöthige Licht.

Seine Ratten- und Mäuſefallen lagen auf dem Boden. Eine Art grauleinener Schubſack hing an der Wand an einem Nagel.

Er ſelbſt ſaß mit ſeinen langen weißgrauen Haaren auf dem Bett, den Kopf vorübergeſenkt, die Hände gefaltet, und gleichſam in Betrachtungen verloren. Man hätte die myſteriöſe Geſtalt leicht für den Harfner aus „Wilhelm Meiſter" nehmen können.

Die Comteſſe ſetzte ſich zu ihm, ſie legte die Linke auf ſeine Schulter, drückte ihm mit der Rechten ein Stück Geld — einen Dukaten — in ſeine ſchlaffe magere Hand, ſtreichelte ihm dann das lange Haar und erkundigte ſich mit der größten Traulichkeit nach ſeinem Befinden und ſeinen Verhältniſſen.

Der alte Rattenfallhändler wurde gerührt und hingebend, eine große, helle Thräne perlte über ſeine gefurchte Wange.

Liebe Mamſell — oder Madame ſagte der Alte, ich bedarf wenig — mein Leben währt freilich lange, aber es iſt ja meine Schuld, ich muß nun ſchon ſehn wie ich es friſte. Oh — ein ſchwerer Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner keuchenden Bruſt hervor.

— Bald hundert Jahre —

— Hundert Jahre! — wiederholte die Comteſſe, Vater, ſo alt!

— Ja, mein Kind, ſagte der Rattenfallhändler — doch nicht ohne Grund. Oh — ich werde vielleicht noch älter — wer weiß was mir beſtimmt iſt. Es ſoll einen ewigen Juden geben — es mag ein Mährchen ſein aber — wenn ich mich ſelbſt betrachte, ſo könnte es doch wohl eine Möglichkeit geben, die —

Der Alte endete nicht. Er wurde plötzlich ſehr ernſt und finſter. Dann fuhr er zuſammen, ſchauderte, als überlief ihn ein Gefühl des Todes oder auch — der Vorſtellung ungewöhnlich verlängerten Lebens.

— Ich will Ihnen erzählen, liebe Mamſell, ſagte er, vielleicht giebt das mir Erleichterung.

— Wohl, ſagte die Comteſſe, und ſah den Greis mit traulicher Neugier in die matten Augen.

Dieſer begann.

XV.

Das Leben.

Ich wurde in Italien geboren. Ein armes, aber auch reiches Land. Ein Weinberg war der Tummelplatz meiner Jugend, an einem alten Marmorbild, welches halb mit Erde überſchüttet war, baute ich mein Häuschen. Meine Kindesträume woben allerlei luſtige Dinge darum her, ich ſah dem ergrauten Marmorgeſicht oft Stundenlang in die großen ſtarren Augen und wußte nicht warum. Ich pflückte rothe, ſchöne Weinbeeren und hielt ſie an die kalten ſteinernen Lippen, vermuthlich um ſie zu beleben, aber ſie blieben ſtarr; nur meine Träume wurden grade in dieſem Augenblick recht lebendig. Ach, einen ſo ſchönen Mund habe ich nur ein Mal in meinem Leben wieder geſehen, aber dann — damals war er nicht kalt und weiß wie Marmor, ſondern — eine glühende Purpurknospe aus einem belebten Marmorgeſicht lachte und duftete mich an.

Unſere Gegend war reich an Himmel und Träumen, auch an Menſchen, aber arm an Geld und Nahrung.

Ich mußte in fremde Länder wandern. Zwei Meerſchweinchen in einem Kaſten waren meine ganze Menagerie, mit der ich über die Berge zog. Aber—

dennoch, die Leute gaben mir reichlich und ich kam nach einem halben Jahre mit gefüllten Taſchen nach Hauſe.

Hier hatte ſich unterdeſſen etwas ereignet, was mich bis zu Thränen rührte.

Ein großer, vornehmer Herr war in unſern Weinberg gekommen, hatte mein Marmorbild geſehen und um einige Ducati es mit ſich genommen.

Nun war der ganze, kleine Weinberg, ſelbſt meine heimathliche Gegend mir öde und leer.

Ich ging mit ſchwerem Herzen über die Berge zurück, um — nimmer wieder zu kehren.

Ich traf einen ſtarken Mann mit langem braunen Haar und einer Art Sandalen unter den Füßen. Er war weit her, aus dem Lande wo der gewaltige Ungarwein wächſt. Seine Geſichtsfarbe war ſo braun, ſein Blick ſo tief und finſter, daß ich mich anfangs fürchtete, mit ihm allein durchs Gebirge zu gehen.

Aber die Schüchternheit legte ſich. Wir wurden gute Freunde und blieben es, bis zu ſeinem — plötzlichen Tode. Seine Ratten- und Mäuſefallen waren Alles, was ich von ihm erbte. Ich nahm ſie — meine Meerſchweinchen waren längſt geſtorben — und zog nunmehr allein damit weiter.

Am Rhein war mein liebſter Aufenthalt. Ich zog ihn wohl hundert Mal hinauf und hinunter. Ich übernachtete oft in den alten Burgen, ſah die Sterne über mir flimmern, hörte den Abendgeſang der Schiffer verhallen, hörte es unheimlich aus den Wellen locken und flüſtern und träumte von meinem alten Marmorbild in dem Weingarten daheim. —

Allein bald wurde es lauter und wilder um mich herum. Ferner Donner hallte aus Frankreich herüber und flüchtende Menſchen kamen über den Rhein.

Ich war damals ſchon drei und zwanzig Jahre alt geworden. Die Worte „Freiheit und Gleichheit" klangen unaufhörlich in mein Ohr. Meine Sinne wurden betäubt, ich ſtand oft wie in einem Strudel, wollte meine Rattenfallen in den Rhein werfen und mich fortreißen laſſen.

Eines Tages zog ich voll verworrener Vorſtellungen durch eine von Fliehenden über und über belebte Gegend. Ein hoch mit Betten, Mobilien und Geräthen bepackter Wagen fuhr neben mir. Eine Wöchnerin war darauf eingepackt und eine Jungfrau, ein Mädchen, ſo zierlich, ſo wundermild und engelgleich, voll, friſch und roſig ſaß voll Sorge und Behutſamkeit daneben.

Wir raſteten in einem Dorfe, das heißt, man ſpannte in einer Scheune aus und lagerte ſich auf der Tenne.

Ich warf meine Fallen in einen Winkel daneben. Ich wollte, ich konnte nicht weiter gehen. Mit ſtarrer Sehnſucht, ohne zu wiſſen warum, ſah ich dem wunderbarn, herrlichen Mädchen unaufhörlich in die Augen. Mit ihr — ziehen — durch die Welt, — weit — weit — ſprach ich nur einmal, kaum vernehmbar vor mich hin und erröthete, als das Mädchen unvermuthet aufſah.

Ein junger und ein älterer Mann fanden ſich in der Scheune ein. Den erſten hatte ich ſchon früher auf der Landſtraße bemerkt. Sie ſprachen mit der kranken Frau — mit dem Mädchen — ſie gingen weg und kamen wieder.

Dieſes Benehmen machte mich ſchrecklich unruhig und beklommen.

Ich wagte nicht, all' ihren Spuren zu folgen. Ich ſetzte mich zuletzt in die Ecke bei meinen Fallen hin, und gab nur Acht auf die Kranke und ihr Zubehör.

Vor großer Anſtrengung und Ermattung von der ſtarken Tagereiſe ſchlief ich ein.

Die Sonne ſtand hoch am Himmel, als ich am andern Morgen erwachte, und — Alles um mich war leer.

Ich ſprang auf voll Wuth und Verzweiflung. Ich fluchte, ich verwünſchte — ich weiß nicht was.

Ein dunkles Gefühl trieb und durchzuckte mich. Mit den Zähnen knirſchend rannte ich um die Scheune, in dem Dorfe herum, ſank auf die ſteinernen Stufen eines Brunnen's nieder, ſchöpfte aus demſelben, um meine glühenden, brennenden Lippen zu erfriſchen und — wähnte ihr Bild aus dem klaren blauen Spiegel des Brunnens mich anlächeln zu ſehen.

Ich fuhr zurück. Ich fühlte, daß eine Gluth mich überlief. Ein wilder Taumel erfaßte mich und mit lauter, zorniger Stimme rief ich in die Tiefe des Brunnens hinab: Du ſollſt mein ſein, — ich werde Dich wieder finden, und ſollt ich ewig Dich ſuchend umher wandern. Verflucht ſoll mein Leben ſein bis zu der Stunde, wo mein Mund den Deinigen berührt, ich fluche Jedem —

Ein Schauder lief über den Spiegel des Brunnens, ein Lufthauch, der mich kühl umwehte, machte tauſend kleine zierliche Wellchen auf der Waſſerfläche.

Wie den Brunnen ſo durchfuhr es mein Inneres. Ich ſchrak zuſammen, ich ſtrich mir die blonden Locken von der Schläfe, ich meinte, ich hätte geträumt — aber leiſe klang das Echo der Verwünſchung in meinen Ohren nach.

Ich ſtand ſinnend, halb furchtſam da, nahm meine Rattenfallen, und — zog ſuchend ſchwermüthigen Schrittes durch das Land, ohne zu finden, was ich ſuchte, bis nach Hamburg, wohin ſo Viele geflüchtet ſein ſollten und eine dunkle, vielleicht falſche Spur mich trieb. Ich wurde alt — und ſuche vielleicht noch.

Der Greis verſtummte. Er ſenkte ſeinen Kopf auf die Bruſt und die langen weißgrauen Haare ruhten auf ſeinen Schultern.

Es trat eine Pauſe ein. — Der alte Rattenfallhändler war ſo tief ergriffen von der Erinnerung an die Vergangenheit, er wurde von ihr zu ſo unendlicher Wehmuth hingeriſſen, daß ſeine Gefühle ihm die Sprache abzuſchneiden ſchienen. Und die Comteſſe wagte nicht, ihm dieſe heiligen Augenblicke zu ſtören. Es mochte ſeit Jahren ihm nicht Gelegenheit geboten ſein, ſo warm und klar alte, längſt vergeſſene Träume aufzufriſchen.

Endlich blickte der Alte mit einem fragenden Blick auf, obwohl immer noch ſtumm bleibend.

Die Comteſſe ſah ihn mit Theilnahme an, ihr abgeſtorbenes Auge, ihre längſt in Ausſchweifungen und rohem, rüdem Leben hingeopferten Gefühle mochten bei dieſem Anblick, durch dieſe Erregung in der Bruſt eines armen, unſcheinbaren Greiſes ebenfalls wieder zu einem Funken rein menſchlichen Mitgefühls angefacht werden.

Endlich fragte ſie: Haben Sie die Augenblicke in der Scheune nicht vielleicht einmal den Namen des Mädchens, welches Sie ſo ergriff, ſo außer ſich brachte — nennen gehört.

— Ach ja, verſetzte der Alte, die Kranke, um welche jene ſich mit der größten Emſigkeit und Behutſamkeit beſchäftigte, nannte ſie zu mehreren Malen — ſie hieß Dorothea.

— Dorothea! ſagte die Comteſſe mit langem, gedehnten, halb verwunderungsvollen Tone. Ging mir doch ſchon eine Ahnung durch den Sinn, ohne daß ich mir ſo viel Divinationsgabe zutrauen durfte. — Hören Sie, guter Vater, was Sie mir erzählt haben, — ſo manche Umſtände — die faſt geiſterhaft nachwirkende Scene am Brunnen, ja dieſer Brunnen ſelbſt, machen es mir glaublich, daß Ihre Angebetete allerdings in der niedrigen Sphäre, in der ſcheinloſen Umgebung ein groſſes, herrliches. Mädchen —

— Ja, ja, Sie haben recht, fiel der Alte ihr mit Lebhaftigkeit, die einen ſeltſamen Gegenſatz bildete zu den ſchlaffen, hageren Zügen, zu dem graublonden Haar — es war ein groſſes, herrliches Mädchen —

— Daß Sie von einem Deutſchen Dichter, dem ich oft bei Tiſche gegenüber ſaß, indem er mich mit ſeinen groſſen, ſchwarzen Augen ſo majeſtätiſch gebietend anſah, — ebenfalls geſehen worden iſt.

Der Alte ſtarrte die Redende mit Verwunderung an. Aus ſeinem niedrigen, einförmigen, von allem Leben abgeſchnittenen, jeder höhren Geiſtesrichtung unzugänglichen Kreiſe begriff er offenbar dieſe Worte nicht und konnte einer ſolchen Vorſtellung nicht Herr werden.

— Sein Sie nunmehr ruhig, hub die Comteſſe wieder an — Ihrer — ſo unauslöſchlich in der Seele Getragenen iſt ein ſchönes Loos, geworden — Sie lebt in einem Gedichte ewig fort, und dieſes ihr gewordene Loos, dieſe Feier ihres Daſeins wird auch ihrem Leben — trotz des Fluches, trotz der Verwünſchung über ſich ſelbſt, die Sie peinigt mit Gewiſſensängſten — Verſöhnung bringen. —

Der Alte ſaß noch immer verwunderungsvoll da. Die Comteſſe ſelbſt ſchien auf Augenblicke die gewohnte, durch Ausſchweifung erworbene Rohheit abgeſtreift zu haben. Ein Licht wie aus beſſeren, ihrem geſelligen Leben beſtimmten Tagen, fiel plötzlich auf ihre Perſönlichkeit, und beleuchtete die Scene auf der armſeligen mit Staub bedeckten Bodenkammer des alten Rattenfallenhändlers mit einem ſeltſamen, man möchte ſagen, rothen, blauen, grünen transparenten Schein, in dem Nebelbilder, vom ſchwarzen, ruſſigen Rahmen umgeben, ſich leiſe entwickelten und wieder verſchwanden.

In der That, die Erſcheinung dieſer Scene unter Schmutz, Immoralität und Dürftigkeit hatte etwas Blitzartiges, ſie ſteht ſo bizarr und fremdartig da, als wäre ſie über Kopf hineingeſtürzt, in das nackte, elende Leben, und doch iſt es nur Wahrheit, und doch iſt dieſes Leben, ſelber in ſeiner puren Natur und Wirklichkeit nicht anders. Wir erleben täglich ſolche und ähnliche Scenen mit, während wir auf trivialem Wege dahin ziehen, aber dann achten wir nicht darauf, und das Geheimnißvolle dieſes Lebens wird uns nicht ſichtbar und begreiflich vor dem Schmutz und Ballaſt, der unſere niedrige Stimmung, unſern faden Ideengang belaſtet und im Schlamme des Bodens erhält

Es war alſo eine Oaſe! das Auge des Leſers wird mit uns hoffentlich nicht ungerne einige Minuten darauf geruhet haben, um wieder mit neuem Muth den Weg in einer ſandigen, unſauberen, ſtruppigten, verſumpften und von Modergeruch erfüllten Gegend fortzuſetzen. Denn es gehört immerhin eine gewiſſe Entſchloſſenheit und Selbſtverleugnung dazu, bei allem Intereſſe am Grellen und Bizarren nicht das Opfer zu erwerbender beſſerer Anſchauungen und Gefühle zu ſcheuen.

XVI.

Der Plan.

Wir befinden uns noch in der Herberge für — das ſchöne Geſchlecht, welches hier auf einer ſehr unterirdiſchen Stufe erſcheint.

Die Comteſſe und die Frau Doctorin waren die Einzigen, welche in dieſer Spelunke wach blieben — bis an den Morgen, während die ſcheußlichen weiblichen Kalibane in verworrener Miſchung auf dem Boden wie auf Stühlen und Bänken, in der Mitte wie in den Ecken der Stube, grunzend, ſchnarchend, ächzend, oder wie todt und nicht das geringſte Lebenszeichen von ſich gebend, weil durch den Genuß des Branntweins gleichſam zum ſtarren Kloß gemacht, — durch einander lagen. —

Der Morgen brach herein, und zeigte eine bizarre Verwirrung voll Stickdunſt und braunem Nebel, voll Liederlichkeit und Widerlichkeit.

Neben der Comteſſe zum Beiſpiel ruhte ein Weib, deren Naſe und halbes Geſicht zerfreſſen war und welches jetzt das Bild einer ſchauderhaften Todtenmaske darbot.

Wir erwähnen dies nur um die Situation, in welcher eine Comteſſe und eine Frau Doctorin ſich mit Gleichgültigkeit und Bewußtſein befanden, recht ſcharf und draſtiſch hervorzuheben. —

Am Morgen hatte die aus dem Gefängniß Entlaſſene nunmehr nichts Eiligeres und Nothwendigeres zu thun, als ſich mit ihrer erworbenen Freundin zu berathen, was nun anzufangen ſei.

Dieſe zeigte ſich bereitwillig und bot zu jedem Unternehmen gerne die Hand.

— Haben Sie keinen Bekannten? fragte die Comteſſe.

— Ei, ja, verſetzte die Doctorin, allein es würde mir vorläufig doch unmöglich ſein, mich ihnen zu nähern. Man weiß ja nicht, wie die Leute jetzt geſinnt ſind, ob ſie nach einer ſolchen Wendung meines Lebens ſich nicht kaltherzig von mir abwenden und thun als ob ſie mich nie gekannt hätten.

— Ach, Liebe, ſagte die Comteſſe, es kommt nur darauf an, wie man ſich ihnen nähert. Die Männer ſehen über Vieles hinweg, wenn irgend ein Intereſſe ihnen vorgeſpiegelt wird. Da Sie von allem Umgang, von aller Bekanntſchaft abgeſchnitten ſind, ſo könnte ich Ihnen auch hier eine Vermittlung anbieten.

Wir haben dem Leſer noch nicht erzählt, daß die Comteſſe eine Tochter hatte, ein junges Mädchen von funfzehn, ſechszehn Jahren, ein ziemlich hübſches, von Charakter ſanftes und einſchmeichelndes Weſen.

— Ich werde Ihnen meine Tochter hierher ſchicken, ſagte die Comteſſe. Die iſt geſcheut genug. Sie können Sie inſtruiren und ihr Aufträge an irgend einen Reichen geben, zu dem Sie noch das meiſte Vertrauen haben. Ich hoffe Alles von der Beredtſamkeit meiner Tochter. Sie wird für Sie ſprechen, Sie wird mit dem Tone der Unbefangenheit und der Wärme der Unſchuld Ihre ganze hülfloſe, unglückliche Lage ſchildern. O — meine Tochter iſt nicht ohne Reize! — Sie iſt nicht ohne Talente —

Die Unholdinnen hatten ſich nacheinander aus dieſer Spelunke entfernt. Auch die Comteſſe ging und nur die Frau Doctorin blieb zurück.

Dieſe ſaß ſinnend da. Sie brütete allem Anſchein nach über einen größeren und tieferen Plan.

Sie hatte einen ſolchen auch bald gefaßt. Mit feſter Entſchloſſenheit verließ ſie nach einer Stunde die ſchmutzige Herberge, und ſchlug von Keinem beachtet, von Keinem gekannt, ihren Weg nach der Wohnung eines reichen Kaufherrn ein, deſſen Charakter und Lebensweiſe ihr ſehr gut im Gedächtniß war. —

Ein Diener meldete ſie und nach einigen Minuten trat ſie ein in das ſtille, mit Gemälden und Kupferſtichen verzierte Cabinett des Reichen, welches von den übrigen Zimmern ziemlich abgelegen war.

Der Kaufherr ſchien gar nicht verwundert über dieſen Beſuch. Er trat mit einer gewiſſen traulichen Haſt in das, ſo zu ſagen, von aller Welt ſtreng abgeſchloſſene Cabinett, welches für Beſuche eigener Art beſtimmt zu ſein ſchien.

Ungeachtet der Abgeſchloſſenheit und Abgelegenheit dieſes Cabinett's wurde die Unterredung doch ſehr leiſe geführt. Nach einer halben Stunde verließ die Frau Doctorin, ſichtbar in ihren Erwartungen ganz befriedigt, das Haus und eilte nach ihrer Herberge zurück um das junge Mädchen, die Tochter der Comteſſe zu erwarten.

Dieſe erſchien.

Es war Nachmittag geworden. Das junge Mädchen erwartete die Befehle. Die Doctorin wußte ſie mit Geſprächen hinzuhalten. Endlich neigte die Sonne ſich zum Untergang. Jetzt gab die Doctorin das Zeichen zum Aufbruch und das junge Mädchen folgte.

Sie gehen mit mir? fragte das junge Mädchen.

Nun, freilich, ſagte die Doctorin; ich werde Sie nicht alleine gehen laſſen, liebes Kind. Ich werde Ihnen wenigſtens den Weg zeigen. Auch iſt es jetzt faſt noch zu früh. — Wir wollen hier auf dem Zeughausmarkt einen Wagen nehmen.

— Sie haben Geld? fragte das junge Mädchen — und warum fahren?

Die Doctorin beantwortete die erſte Frage nicht, wie Sie überhaupt ihren Beſuch von dieſem Morgen nicht berührt hatte. Auf die zweite Frage antwortete Sie:

— Ja, liebes Kind, wir wollen und müſſen fahren. Ich wollte nicht, daß man uns ſähe. Es iſt eine ſo eigene Empfindung, in einer ſolchen Lage geſehen zu werden. Sie können ſich das vielleicht nicht vorſtellen, Ihnen muß, bei Ihrer Unerfahrenheit, ein ſolches Gefühl noch fremd ſein, allein — glauben Sie mir. Ich kann nicht durch dieſe Straßen gehen, in denen ich früher nur einher gefahren bin. Oh! das ſchmerzt, das thut weh.

Das junge Mädchen ſah ihre Führerin mit Theilnahme und Mitleid an, und ſchüttelte bedauernd den Kopf.

Man war jetzt bis zur Stelle gekommen, wo die Wagen gewöhnlich zu halten pflegen.

Die Doctorin wählte einen ſolchen, der noch eine gewiſſe Neuheit und Sauberkeit zeigte, der wie eine Kutſche gebaut und rund herum an den Fenſtern mit grünen ſeidenen Gardienen verhangen war. —

— Steigen wir in dieſen hinein, liebes Kind, ſagte die Doctorin, und hob das ſtumm um ſich blickende junge Mädchen in den Wagen.

— Fahren Sie über den Wall nach dem Dammthor, Kutſcher, und, ich bitte, nicht ſchnell. Laſſen Sie die Pferde nicht im Trab gehen. Ich kann das ſchnelle Fahren durchaus nicht vertragen.

Der Wagen fuhr fort. Das junge Mädchen ſaß ſchweigend da und ſchien nun endlich die nöthigen Inſtructionen zu erwarten. Die Doctorin ſchwieg noch immer.

Während der Wagen langſam über den Wall fuhr, zog ſie ringsum die grün ſeidenen Gardinen vor den Wagenfenſtern zu. Nur an ihrer Seite ließ ſie, von dem jungen Mädchen unbemerkt, eine kaum einen Zoll breite Durchſicht offen.

— Ach, ſagte das junge Mädchen, nun ſitzen wir ganz im Finſtern. Ich dächte, wir ließen die Gardienen offen, ſo kann man wenigſtens die Vorübergehenden ſehen und erfahren, ob nicht irgend ein Bekannter darunter iſt.

Die Doctorin antwortete nicht auf dieſe Worte, ſondern guckte, mit dem ganzen Körper etwas ſeitwärts gewandt, beſtändig durch die ſchmale Oeffnung, doch ſo, daß es von ihrer Gefährtin nicht bemerkt wurde.

Das junge Mädchen ſaß ſtumm da und wurde nach und nach von einer gewiſſen Furcht und Beklommenheit ergriffen. Sie hatte nicht das Herz mehr, die Doctorin noch ein Mal anzureden.

Der Wagen war jetzt den Wachen und dem Poſten, der hier ziemlich alleine ſteht, vorbei. Plötzlich hielt er ſtill und ein großer, ſtarker Mann trat auf der Seite, wo die Doctorin ſaß, an den Schlag. Dieſer ging offen und die Doctorin war mit einer raſchen Wendung hinaus.

Der Herr, welcher an den Wagen getreten war, warf einen flüchtigen Blick in denſelben, grüßte das junge Mädchen mit einem Kopfnicken und ſchien ſtatt der Doctorin einſteigen zu wollen.

In demſelben Augenblick, wo der große, ſtarke Herr durch den einen, geöffneten Wagenſchlag einſteigen wollte, ergriff das junge Mädchen, welches an allen Gliedern zitterte und bald weiß bald roth wurde, die Thüre auf ihrer Seite, ſtieß ſie auf und wollte mit einem Sprunge hinaus, als ein junger Menſch ihr auch ſchon zu Hülfe eilte, ihr unter die Arme griff und ſo auf die Erde ſetzte.

Kaum aber war dieſes geſchehen, ſo wurde er ſelbſt von zwei kräftigen braunen Fäuſten ergriffen, auf die Seite geſchleudert, das junge Mädchen über Hals und Kopf wieder in den Wagen gehoben und — der Wagen fuhr davon

Wir dürfen wohl kaum noch erwähnen, daß dies Alles das Werk einer Minute war und ſo ſchnell und wider Erwarten vor ſich ging, daß weder der junge Menſch noch das junge Mädchen einen Schrei oder einen Hülferuf auszuſtoßen vermochten. Selbſt die unferne placirte Schildwache hatte, da es bereits dunkel wurde, nicht das Geringſte geſehen oder vernommen.

Der junge Menſch raffte ſich auf, ſäuberte ſeine Kleider und blickte nach der Richtung, wohin der Wagen gefahren war; allein da grade in dieſem Momente mehre Wagen hin und wieder fuhren, ſo vermochte er in der Dunkelheit den rechten nicht zu erkennen, und ſtand wie verdutzt und beſchämt da, nahm dann aber ſeinen Hut und ging, indem nun erſt ſein ganzes Bewußtſein ihm das Vorgefallene klar vor die Anſchauung brachte, zornglühend und vor Schmerz über das unerklärliche Schickſal ſeiner Geliebten weinend, davon.

Die beiden ſtarken, braunen Fäuſte die ſo plötzlich die Vermittler geworden waren, gehörten einem Kerl, der auf einer Bank zuſammengekauert da geſeſſen hatte und nur auf ſolche Momente, um ſeine Dienſtleiſtung ſchnell anzubieten, gewartet zu haben ſchien. Es war ein Kerl von rohem, wilden, ſeemanniſchem Anſehn und kein Anderer, als der, den wir früher ſchon im tiefen Keller, unter dem abſurden Beinamen des Menſchenfreſſers kennen gelernt haben. Er war, wie auch bei dieſer Situation erſichtlich, nichts weiter als das, was man einen Herumtreiber und mit einigen Modificationen auch wohl einen Einſchleicher nennt, der am hellen Tage die offenen Thüren, Dielen, Läden wahrnimmt und beobachtet, um gelegentlich einen Diebſtahl auszuführen.

Wir haben unſern Leſern noch etwas über den jungen Menſchen zu ſagen. Dieſer hatte ſeine Geliebte von fern erblickt, als ſie nach der unſaubern Herberge im Auftrage ihrer Mutter hingegangen, und war ihr gefolgt. Ohne bemerkt zu werden, verweilte er ſo lange vor der Thüre, bis ſie mit der Doctorin Bertram wieder herauskam und verließ auch jetzt den Wagen nicht, weil eine gewiſſe Furcht oder beklommene Zärtlichkeit ihn zog, zu ſehen wohin es ginge. Deshalb konnte er ihr unmittelbar zu Hülfe eilen, als ſie aus dem Wagen zu ſpringen verſuchte. Denn nur zu gut hatte er den großen ſtarken Herrn bemerkt, der ſich dem Wagen näherte, und ſeine Ahnung, die ihm irgend etwas Böſes und feindſeliges vorſpiegelte, hatte ihn nicht getäuſcht.

Das junge Mädchen aber, die von ſeinem Verfolgen nichts wußte, war wohl um ſo beſtürzter und verwirrter geworden, als ſie ſich auf ein Mal in den Armen ihres Geliebten ſah, und ſich das bunte widerſprechende Zuſammentreffen all dieſer Umſtände nicht erklären konnte.

XVII.

Hôtel garni.

Seit jener Affaire auf dem Walle waren einige Monate vergangen und die Doctorin Bertram ſchien ganz in ihre alten Verhältniſſe und Lebenszuſtände zurück getreten zu ſein. — Sie bewohnte in einer ſtillen, doch anſehnlichen Straße der Neuſtadt ein modern und elegant möblirtes Haus von mehreren Zimmern.

Ihr Beſchützer, der ſie zu dieſer angenehmen Lage verholfen hatte, war kein Anderer, als jener große, ſtarke Herr, den wir kennen. Sie förderte jedenfalls ſein Intreſſe und konnte daher ſeiner Spenden und Gewogenheit gewiß ſein.

Die Doctorin Bertram ſtand mit mehreren Frauen in Verbindung. Ihr Geſchäft ſchien dieſes nothwendig zu machen. Doch müſſen wir erinnern, daß ſie ihren Namen mit einem andern vertauſcht hatte. Alle Billet's und Beſtellungen lauteten: „An Madame Falk.“

Die oberen Zimmer, zwei oder drei an der Zahl, waren beſonders reich und elegant mit Spiegeln, Ottomanen, Teppigen u. ſ. w. möblirt. Hier empfing die Wirthin in den Abendſtunden ihre Gäſte, die bald aus jungen, bald aus älteren Perſonen beſtand. Ein Haupt-Gaſt, ausſchließlich der Hausfreund, war aber der erwähnte große, ſtarke Herr, der Beſchützer der Madame Falk.

An gewiſſen Abenden in der Woche wurden die oberen, eleganten Zimmer ausſchließlich zu einem Clubb benutzt und es erſchienen dann die ſchönſten, lebhafteſten Frauen mit großen, ſchwarzen Augen und ſammtweichem Teint. Nie oder ſelten fanden ſich mit dieſen Frauen auch die Männer derſelben ein. Dieſe Zuſammenkünfte gewährten eine ſehr heitere und freie Geſellſchaft, und Madame Falk war die Verſchwiegenheit und Abgeſchloſſenheit ſelbſt, um je die Geheimniſſe ihres Hauſes, von dem Niemand das Geringſte erzählen konnte, zu verrathen. Man hätte ſagen können, Madame Falk ſei der Vorſtand eines myſteriöſen, eleuſiniſchen Ordens und der große, ſtarke Herr der Gründer und Beförderer deſſelben.

Indeſſen war auch dieſe Mode oder Thorheit dem Schickſal unterworfen. Es erging dieſer geheimen, wohlorganiſirten Verbrüderung und Vergeſellſchaftung wie dem Staat der Bienen. Wenn die Königin oder der Weiſer fehlt, krank wird oder ſtirbt, ſo löſt der ganze Staat ſich auf und Alles geht auseinander.

Ein ſolcher Zuſtand kam auch für Madame Falk und ihr Hôtel garni.

Der Impuls zu dieſer Auflöſung wurde nämlich durch folgenden Umſtand gegeben.

Der große, ſtarke Herr — wir wollen immerhin bei dieſer Benennung bleiben, denn mit den vornehmen Herren wie mit der noblen Geſellſchaft iſt, nach einem alten wohlbekannten Sprichwort, nun einmal nicht gut Kirſchen eſſen, und wir wollen für dieſen Fall gerne unſer Unvermögen einräumen, einen pikanten, charakteriſtiſchen und entſprechenden Namen zu finden, der hier grade eben ſo viel oder mehr beſagte, als jene Bezeichnung, die wir bisher gewählt haben — der große, ſtarke Herr, wiederholen wir nach dieſer etwas großen und weitſchweifigen Parentheſe, war nämlich von einer ſchauderderhaften Krankheit befallen worden, deren Charakter aber eigentlich ſelbſt die nächſten Freunde nicht erfuhren und über deren Varianten ein entſchiedenes Dunkel obwaltete. Wir ſchmeicheln uns hier ein ganz beſonderes Geheimniß zu beſitzen und dem Leſer mit einer ſo frappanten Wahrheit und Gewißheit vor die Augen treten zu können, als es nur je Einer vermocht hat. Man wähne doch ja nicht, daß wir nicht die Hamburger Geſellſchaft ſtudirt und uns befliſſen haben, uns einweihen zu laſſen oder hinter Schliche und Heimlichkeiten zu kommen, die man mit ſieben Siegeln oder ſieben Schleiern zu verbergen und dem öffentlichen Auge zu entrücken meint. Oh, wir hatten unſere Späher und unſere Jeſuiten, nur war die Ausbeute oft von der Art, daß wir Anſtand nehmen mußten zu berichten. Dann aber haben wir gleichwohl nicht verfehlt, in wenigen prägnanten Worten zu ſprechen, mit der Vorausſetzung, daß der Leſer uns dennoch verſtehen werde.

Der große, ſtarke Herr wurde von einer ſchauderhaften Krankheit befallen. Die Fama berichtete und behauptete treuherzig, er ſei in's Bad gereiſt, während er doch draußen, auf dem Krankenhof, wo die meiſte Verborgenheit beobachtet werden konnte, einer Pferdekur unterlag.

Es zeigten ſich hie und da auf dem ganzen Körper grüne, blaue, rothe Flecke, die ſich nach und nach verhärteten, und in Eiterung überzugehen ſchienen. Statt deſſen öffneten ſich aber die Häutchen an dieſen Stellen und es zeigte ſich, daß ſie — belebt waren! —

Das Gefühl ſchaudert zurück, die Phantaſie erſchrickt, wenn ſie ſich dieſen Zuſtand recht lebhaft vorſtellt. Wir haben gewiß nicht zu viel geſagt, wenn wir die Krankheit als eine ſchauderhafte bezeichneten, denn man fühlt ſich bei der lebhaften Vorſtellung unmittelbar von einer Ohnmacht ergriffen. Alle Pulſe ſtocken, das Blut erſtarrt und der ganze Körper ſcheint ſich mit einer kalten Haut zu überziehen.

Die ſich kreuzenden dunklen Gerüchte brachten denn doch einen unangenehmen Eindruck hervor und — Madame Falk mußte ihr Hôtel garni aufgeben. Sie that dies aber ohne Leidweſen und Bedauern. Sie hatte ſoviel erübrigt und an ſich zu bringen gewußt, daß ſie — leben konnte. Allein die dunklen Gerüchte fielen mehr oder weniger auch auf ſie zurück, auch ſie — büßte dadurch — ihren guten Ruf ein, wenigſtens ſagte ſie ſo — und hielt es daher für das Gerathenſte, abermals den Namen zu wechſeln und aus Hamburg, obgleich nur in die Nähe deſſelben, zu ziehen.

Hier bewohnte die Madame Müller ein kleines ſtilles Haus, mit einem Gärtchen dahinter, und führte mit großer Gefliſſenheit ein Leben, wie es eine ſolide anſtändige — junge Wittwe, die vor einem Jahre ihren Mann verloren hat, nur irgend führen kann.

Während Madame Müller ſo von aller Welt geſchieden, von Niemandem gekannt, ſtill und anſpruchslos für ſich wohnte, brütete ſie in ihren vielen müſſigen Stunden abermals eine Intrigue aus, von der wir unſere geneigten Leſer nach dem Hergang der Begebenheit ſogleich zu Mitwiſſern machen werden. Mann wird ſehen, wie die Sache ſich zuſammenſpinnt. —

XVIII.

Maſter Blakſon.

Madame Müller hatte ſich nach einigen Monaten in einem gewiſſen Geſellſchaftskreis, wie man wohl ſagen kann, wieder eingeniſtet. Ihre Vergangenheit und Familienverhältniſſe wußte ſie bei jeder Gelegenheit mit der größten Geiſtesgegenwart theils im Dunkeln zu erhalten, theils mit ſehr anſprechenden

Fabeln, in die keine Seele das geringſte Mißtrauen ſetzte, auszuſchmücken.

Zu den männlichen und weiblichen Perſonen, mit denen Madame Müller nunmehr in Berührung kam, gehörte auch ein Engländer, der ſich Maſter Blakſon nannte und der dafür galt, in engliſchen Seedienſten geſtanden zu haben und jetzt vor den Thoren Hamburgs ſeine Penſion zu verzehren.

Manche Leute wollten von ihm aber etwas Anderes wiſſen. Man ſagte, ſein engliſches Air ſei nur angenommen, ſeit er nach Hamburg gekommen und ſein Vermögen rühre von ganz anderen Verhältniſſen her. Daß Maſter Blakſon einſt und lange zur See gefahren, damit habe es allerdings ſeine Richtigkeit, nur habe er niemals den geringſten Theil an der Beſatzung und Bemannung der engliſchen Marine gehabt, vielmehr ſei er der engliſchen Regierung ſehr verhaßt geweſen und nur beſondere Umſtände hätten dazu beigetragen, eine gewiſſe Annäherung gegen ihn zu beobachten.

Maſter Blakſon ſei, ſagte man nämlich, nichts Geringeres geweſen als — ein Sklavenhändler, der durch den ergiebigen Verkauf unglücklicher Neger ſein Capital erworben, das er jetzt mit großem Behagen, obgleich als ein Blut- und Sündengeld verzehre. Dieſe Meinung verdiente vielen Glauben, wenigſtens gab das äußere Anſehen des Maſter Blakſon, welches wir ſogleich näher beſchreiben werden, ſtark ſolchen Vermuthungen und Verdächtigungen Raum.

Hiezu kam aber noch ein anderes Gerücht, welches nur im Beſitz ſehr Weniger zu ſein ſchien, und welches eben wie das vorige, nur ſelten, höchſtens unter ſechs Augen und ſehr andeutungsweiſe ausgeſprochen wurde.

Dieſes Gerücht wollte nämlich behaupten, Maſter Blakſon, der Capitain, wie er ſich noch immer gerne nennen hörte, ſei — ein geheimer Agent, obſchon nicht direct, ſondern durch die andre Hand. Maſter Blakſon, hieß es, wiſſe ſich, wenn es verlangt werde, gewiſſe Bücher, wir laſſen dies abſichtlich dunkel, zu verſchaffen und gebe für eine ſolche Anleihe über Nacht gerne hundert Pfund Sterling. Er verfahre dabei mit einer außerordentlichen Schlauheit und Beredtſamkeit, wozu ſein düſteres, ſchleichendes Weſen ihm gar nicht das Anſehen gebe.

Maſter Blakſon ſah nämlich faſt ehrwürdig aus. Er trug einen ſchwarzen runden Hut mit breiter Krempe, nach der Gewohnheit der Quäker, einen blauen Oberrock, eine gelbliche Weſte, ein dickes weißes Halstuch und in der Regel Schuhe.

Sein Geſicht war ziemlich roth und die dünnen grauen Haare lagen ihm glatt um die Schläfe. Auch die Augen waren grau, ähnlich wie die Haare, und die ſonderbare Phyſiognomie gab dem Engländer, neben der ſteifen, gravitätiſchen oder pflegmatiſchen Haltung etwas auffallendes und abſtechendes. Er war leicht zu erkennen und zu unterſcheiden, wenn man ihn ſich auch nur flüchtig hatte beſchreiben laſſen.

Um den beſten Schein zu beobachten, beſuchte Maſter Blakſon allſonntäglich den engliſchen Gottesdienſt und ſuchte außerdem gerne die Geſellſchaft derjenigen auf, die im Geruch der Frömmigkeit ſtanden, wie Herrnhuther lebten und fleißig in ſogenannten Tractätlein laſen.

Um die Details ſeines Charakters näher kennen zu lernen, dürfte vorläufig auch noch die Erzählung folgender Thatſache ſehr draſtiſch erläuternd ſein, wonach wir uns dann zu der Stellung, die Maſter Blakſon allmälig gegen Madame Müller einnahm, wenden wollen. —

Der Leſer wird ſich erinnern, daß wir jetzt Geſchichten und Begebenheiten erzählen, die mit denen im erſten Bande in der Zeit und dem Raume parallel laufen. Er wird ſich ebenfalls des Abends erinnern, an welchem der Blouſenmann Martin, deſſen Bekanntſchaft wir plötzlich erneuern werden, ſich in dem Gewirre und Lärm des Bordell's zu den „Vier Löwen“, befand, und hier ſeine Blicke mit einem gewiſſen unklaren Gefühl, über das wir jetzt noch keine ſpecielle Aufklärung weiter geben können oder wollen, auf einem jungen Mädchen ruhen ließ, die ihn beſonders intereſſirte. Wir werden nur, indem wir von den Thaten und Charakterzügen des Maſter Blakſon ſprechen, dieſes junge, aus der ſittlichen Ordnung geſtoßene oder gewieſene Mädchen, das, wie ganz richtig bemerkt wurde, durchaus nicht die Züge der Frechheit und Verworfenheit zeigte, zu berühren haben. —

Wir gebrauchen ein eigenes Capitel, um dem Leſer die Kataſtrophe in dem Leben des jungen Mädchens klarer zu veranſchaulichen. Wir werden uns damit aber nicht zu weit von dem Hauptgange unſeres Romanes entfernen, um unmittelbar bei Maſter Blakſon und den betreffenden Perſonen fortfahren zu können. Der geneigte Leſer erhält hier zwar keine „Pickwickier,“ aber doch immerhin ziemlich bunte und verwickelte Geſchichten.

XVIII.

Die Adoptiv-Tochter.

In den Straßen von Hamburg trieb ſich lange ein kleines Mädchen, eigentlich noch ein Kind, von acht — neun Jahren umher, die ſehr armſelig in Lumpen und Fetzen gekleidet war und wenn auch nicht gänzlich verwahrloſt, doch Keinem anzugehören ſchien; wenigſtens wußte ſie über ihre Herkunft keine deutliche Nachrichten zu geben.

Sie ſtand, in Regen und Wetter, an den Treppen und ſprach die Vorübergehenden um eine Gabe an.

Selbſt unter Schmutz und Lumpen hatte das zierlich gewachſene, aber abgemagerte kleine Mädchen doch — wie man wohl ſagen kann, ein rein menſchliches Anſehen. Ihre Geſichtszüge hatten eine gewiſſe Feinheit und Lieblichkeit.

Dieſes wohlgebildete, liebliche Ausſehen bewog ein begütertes aber kinderloſes Ehepaar, beſonders durch das Intereſſe, welches die Frau für das Kind zeigte, ſich deſſelben anzunehmen, und Elternſtelle bei demſelben zu vertreten. In Hinſicht der Übergabe fanden ſich wenig Schwierigkeiten, es war kaum eine Mutter nachzuweiſen und die Leute, dürftige Arbeiter, die das Kind bisher an ſich gehalten hatten, ſahen ſich deſſen erledigt.

Das kleine Mädchen wurde gekleidet und erzogen, es wuchs heran und hatte das Wohlgefallen für ſich. Durch dieſe günſtige Geſtaltung der Dinge boten ſich Eliſen, ſo hieß die Adoptivtochter, die erfreulichſten Ausſichten und ſie ſchien alle Hoffnung zu haben, einſt die alleinige Erbin ihres Adoptiv-Vater's zu werden. —

Die Adoptiv-Mutter ſtarb, als Eliſe kaum funfzehn Jahre alt geworden war.

Ihr Adoptiv-Vater hatte einen Verwandten und dieſer war befreundet mit unſerm Maſter Blakſon.

Der Leſer wird ſich denken können, daß es jenem Verwandten, bei dem Mangel ſonſtiger Erbberechtigten, nicht gleichgültig war, ob Eliſe ſich ſo außerordentlich zur Erbin qualificirte oder nicht.

Der Verwandte, Herr Pons, hatte ſchon mehrmals, wie man wohl ſagt, auf ſchwachen Füßen geſtanden. Konnte es ihm gelingen, der Erbe des Adoptiv-Vaters von Eliſen zu werden, ſo war ihm Zeit ſeines Lebens geholfen.

An einem Nachmittage traf Herr Pons in der Allee vor dem Millernthore mit ſeinem Freunde Maſter Blakſon zuſammen. Das Geſpräch wurde nach der Begrüßung mit der gewöhnlichen Redensart eröffnet: Wie geht's?

— Ja — ſo, ſo — alter Freund, ſagte Herr Pons — man muß ſich quälen. Was hilft es, daß man Verwandte hat, wenn ſich wildfremde Geſchöpfe in unſere Rechte und Anſprüche nur ſo hineindrängen. Ich habe kein Glück in Hamburg. Mein Geſchäft will nicht — es fehlt mir an Mitteln, um nachdrücken zu können Ich habe nicht das Talent zu ſchwindeln. Ich treibe mein Geſchäft ſo gradeweg — aber damit kömmt man nicht aus heut zu Tage. Man muß Vetterſchaften haben, oder ſchlau und durchtrieben ſein wie ein Fuchs. Es fehlt mir bald hier, bald dort im Laden und dann der Credit — die vielen Bankerotte haben die Leute vorſichtig gemacht. Kömmt nun dazu noch gar, daß man um ſeine rechtſchaffenen Erb-Anſprüche und Erb-Ausſichten betrogen wird, dann — ade! Welt.

— Aber, lieber Freund, ſagte Maſter Blakſon, und ſah Pons mit ſeinen grauen Augen ſcharf an, Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Handelt einer ſo, ſo manövrirt man dagegen. Wer ſagt Ihnen, daß Ihr Verwandter die Dirne nicht an- und aufgenommen hat, um Ihnen einen Poſſen zu ſpielen. Kann es nicht bloße Chikane, nicht Tücke ſein, um Sie ſtürzen zu ſehen und vor der Welt ſchlecht zu machen? Ich wette hundert gegen Eins, daß hier andere

Gründe mit im Spiele geweſen ſind als die, einem armſeligen Wurm eine beſſere Exiſtenz zu geben. Iſt das überhaupt recht, iſt das billig? War das Kind in Schmutz und Niedrigkeit geboren, ſo mußte es auch darin bleiben. Höchſtens gehört ſo ein überflüſſiges Geſchöpf, das wahrſcheinlich durch die Laune irgend eines Vornehmen in die Welt gekommen iſt, in das Werk- und Armenhaus hin, wo es viele von dieſem läſtigen Geſindel giebt. Es iſt pure Tollheit und Ungerechtigkeit, dergleichen auf- und anzunehmen!

— Sie haben allerdings recht, Beſter, ich habe dieſelben Gedanken auch oft gehabt — allein — was machen. Hier muß man ſchweigen — man muß ſich ſeinem Schickſal hingeben — man muß ſich ſtürzen laſſen, um hinterher vielleicht für einen leichtſinnigen Betrüger gehalten zu werden.

— Wenn man ein Narr iſt! ſagte Maſter Blakſon und bewegte ſeinen Kopf gleichſam unwillig in ſeinem dicken, weißem Halstuch hin und her. Wenn man ein Narr iſt! wiederholte er noch ein Mal. Muth gefaßt, und — Klugheit, Verſtand gebraucht, das macht den rechten Geſchäftsmann.

— Aber wie? wie? fragte Pons neugierig und haſtig, was ſoll man unter dieſen Umſtänden machen.

— Allerlei; Sie wiſſen, ich führe ein ſolides, rechtſchaffenes Leben, ich will mich zwar nicht mit meiner Klugheit brüſten — allein Mittel giebt es noch verſchiedene.

— Welche? welche? fragte Pons wieder. —

— Nun, wenn die Dirne nicht da wäre —

— Aber ſie iſt einmal da —

— Damit iſt noch nicht geſagt, daß ſie immer die Tochter ihres jetzigen Vaters bleibt. Die Dirne hat ſich einzuſchmeicheln gewußt — die calculirt ſchon — meinen Sie nicht, daß die längſt ihre Pläne und Berechnungen gemacht hat? Ach, ein Mädchen von zwölf, dreizehn, Jahren die iſt in Hamburg ſchon für alle Verhältniſſe geſcheut genug — man ſieht das ja täglich und gewinnt an Erfahrungen —

Maſter Blakſon hatte ſeinen Freund auf das rechte Fahrwaſſer gebracht.

— Hören Sie — ſagte Pons leiſe, indem er in der Allee nahe bei der Glashütte ſtille ſtand und Blakſon beim Arm faßte — Sie haben die Welt geſehen, Sie haben Weltklugheit, Sie haben Vieles mitgemacht — wenn Sie mir beiſtehen könnten — mein Geſchäft — ich würde Ihnen — das Capital des Alten iſt bedeutend genug — es ſollte Ihnen. —

— Ach! was ſprechen Sie davon, ſagte Maſter Blakſon, machte eine halb ablehnende Bewegung mit Stock und Hand und ging langſam weiter. Man muß ſuchen — es findet ſich ſchon eine Gelegenheit — nur eine Perſon noch — und dann die Art und Weiſe — man muß es ſo anfangen, daß es auch vollkommen glückt. Und einem jungen Blut, geboren aus dem niederen Volk — in dem rechten Momente, dem iſt ja wohl beizukommen, gegen daſſelbe läßt ſich ja wohl ein Streich ausführen.

— Mir würde es doch immer nicht leicht ſein—

— Nun, ich bin auch nicht auf Intriguen eingeübt — Sie wiſſen, ich lebe rechtſchaffen und ſolide — indeſſen, wenn man einem Freunde zu dem verhelfen kann was ihm rechtſchaffen zukömmt, dann—

Es läutete zur Sperre. Herr Pons empfahl ſich, während Maſter Blakſon, ſtatt auch unmittelbar nach ſeiner Wohnung zu gehen, noch längere Zeit in der Allee nachdenkend auf- und nieder ging.

Er hatte ſo in Gedanken verloren etwa eine viertel Stunde ſpaziert, als er von einem Vorübergehenden angeredet wurde.

Dieſer war ein Menſch im ſchwarzen Frack, von bleichen Geſichtszügen aber mit einem lebhaften, dunklen Blick; ein Menſch, der es durch ſeine Lebhaftigkeit und Beweglichkeit bemerkbar zu machen ſchien, daß er nach mancher verunglückten Carriere, nach vielen angefangenen und wieder aufgegebenen

Geſchäften, nach manchen verzettelten Tagen und durchſchwärmten Nächten es gegenwärtig bis zum ſogenannten „Tanzmeiſter“ in einem berüchtigten Locale auf dem Hamburger Berge gebracht hatte.

Als Maſter Blakſon dieſes vielgewandten und durch alle Lebensſchulen gegangenen Menſchen anſichtig wurde, blieb er verdutzt ſtehen, als wäre plötzlich ein Blitz vor ihm niedergeſchlagen oder in ſein Gehirn gefahren und hätte darin alle Dunkelheiten auf einmal erleuchtet und mit einem ſcharfen Licht klar und beſtimmt umriſſen.

Der Tanzmeiſter war offenbar ein Mann, wie Maſter Blakſon ihn gebrauchen konnte, ſolche Leute haben keine Grundſätze und kein Gewiſſen, ſie ſind zu Allem bereit und fähig, was man nur von ihnen verlangt.

— Noch immer ſo geſchäſtig? fragte endlich Maſter Blakſon nach einer Pauſe.

— Ei, ja, ſagte der Tanzmeiſter; Herr Capitain, man muß ſich durchſchlagen, man muß ſich in alle Lagen zu fügen wiſſen.

Wer das kann, iſt mein Mann; Sie ſind gewandt, verſetzte Maſter Blakſon. Es ſind ſchlechte Leute, die ſich ſelbſt nicht helfen — ſie werden es bei Andern auch nicht thun.

— Ach, Sie wiſſen ja, Capitain, ich diene mir und Andern, ich bin jetzt eben wieder in Geſchäften aus für mein Haus—Sie wiſſen, man muß ſich allerlei Nebenverdienſte machen, man muß dem Geſchäft, bei dem man nun einmal iſt, auf jede Weiſe behülflich ſein.

— Und es gelingt Ihnen immer?

— Ich denke, ja, ich weiß zu ſprechen, ich kann mein Wort machen, man muß die Sache von der beſten, lockendſten Seite vorſtellen, denn — ſich ſelbſt überlaſſen, ſind die Menſchen zu träge, da muß man ihnen dienſtbereit entgegen kommen, ihnen Mittel und Wege zeigen —

— Allerwelts-Kerl, der Sie ſind — da könnte ich Ihnen auch einen Dienſt leiſten —

— Sie mir —

— Wie ich Ihnen ſage —

Laſſen Sie hören — verſetzte haſtig und neugierig der Tanzmeiſter.

Maſter Blakſon eröffnete ſich jetzt ſeinem alten Bekannten, auf deſſen Geſinnung und Ergebenheit er ſich verlaſſen konnte. Wir brauchen unſern Leſern die Details nicht mitzutheilen. — Mir, als Tanzlehrer, kann es nicht fehlen — geht es auf dem einen Wege nicht, ſo geht es auf dem andern, ein rechter Fuchs hat immer zwei Löcher offen durch die er hinausſchlüpfen kann, ſagte der Betriebſame. —

Kurz die Machination des Tanzmeiſters gelang. Eliſe ließ ſich wirklich bethören und verleiten — durch Satans-Künſte. Das Bubenſtück gelang dem Tanzmeiſter, durch Vermittlung des Maſter Blakſon, und der Detailhändler hatte nun wieder freie Ausſicht und alle Hoffnung, Erbe zu werden. —

Man muß vorläufig mit dieſem einen Zuge von der Denkungsart und Handlungsweiſe des Maſter Blakſon vorlieb nehmen und ſich zufrieden geben. Ein zweiter, eben ſo draſtiſcher und wirkſamer Zug wird als zu unſerer näheren Geſchichte gehörig, ſogleich nachfolgen.

XIX.

Das Document.

Wir haben ſchon erzählt, daß Maſter Blakſon mit zu dem näheren oder ferneren Geſellſchafts-Kreiſe gehörte, den Madame Müller, um ſich ein möglichſt ehrbares Anſehn zu geben, um ſich zu bilden und zuſammen zu ziehen gewußt hatte.

Hätte es in dem Geſchmack oder der Neigung der Madame Müller gelegen, nach Maſter Blakſon Angel und Netz auszuwerfen, oder wäre dieſer geneigt geweſen, ſich mit jener zu verheirathen, ſo würde ſolchen Abſichten durchaus nichts im Wege geſtanden haben. Allein beide Parteien fühlten kein Intereſſe dieſer Art in ſich; der Eine wollte ledig bleiben, während die Andere einem jungen und auch angeſehenen oder begüterten Manne jedenfalls den Vorzug gab. —

Es war Nachmittags vier Uhr, als Maſter Blakſon eines Tages mit gemächlichen Schritten und in Gedanken verloren an der hohen Dornhecke hinauf ging, an deren Ende, einige Schritte zurück das Haus mit dem rothen Ziegeldach und der breiten ſteinernen Treppe lag, welches Madame Müller bewohnte.

— Kommen Sie endlich, ſagte das Dienſtmädchen, welches ihn auf der Diele empfing; Madame hat den ganzen Tag ſchon auf Sie gewartet, Herr Blakſon — was Sie vorhaben mögen, wenn man das wiſſen könnte —

Maſter Blakſon kniff die Redende in die Backen und trat in das reinliche und wohl möblirte Zimmer.

— Kommen Sie endlich — redete ihn auch Madame Müller an — ich habe Sie ſchon dieſen Morgen erwartet; ich war fortwährend in Angſt daß er kommen würde und daß ich ihm dann das Document nicht zeigen könnte. Sie wiſſen eine Nothlüge iſt immer auffallend und ſtört den guten Humor. Sie haben doch —

— Ich habe es allerdings und hoffe, daß Sie mit mir zufrieden ſein werden. Eine Entdeckung iſt von Seiten des jungen Mannes, wie ich überzeugt bin, nicht möglich, dazu hat er nicht Routine und Welterfahrung genug. Er wird überraſcht werden durch den Inhalt, er wird vor Freude außer ſich kommen und deshalb ſchon nicht im Stande ſein, etwaige Zweifel an Ächtheit und Glaubwürdigkeit aufkommen zu laſſen.

— Sie ſind ein geſcheuter Mann, ſagte Madame Müller, freilich Sie haben ſich in der Welt, zu Waſſer und zu Lande umgeſehen, Sie haben viele Schriften in den Händen gehabt, Sie kennen ſolche Sachen von Grund aus und ich weiß, daß ich mich Ihnen vollkommen anvertrauen kann. Doch ſetzen wir uns — ich muß doch auch erſt einen Blick hineinwerfen.

Maſter Blakſon ſetzte ſich neben Madame Müller auf das Sopha und holte jetzt aus ſeiner großen Taſche eine Schrift hervor, die er ſehr ſorgfältig eingewickelt hatte. Indem er die Schrift auseinander legte und mit den Fingern darauf ſchnellte, um das noch haftende Streuſand herunter zu bringen, ſagte er: Sehen Sie, liebe Madame, das iſt die Obligation; die Formalitäten, der Styl, die Züge der Anfangsbuchſtaben, die Unterſchrift, Alles iſt auf's Genaueſte beobachtet — und hier — ſehen Sie — hier ſteht wörtlich — „und ſoll der Vorzeigerin dieſes, ſobald ſie die Jahre erreicht hat und ſich anſtändig verheirathen kann, nach geräuſchloſer, möglichſt unbemerkter und geheimer Meldung durch meinen Kammerjäger, die Summe von tauſend Bankthaler zur Ausſteuer zugeſichert bleiben, zugleich auch kann dieſe Schrift dazu dienen, Jedem, der ſich für die Inhaberin oder deren Lebensglück intereſſirt, vorgezeigt zu werden und von dem zu Erwartenden zu überzeugen.“ —

— Das iſt klar und deutlich, das iſt ganz ſo wie ich es mir dachte, ſagte Madame Müller mit Lebhaftigkeit, damit würde man noch ganz andere Leute täuſchen können, als der iſt, bei dem wir Gebrauch davon machen wollen.

— Haben Sie Ihren Plan nun ſchon beſtimmt gefaßt? ſagte Maſter Blakſon, es iſt immer gut, wenn man ſich die erfundene Geſchichte erſt ſelbſt verſchiedene Male vorſpricht, am Ende glaubt man ſelbſt treu und feſt, was man doch nur erdichtet hat, und iſt dann um ſo weniger aus Text und Haltung zu bringen.

— Ich werde es Ihnen erzählen, lieber Herr Blakſon, ſagte Madame Müller, was ich mir ausgedacht habe. — Meine Mutter war die Tochter eines Bäckers in Rendsburg, die der König kennen lernte, als er ſich dort einſt zur Revue aufhielt. Meine Mutter, das einfache Bürgermädchen, war ſo ſchön, daß der König ſich in ſie verliebte und außer dem, was er ihr bis zu ihrer Verheirathung reichlich zufließen ließ, die durch dieſes Document beglaubigte Summe noch ihrem Kinde, alſo — mir ausſetzte. Die Schrift wurde mir von meiner Mutter, als ſie auf dem Sterbebette lag, übergeben und ich habe ſie als ein Heiligthum aufbewahrt, ohne bis jetzt den geringſten Gebrauch davon zu machen. Wenn ich mich nun gut und glücklich verheirathen kann, ſo dürfte es ſehr leicht ſein, daß der König, der meine Mutter ſo außerordentlich liebgewonnen hatte, noch mehr thäte, als er urſprünglich verſprochen hat.

Iſt die Verbindung dann einmal eingeleitet und die Heirath ſo weit geſchloſſen, daß eine Auflöſung nicht mehr möglich, ſo ſuche ich auf eine ſchickliche Weiſe — wenn anders ich für meine Perſon nicht im vollen Beſitz des Documentes ſollte bleiben können — wieder deſſelben habhaft zu werden und — vernichte es im Feuer.

— Ein kluges Weib! rief Maſter Blakſon. Es iſt mir lieb, daß ich für eine ſolche Frau meine Zeit und Kräfte verwandt habe. Ich ſollte meinen, daß es Ihnen nun nicht fehlen kann, Ihren Plan durchzuſetzen und Ihre Abſicht zu erreichen. Sie werden auf dieſe Weiſe eine vortheilhafte Heirath ſchließen und durch ein im Ganzen völlig nutzloſes Papier — auch wenn die Ehe ſich wieder auflöſen ſollte, doch immer Anſpruch auf einen Theil des Vermögens des Mannes behalten. Sie werden dadurch nicht allein ſich ſelbſt eine beſſere Zukunft ſichern, ſondern auch im Fall ſich eine neue Ausſicht zu einer Verheirathung darbieten ſollte — da bei etwaiger Scheidung Ihnen durchaus, unter obwaltenden Umſtänden, das Recht der Wiederverheirathung nicht wird abgeſprochen werden können — ſich um Vieles beſſer geſtellt ſehen.

— Das denke ich auch, ſagte Madame Müller, ich kann nur gewinnen, es komme wie es wolle, vorausgeſetzt, daß die Formalitäten dieſer Verheirathung in allem Ernſte vor ſich gehen, und daß ich unſer Document als Lockſpeiſe nur vorzeige, verſteht ſich unter vier Augen, — aber nicht aus den Händen gebe. Bei einer Entdeckung der unternommenen Täuſchung —

Madame Müller ſtockte plötzlich, ohne Zweifel dachte ſie in dieſem Augenblick an ihre frühere mißglückte Intrigue, allein Maſter Blakſon nahm keine Notiz davon und konnte ſich das plötzliche Verſtummen bei einer ſich regenden Furcht auch ganz wohl aus der natürlichen weiblichen Befangenheit bei kühnen gewagten Unternehmungen erklären.

Um den Zuſammenhang und den halb und halb zu enträthſelnden Sinn dieſer Rede zu begreifen, muß man wiſſen, daß Madame Müller die Bekanntſchaft eines jungen Mannes gemacht hatte, der ſich gerne verheirathen wollte, um dadurch ſein Geſchäft zu erweitern und in beſſerer Ordnung führen zu können.

Madame Müller hatte ſich ſo hingebend freundlich und zuvorkommend zu benehmen gewußt, ſie hatte ſich mit einer ſo verſchmitzten und einſchmeichelnden Koketterie in die Gunſt und die Neigung des jungen Mannes, Namens Forberg, geſetzt, daß dieſer unmittelbar für eine Verheirathung gewonnen worden wäre, wenn ihm nicht noch Etwas abgehalten hätte, ſich näher einzulaſſen, nämlich das zu kleine Vermögen, welches er bei dieſer Wahl vorausſetzen mußte. Damit ihm nun jeder Zweifel genommen und der Sieg raſch herbeigeführt würde, hatte Madame Müller obigen Plan ausgeheckt und ihrem Hausfreunde mitgetheilt, und dieſer ſich auch bereitwillig finden laſſen, das oben geſchilderte vorläufige Reſultat bis ſo weit herbeizuführen. Allem Anſchein nach mußte es der weiblichen Keckheit und Schlauheit nunmehr auch vollkommen gelingen, den beabſichtigten Zweck zu erreichen, und, wenn auch früher keine Erbſchaft, ſo doch jetzt eine vortheilhafte Verheirathung zu erſchleichen.

Nach Weiber Art war Madame Müller ſehr heftig in ihren Wünſchen. Sie hatte dem jungen Mann auf dieſen Abend eingeladen, um ihm das Document zu zeigen. Sie würde alſo in der größten Verlegenheit geweſen ſein, wäre Maſter Blakſon nicht zur rechten Zeit mit dem Verabredeten gekommen. Man kann ſich daher die Unruhe erklären, welche ſie ihrem Dienſtmädchen, freilich ohne Angabe des Grundes, nicht verborgen hatte, und die Freude, als ſie den Erſehnten endlich eintreten ſah.

Es iſt begreiflich, daß Maſter Blakſon jetzt überflüſſig war und daß er ſobald als möglich wieder verabſchiedet werden wußte, nachdem er ſeine falſche Schrift abgeliefert hatte. Denn der Geladene, welchem eine ſo arge Falle geſtellt werden ſollte, konnte jeden Augenblick in die Thüre treten und die Gegenwart von einer ſolchen mitwiſſenden Perſon, wie Maſter Blakſon war, würde doch wahrſcheinlich einige Befangenheit von beiden Seiten herbeigeführt haben.

Madame Müller verfuhr hierin auch mit der größten Offenherzigkeit; ſie ſagte ihrem Freunde unumwunden, daß er ſich entfernen möge, um jede Störung zu vermeiden, und — dieſer ging.

Die Intriguantin war allein; ſie las das angefertigte Document noch einmal flüchtig über, warf einen lächelnden, triumphirenden Blick in den Spiegel, ſtand auf, legte das Papier zuſammen und verbarg es ſorgfältig unter einigen anderen Papieren in einem Schubfach, ſo daß es das Anſehn gewann, als wenn es dort ſchon lange, wohl und ſicher aufgehoben gelegen hatte.

In der That hatte Maſter Blakſon zu dem Document auch ein am Rande ſchon vergilbtes Papier genommen, es mit Staub eingerieben und hie und da mit einer Flüſſigkeit ſo geſchickt überlaufen laſſen, einiger berechneten Zerknitterungen und oft wiederholten Falzungen gar nicht zu gedenken — daß ſelbſt ein diplomatiſches Auge durch den äußeren Schein würde getäuſcht worden ſein.

XIX.

Das Gelingen.

Madame Müller ſetzte ſich wieder auf den Sopha, nahm eine Nätherei vor und erwartete ſo mit aller mädchenhaften Ungeduld und Befangenheit den — Geliebten.

Dieſer erſchien endlich!

Es war ein junger Mann von etwas linkiſchem, obwohl ſehr beſcheidenem und anſtändigem Weſen. In ſeinen Zügen lag etwas, was unmittelbar Vertrauen einflößen mußte und auch Zeugniß dafür ablegte, daß er ſelbſt leicht zum Vertrauen geneigt war.

Madame Müller benahm ſich mit der größten Behutſamkeit ſo zurückhaltend und befangen, wie ein junges Mädchen, welches zum erſten Male einem Manne allein gegenüber ſteht.

Sie hatte ſich erhoben, als Herr Forberg eintrat, und ſagte jetzt mit halbverſtellt ſchüchterner Miene: „Setzen Sie ſich, Herr Forberg!“

Dieſer ſetzte ſich auf einen Stuhl vor dem Tiſch, während jene wieder auf dem Sopha Platz nahm.

„Wir wollten über unſere Angelegenheit reden,“ fing Madame Müller mit leiſer Stimme wieder an.

„Ja,“ ſagte der junge Mann, „laſſen Sie uns unmittelbar zur Sache kommen. Mir würde ein großes Glück widerfahren, wenn — ich — Sie meine Gattin nennen dürfte.“

Dieſe Worte wurden mit großer Verſchämtheit geſprochen und zeugten für das reine Herz, deſſen Empfindungen hiermit ausgedrückt wurden.

„Ihr Wunſch iſt auch der meinige,“ verſetzte Madame Müller, und affectirte einen gleichen Ton.

„Sie wiſſen,“ fuhr der junge Mann fort, „daß es mit meinem Geſchäfte auf's Beſte ſteht, daß ich Ausſichten habe, mich von Tag zu Tage weiter auszubreiten, — allein, um dieſes mit Nachdruck und ohne Schwankungen zu können, würde es mir ſehr lieb ſein, wenn —“

Der junge Mann ſtockte, da er an die Bedingung des Geſchäftes und — der Ehe kam. Er vermochte offenbar das Wort „Geld“ nicht auszuſprechen, weil es mit ſeinem Gefühl in ſo lebhaftem Widerſpruch ſtand.

„Sie kennen meine Verhältniſſe,“ nahm Madame Müller das Wort, „jedoch nur oberflächlich. Sie können nicht wiſſen, daß ich noch ein Geheimniß —“

„Ein Geheimniß?“ fragte Herr Forberg raſch und verwundert.

„Ein Geheimniß, von dem ich hoffe, daß es, ſobald es enthüllt iſt, unſer Glück beſtimmt verſiegeln und krönen wird.“

„O, geſchwind, reden Sie, Sie machen mich neugierig, — welch' ein Geheimniß haben Sie mir zu enthüllen, damit unſer Glück —“

„Sie wiſſen noch nicht, daß ich eigentlich eine Tochter des Königs von — bin.“

„Eine Tochter des Königs —“ wiederholte der junge Mann und ſah Madame Müller mit Erſtaunen an.

„Verſtehen Sie mich recht,“ fuhr dieſe fort. „Meine Mutter war freilich nur die Tochter eines Bäckers, aber — nun — große und mächtige Herren haben ihre Launen und Leidenſchaften eben ſo gut — wie —“

„Die Tochter eines Königs!“ wiederholte der junge Mann noch einmal, als könne er ſich dieſen Begriff unter obwaltenden Umſtänden gar nicht klar machen.

„Wie ich Ihnen ſage,“ verſetzte Madame Müller, „ich hoffe aber, daß dieſe Ihnen von meiner Seite gemachte Entdeckung unſerm Verhältniß durchaus nichts in den Weg legen wird.“

„O, nein, nein!“ —

„Nun, in Folge dieſer Geburt iſt mir ein Document geworden, welches — doch, Sie ſollen ſich ſelbſt überzeugen, und deshalb eben wünſchte ich, Sie dieſen Abend bei mir zu ſehen.“

Madame Müller erhob ſich, ging an ihre Schatulle, öffnete das bewußte Schubfach und holte jene Schrift hervor, welche ſie vor einer oder zwei Stunden dort friſch hineingelegt hatte.

„Sehen Sie — hier iſt ein Vermächtniß des Königs — für mich — zu heben, ſobald ich mich verheirathen werde. Ich habe bisher keinen Gebrauch davon gemacht, — ich konnte es nicht über mich gewinnen — in Kopenhagen — meinem verſtorbenen Manne dieſes werthvolle Geheimniß zu entdecken, — es iſt eine anſehnliche Summe — Sie können ſich überzeugen, ſie iſt im Augenblick zu heben, ſobald die Schrift vorgezeigt wird.“

Es war bereits dunkel geworden, Madame Müller konnte ihr Document daher um ſo kecker zur Anſicht bieten, und ſie that dies auch mit allem Selbſtvertrauen und aller Zuverſicht auf einen günſtigen Ausgang ihres Planes.

Herr Forberg warf einen ſchüchternen Blick hinein, ſah die Angabe der Summe und verhehlte ſeine Freude nicht.

„Wär's möglich,“ rief er, „und dieſe Summe würde ich mein nennen, im Falle Sie mich durch Ihre Hand beglückten; ich würde mein Geſchäft dadurch um das Doppelte und Dreifache erweitern und ſelbſt überſeeiſche Verbindungen anknüpfen können.“

„Alles gehört Ihnen,“ ſagte Madame Müller, ließ ihren Kopf auf die Bruſt ſinken und warf zugleich einen ſchmachtenden Blick auf den ihr gegenüber Sitzenden.

Forberg ergriff die Hand ſeiner — Braut; er warf ſich vor ihr auf die Kniee und rief: „Wollen Sie mich glücklich machen, — wollen Sie mir dieſe Hand ewig laſſen?“

„Ewig!“ liſpelte Madame Müller und erröthete nicht vor dem ſataniſchen Spiel, mit dem ſie das ernſte Wort ſprach, und den feierlichen, heiligen Augenblick ſchrecklich entweihete.

Es trat eine Pauſe ein, während welcher Forberg ſeinen Kopf auf dem Schooße der Madame Müller ruhen ließ, indeſſen dieſe mit heimlicher Schadenfreude das falſche Document in der Hand hielt und es wohlgefällig lächelnd betrachtete.

Das Dienſtmädchen trat ein, um zu fragen, ob ſie auch Licht bringen und die große Aſtrallampe auf dem Tiſch vor dem Sopha anzünden ſolle.

Forberg fuhr empor. Er fühlte ſich wirklich überglücklich; die Empfindung der Liebe erwachte in ſeiner Bruſt, ſeine Blicke ruhten mit Zärtlichkeit auf ſeiner — Braut, und er träumte — von der Erweiterung ſeines Geſchäftes, ſobald er mit ſeiner Frau und dem Document nach Kopenhagen gereiſ't ſein würde, um in den Beſitz des zugeſicherten Geldes zu kommen.

Das Geſchäft war abgemacht, die Heirath war geſchloſſen. Der junge Mann ſchied äußerſt ſelig und verſprach der Madame Müller, in den nächſten Tagen eine Geſellſchaft zu laden und ſie dieſer als ſeine Verlobte vorzuſtellen.

XX.

Die Enttäuſchung.

Der Tag, der Abend kam heran, an welchem Forberg ſeinen Verwandten und Bekannten ſeine Verlobte vorſtellen wollte.

Es war in einem großen, ſtattlich möblirten Zimmer ein anſehnlicher Kreis honetter, bürgerlicher Familien mit ihren Töchtern verſammelt.

Forberg hatte Alles auf's Brillanteſte eingerichtet, er empfing jeden ſeiner Gäſte mit dem heiterſten Gruß, mit einem Händedruck, in dem ſich die ganze Fülle ſeines Glückes ausſprach, des Glückes, nun ſein Geſchäft im größten Maaßſtabe führen zu können.

Die Braut fehlte nur noch. Man ziſchelte, man flüſterte ſich einander in die Ohren. „Kennen Sie ſie?" fragte eine Frau von mittleren Jahren;

„nein,“ verſetzte eine andere; „es ſchwebt ein gewiſſes Geheimniß darüber; ſie ſoll aus Kopenhagen ſein und, wonach die Männer jetzt immer am erſten fragen — ein bedeutendes Vermögen haben.

— Ja, verſetzte eine Andere, Vermögen hin, Vermögen her, man munkelt allerlei darüber, doch kann ich nichts Gewiſſes behaupten. Sie wohnt vor dem Thore, in — ach, Sie ſind dort ja bekannt, haben Sie denn nie von einer Madame Müller gehört?

— Madame Müller? fiel eine lebhafte Brunette ihr in die Rede. Ach, wer kann alle Müller's und Meier's kennen, deren giebt es — allein in Hamburg ſo viele, wie Sand am Meere. Wenn ich aber in Forberg's Stelle geweſen wäre, ſo hätte ich nicht ſo, einzig und allein des Geldes wegen geheirathet. Geld macht nicht glücklich, ach — fuhr ſie mit einem Seufzer fort — wenn man ſich nicht heirathet um der Liebe und natürlichen Neigung willen ſo wird nie etwas Gutes aus der Ehe. Ich weiß nicht, was das jetzt für Männer ſind, ſie ſuchen immer nur Frauen, um ihr Geſchäft zu verſſern. Welche herzloſe Spekulation!

Die Männer hatten ſich in ein Nebenzimmer abgeſondert, als die Damen anfingen leiſer und leiſer mit einander zu plaudern. Man ſah in dem Damenzimmer unabläſſig nach der Thüre, man wandte in dem lebhafteſten Geſpräch jeden Augenblick den Kopf und die Neugierde war auf's Höchſte geſpannt, als Forberg endlich ſeine — Verlobte hereinführte.

Es entſtand eine allgemeine Bewegung, während die Damen ſich erhoben, ein neues Geflüſter lief verſtohlen durch das Zimmer.

Auf dem Geſicht der Madame Müller zeigte ſich eine ungewöhnliche Befangenheit, ihre Blicke blieben fortwährend geſenkt, und ſie ſchien kaum den Muth zu haben, die Geſellſchaft, der ſie vorgeſtellt wurde, mit Freude und Heiterkeit anzuſehen.

Dem Bräutigam war dieſe Situation peinlich auffallend und unangenehm, doch vermochte er den Grund davon nicht einzuſehen.

Es trat eine Pauſe ein, während welcher Madame Müller ſich immer ſcheu und verlegen zurückhielt.

Einige Herren, die das Geräuſch aufmerkſam gemacht hatte, waren eingetreten.

Die gewöhnlichen Scherze und Beglückwünſchungen wiederholten ſich, die Stimmung gewann Heiterkeit und Leben. Immer größer wurde die Zahl der Herren, welche ſich herzudrängten um — „die Braut“ zu ſehen und die Wahl zu loben. —

Plötzlich fuhr Madame Müller zuſammen, als wäre ſie vom Schlage gerührt. Ein unterdrückter Ausruf des Schreckes entfloh ihrer Bruſt.

Man ſah ſich beſtürzt und verwundert an, Forberg zitterte an allen Gliedern, als er bemerkte, daß ſeine Braut wie verſteinert und bleich wurde gleich einer Leiche.

Es erfolgte eine Ohnmacht. Madame Müller ſank auf einen Stuhl nieder. Man griff ihr unter die Arme, man bemühte ſich um ſie, man eilte hinaus, um Eau-de-Cologne, Eſſig, kaltes Waſſer zu holen. Die Verwirrung und Beſtürzung wurde immer lauter. —

Während die Damen um die Ohnmächtige beſchäftigt waren und die Herren vergeblich nach der Urſache forſchten, wurde der betäubt daſtehende Bräutigam am Arme gezupft. Er ſah faſt mechaniſch auf, ohne zu wiſſen, was mit ihm vorging. Es zupfte ihn noch ein Mal Jemand, ſtark, faſt zornig am Arme und nöthigte ihn in's Nebenzimmer.

Forberg folgte. —

Als er mit der Perſon, welche ihn abgerufen und die Thüre hin'er ihnen verſchloſſen hatte, allein war, trat dieſe mit Aufregung und Entrüſtung vor ihn hin und fragte: Die—wollen Sie heirathen?—

Forberg ſchwieg. Er wußte nicht einmal wen er vor ſich hatte, noch viel weniger, was dieſe ſeltſame Frage bedeuten ſollte.

Ich frage Sie, wiederholte die Perſon noch einmal — und zwar mit ſehr markirtem Ton — Herr Forberg, wollen Sie jene Dame wirklich heirathen? — Nun ja, ſagte der junge Geſchäftsmann mit einer zaghaften Stimme; ich kenne Sie nicht, mein Herr, was berechtigt Sie zu einer ſolchen, in der That ſehr unerwarteten Frage?

— Was mich dazu berechtigt? verſetzte der Unbekannte — das Gefühl der Rechtlichkeit, daß ich Sie nicht ganz ein Opfer des Betruges werden laſſen will.

— Des Betruges, Herr! wie kommen Sie zu dieſem Wort!

— Wiſſen Sie, fuhr jener immer mehr aufgeregt und entrüſtet fort, das Weib, welches Sie für ſich einzunehmen wußte, welches Sie mit einer nichtswürdigen Intrigue umgarnte, — ſaß ſchon im Zuchthauſe und iſt jeden Augenblick abermals dafür reif, ſobald —

— Im Zuchthauſe?! wiederholte Forberg, fuhr mit der Hand über ſeine Stirne und prallte einige Schritte zurück, ſie — dieſe — Madame Müller — wie wäre das möglich — hier, in Hamburg im Zucht- oder Spinnhauſe? Sie ſagte aber, ſie wäre die Baſtard — Tochter des — Königs und — aus Kopenhagen —

— So hat ſie gelogen, Herr Forberg, und Sie ſind ſchändlich von ihr hintergangen worden. Ich hatte Wind von Ihrer Verheirathung, ich bin mit einem Freunde hierher gekommen, um Sie zu retten und zu bewahren vor einem ſchändlichen Betruge; Sie ſind ein rechtſchaffener, ſtrebſamer junger Mann — Sie dürfen dieſem durch und durch intriguanten Weibe nicht als Opfer fallen — Sie nicht — deshalb benutzte ich dieſe Gelegenheit, wo es noch Zeit, Sie zu retten, Sie von einem Abgrund zurückzuhalten, in den Sie ſich zu gutmüthig und unvorſichtig ſtürzen wollten — Sie dürfen dieſes Weib nicht heirathen.

Forberg ſah den Redenden noch immer ungläubig an, ihm ſchien die ganze Scene noch immer wie ein Traum zu ſein. Vergeblich rieb er ſich die Augen, vergeblich fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne, und rief: Wie iſt ſo Etwas in Hamburg möglich? Wie komme ich nur wieder aus der Schlinge heraus? Was macht mir dieſe Affaire für Anſehn?

— Sie heraus zu helfen, fuhr der Unbekannte fort, deshalb eben bin ich hier. Ich bin überzeugt, daß dieſes Weib von dieſem Augenblick an, auf alle Anſprüche, die ſie auf Ihre Zuſage haben könnte, verzichten wird. Ich ſtehe Ihnen dafür, ſie wird ſo ſehr andern Sinnes geworden ſein, daß ſie gar nicht mehr Ihre Gattin werden will. Und ſollte Sie es auch wollen, ſo werde ich doch dafür ſorgen, daß — Erklären Sie mir aber kurz, wie ſind Sie dazu gekommen, auf ſolch' ein Weib zu reflectiren — da ſie nicht das Geringſte beſitzt, außer was ſie auf eine ordinaire Weiſe, in der niedrigſten Stellung hinterliſtig und betrügeriſch an ſich gebracht hat. —

— Mein Gott, ſagte Forberg, ſie beſitzt doch eine Obligation, ein ſchriftliches Document, welches auf eine ganz anſehnliche Summe lautet —!

— Ha, ha, ha! Dieſe — Prinzeſſin eine Obligation, erlogen, falſch, untergeſchoben, ſage ich Ihnen —

— Es kann nicht ſein — Sie irren ſich, mein Herr, ſagte Forberg, ich habe ſie ſelbſt in meinen Händen gehabt!

— Man hat Sie getäuſcht, es kann nicht ſein! denn —

Wir übergehen hier, was der Leſer ſchon weiß, es bedarf der Auseinanderſetzung des Lebens der Doctorin Bertram, der Madame Falk, der Madame Müller nicht weiter.

Der Unbekannte fuhr fort: Treten Sie jetzt wieder in das andere Zimmer. Bei der durch die Ohnmacht herbeigeführten Verwirrung wird man unſere Entfernung, unſer Geſpräch kaum bemerkt haben. — Die Perſon wird ſich unter irgend einem Vorwande unmittelbar, nachdem ſie wieder zu ſich gekommen, entfernen; denn, da ſie mich hier geſehen hat, da ſie weiß, daß ich mit ihren elenden Ränken und Intriguen bekannt bin, ſo wird ſie nicht länger hier verweilen wollen; ſie wird ſich ſchnell den Augen der Geſellſchaft entziehen, — ich gebe Ihnen mein Wort darauf. — Erwähnen Sie unſerer Unterredung und deſſen, was ich Ihnen zu entdecken und mitzutheilen für gut fand, mit keiner Silbe. Laſſen Sie mich für das Weitere ſorgen — Sie ſollen wieder frei ſein.

Forberg und der Unbekannte traten in das Geſellſchaftszimmer zurück. Die Ohnmächtige war unterdeſſen wieder zu ſich gekommen und verlangte jetzt eben nach einem Wagen, um wegen anhaltenden Übelbefindens ſchnell in ihre Wohnung zurückzukehren.

Die Verſammlung löſte ſich ſehr verwirrt und verſtimmt auf. Einige ſchienen den Zuſammenhang dieſer merkwürdigen Scene zu errathen, Andere fragten ſich und Andere vergeblich nach der Urſache und prophezeihten eine höchſt unglückliche Ehe.

Forberg hatte ſich zurückgezogen und kam nicht eher wieder aus ſeinem Verſteck zurück, als bis Alle ſich entfernt hatten.

Dann warf er ſich in den Sopha und ſaß dort, ſtarr und ſtumm, ja ſogar weinend bis Mitternacht.

Der Wächter rief drei, als er kopfſchüttelnd aufſtand und in ſein Wohnzimmer hinunterging. Auch hier ging er noch lange auf und nieder, ſchüttelte den Kopf und rief: Wie iſt es möglich! Wie konnte ein Weib mich ſo ſchändlich betrügen wollen.

Der Unbekannte, welcher ihn vor der Intriguantin bewahrt hatte, war — Hai.

XXI.

Die Entfernung.

Madame Müller kehrte ſehr zerſtört und niedergeſchlagen aus der Geſellſchaft in ihre Wohnung zurück. Als ſie aus dem Wagen ſtieg und von ihrem Dienſtmädchen empfangen wurde, mußte ſie von dieſem in das Zimmer faſt getragen werden. Sie ſah ungemein bleich und leidend aus, erklärte ſich hierüber aber nicht weiter, als daß ſie plötzlich krank geworden und einige Tage Niemanden bei ſich ſehen wolle.

Das Dienſtmädchen, welches ſich dieſen ungewöhnlichen Zuſtand ihrer ſonſt ſo aufgeregten und lebensluſtigen Herrin nicht zu erklären wußte, ging kopfſchüttelnd hinaus.

Die Erkrankte blieb auch in der That mehrere Tage ſehr hinfällig und niedergeſchlagen, ſie genoß wenig und ſprach noch weniger, ohne jedoch nach einem Arzt zu verlangen.

Ein erfahrenes Auge hätte bemerken müſſen, daß dies eigentlich keine Krankheit, ſondern nur eine ungeheure Angſt und Beklommenheit ſei.

Madame Müller ſaß Stunden lang da, das Auge feſt auf einen Punkt gerichtet, wurde oft von Röthe berlaufen, erbleichte dann wieder und fuhr aus ihrem dumpfen Brüthen plötzlich auf, um nach der Thüre zu ſehen, als müßte oder ſollte jeden Augenblick Jemand eintreten. Sie ſchrak leiſe zuſammen, ſeufzte und fiel dann wieder in ihre Erſtarrung zurück.

Am dritten Tage, gegen Abend, ging die Thüre des Zimmers wirklich auf, und — Advokat Hai trat ein.

Madame Müller fuhr erſchrocken auf dem Sopha zurück. Sie wollte ſich erheben — ſie konnte es nicht; ſie wollte ſprechen, die Zunge verſagte ihr den Dienſt.

Bleiben Sie ruhig ſitzen, Frau Doctorin, begann Advokat Hai, Sie ſind die Frau eines meiner Collegen, ich werde dieſe Rückſicht nicht außer Acht laſſen. Ich komme in einer guten Abſicht zu Ihnen, um Sie vor weiteren Mißgriffen zu bewahren.

Wie ich immer zu Ihrem Vortheil geſprochen und manches Nachtheilige von Ihnen abgewandt habe, ſo werde ich auch jetzt fortfahren. — Sie haben vor einigen Tagen einen unangenehmen Vorfall —

— Ach — Sie wiſſen — Sie kennen ja auch meine früheren Verhältniſſe —

— Ich weiß Alles — ich kenne alle Verwicklungen und Löſungen Ihres Lebens, ich wußte es recht gut, als Sie unter einem angenommenen Namen, von einem reichen Freunde beſchützt, Hôtel garni hielten -- aber ſprechen wir nicht weiter davon, wie damals keine Silbe über Ihre Perſönlichkeit verloren worden iſt, denn Sie müſſen ja wiſſen, daß man unter ſolchen Umſtänden in der vornehmen Welt gerne ein Auge zudrückt, ſchweigt und thut, als kennte man ſich nicht. Die Geheimniſſe der großen, vornehmen Welt bedingen zum voraus Discretion gegen Jeden und in allen Verhältniſſen. Man mag zuſammen kommen, wie und wo man will, man mag ſich kennen, wie und von einander wiſſen, was man will, man berührt nichts davon. — Alſo — beobachten wir auch jetzt dieſe Discretion und thun wir, als kennten wir uns nicht.

Madame Müller — oder wie Hai ſie jetzt plötzlich wieder genannt hatte, Frau Doctorin Bertram athmete hoch auf, als ſie dieſe Worte vernahm.

— Ich biete Ihnen an, die Verbindung mit Forberg unter Bedingungen rückgängig zu machen und jede Anklage, die er gegen Sie erheben könnte und dürfte, zu beſeitigen — wenn —

Die Doctorin Bertram drückte ſeine Hand zum Zeichen ihrer Zufriedenheit. — Waren Sie bei Herrn Forberg? fragte ſie.

— Ich war nicht dort, verſetzte Hai, obgleich er, — müſſen wir dem Leſer hier kurz und im Geheimen melden — am Tage vorher dort geweſen war und ſich eine gewiſſe Summe ausbedungen hatte, wenn er die Heirath wieder auflöſe — da Madame Müller ſich auf höchſt leichtſinniger und liſtige Weiſe eine Fälſchung habe zu Schulden kommen laſſen, die doch jetzt — nach hier nicht weiter zu erörternden Umſtänden — bei jedenfallſiger Leugnung, ſchwer zu erweiſen ſein dürfte und die Verlobung, das Eheverſprechen einmal ſtattgefunden habe.

— Ich war nicht dort, verſetzte Hai alſo mit feſter Stimme, doch hörte ich dieſes und jenes — und — da ich Sie ſeit Jahren kenne —

— Sie waren aber an jenem Nachmittag —

— Allerdings in der Geſellſchaft bei Forberg, fiel Hai ihr in die Rede — doch begreife ich nicht, — warum Sie auf ein Mal ſo erſchraken und in Ohnmacht fielen — es iſt mir dies ein großes Räthſel geblieben.

— Denken Sie ſich in meine Lage hinein, verſetzte die Doctorin Bertram. Ich wußte ja, welchen gefährlichen Weg ich ging — ich ſah Sie plötzlich — ich glaubte mich verrathen — und ſah mich — der Schande Preis gegeben.

— Ha! ha! ha! lachte Hai mit teufliſcher Luſt. So befangen und beklommen wurden Sie. Dächte ich doch, Sie hätten ſchon mehr Muth und Standhaftigkeit in Ihrer Carrière erworben! —

Die Doctorin Bertram rieb ſich die Hände und ſchien ſich jetzt ſelbſt über die — unnöthige — ausgeſtandene Angſt zu amüſiren.

— Laſſen wir nun aber dieſe albernen Vorfälle ruhen und kommen zur Sache, die ich Ihnen mitzutheilen habe. — Ich — habe eine neue Partie für Sie

— Eine Heirath! entgegnete die Doctorin mit Lachen, — Sie ſind ein verteufelt gewandter Menſch!

— Danke für das Compliment. Wie ich Ihnen ſage eine Partie, und zwar von ganz eigener Art — ſo daß Sie nicht hier bleiben dürfen, daß Sie wegreiſen müſſen, wahrſcheinlich über See — nach Amerika, oder wohin Sie ſonſt wollen, nur unter der Bedingung, daß Sie, oder wenigſtens Ihr Gemahl, nicht wieder kommen — denn das eben iſt die Bedingung, daß dieſer aus der Stadt entfernt werden ſoll — und ich meine, es iſt eine Bedingung, die auch Ihnen dienen kann. — Ich verſtehe Sie noch nicht, ſagte die Doctorin Bertram, es muß mit dieſer Verheirathung, vermuthlich eines jungen Mannes, eine ganz eigene Bewandniß haben. — Die hat es auch allerdings, verſetzte Hai; wir werden hoffentlich nicht geſtört und ich will Ihnen daher augenblicklich den Zuſammenhang erzählen.

— Ich bin doch neugierig! rief die Dame, und erhielt auf ein Mal ihre natürliche Miene und leichtfertige Heiterkeit wieder.

—Sie ſollen vorher wiſſen, daß der Gedanke ein Meiſterſtück von mir iſt und daß ich den erſten Impuls zu dieſem Vorſchlag gegeben habe. Ich verfiel ſogleich auf Sie — und Sie können denken, daß ich Sie Ihrem Zukünftigen von der beſten Seite, im ſchönſten Lichte der Unſchuld und Gemüthlichkeit geſchildert habe.

Die Doctorin lächelte und Hai fuhr fort:

— Sie wiſſen, daß Golfert und Lundberg in Compagnie ausgedehnte Handelsgeſchäfte betreiben, wenigſtens müſſen Sie früher oft davon gehört haben. Dieſe bedeutenden Geſchäfte haben in der letzten Zeit aber zu mehren Malen an großer Caſſenſchwindſucht laborirt und es ſteht zu erwarten, daß etwas Menſchliches paſſirt, wenn von der einen oder andern Seite nicht gewiſſe Schleuſen verſtopft werden, durch die das Geld allzu ſtark abfließt.

— Golfert unterhält eine — Schauſpielerin, die ſo viel gebraucht, ihm ſo viel abzuſchwatzen weiß, daß ihre Exiſtenz wie ein Krebsſchaden an ſeinem Körper frißt. Er hat für ſie ungewöhnlich viel gebraucht und verſchwendet, und iſt ſogar genöthigt geweſen, um Ehre und guten Namen zu retten und ſich auch nicht den Schein eines Unbemittelten zu geben, der den Wünſchen ſeiner Angebeteten nicht befriedigend und allzeit nachkommen und willfahren können, ſeinen Wagen und ſeine prächtigen Engländer, kurz — ſeine treffliche Equipage mit Mann und Maus, unter einem nichtigen Vorwand und mit einer gewiſſen Heimlichkeitskrämerei zu verkaufen.

— Dennoch iſt dadurch nur einem momentanen Bedürfniß abgeholfen worden; denn wenn es ihm nicht gelingt, ſich der Schauſpielerin mit Manier zu entledigen und irgend einen Andern, der Etwas verſchwenden kann, für ſie zu intereſſiren — ſo weiß ich, ſo weiß er ſelbſt nicht, wie es werden ſoll. — Dieſes iſt der verhängnißvolle Caſus von der einen Seite.

Von der andern Seite ſtellt er ſich aber nicht weniger bedenklich dar.

Herr Lundberg iſt, wie ich Ihnen beiläufig ſagen kann, Mitglied eines Clubbs, und verſpielt ſein Geld in die Hunderttauſende hinein.

Hunderttauſende?! wiederholte erſtaunt die Doctorin Bertram.

— Nun, es iſt zwar nicht geſagt, daß dieſe Summen immer ſogleich baar ausgezahlt werden, allein — ſie ſind doch verloren. Es herrſcht in dieſem Clubb nämlich die Einrichtung, daß man mit Marken zu fünf, zehn, zwanzig u. ſ. w. Louisdor's zahlt und notirt, aber was einmal verſpielt und notirt iſt, das iſt doch einmal verſpielt und gilt als eine Schuld; weshalb es denn Mitglieder in dieſem Clubb giebt, die ihre hundert- bis zweihunderttauſend Mark Schulden herangeſpielt haben und wohl ewig im Debet bleiben, wenn das Glück ſich nicht plötzlich wieder auf ihre Seite wirft. Freilich wird in die geſchloſſene Spielhölle voller Rückſichten und Nachſichten auch wohl mal eine fremde Perſon, z. B. ein Virtuos eingeladen, dem man dann nebenbei ſein erſiedeltes und erklimpertes Capital mit gutmüthigem Lächeln abnimmt, doch das ſind nur Nebenfälle, die — wie man wohl ſagt, den Kohl nicht fett machen und erlittene Verlüſte nicht decken. Denn gewöhnlich ſtreichen in ſolchen Fällen auch nur diejenigen ein, die ohnehin ſchon genug haben und mit dem größten Anſtand eine ſolche Lappelei zu dem Übrigen sans façons einſtreichen.

Alſo, um wieder auf unſere Angelegenheit zu kommen — Lundberg verſpielt viel; doch dagegen ließe ſich immer noch das Eine und Andere einwenden, wenn ſeine Frau nur auch nicht ihre Launen und Leidenſchaften hätte. Dieſe gute Dame nämlich hat ſich einen jungen Mann zum Freund erkohren, dem ſie ſo reichlich zufließen läßt, daß dem für ſeine Kaſſe beſorgten Gemahl oft angſt und bange wird. Dieſer übt Nachſicht genug, er hat lange ein Auge zugedrückt und immer und immer mehr Geld hingegeben, aber am Ende wird ihm die Sache doch zu unangenehm, und wie gerne er auch anderweitig ein Auge zudrückte, ſo wird ihm das Verhältniß doch finanziell zu beſchwerlich. Um jeden Skandal zu vermeiden, worunter er ſelbſt zu ſehr mitleiden würde, muß er ſuchen dem Dinge mit guter Manier und ernſtlich ein Ende zu machen.

Zu ſeiner Frau darf er von einem Aufgeben dieſes vertrauten Verhältniſſes nicht ſprechen, denn ſie eben iſt es, die ihm durch die geſchäftsmäßig abgeſchloſſene Heirath den Fond zu ſeinem jetzt ſo anſehnlich mit begründeten Geſchäft eingebracht hat, aber er muß ſehen, den jungen Mann, den Freund ſeiner Frau, gleichſam aus der Welt zu ſchaffen.

Er hat dieſen deshalb ganz im Geheimen zu ſich kommen, und ihm mit der größten Traulichkeit und Loyalität ein für alle Male eine gewiſſe Summe geboten, wenn er ſeine Kaſſe, durch Vermittlung ſeiner Frau, künftig hin unberückſichtigt laſſen wollte. Allein der Schelm iſt mit den erſten Anerbietungen nicht zufrieden geweſen, er mag wiſſen, wie gut er bei Madame Lundberg angeſchrieben ſteht. — Ich bitte Sie, Frau Doctorin, kann man mehr von der Geduld und Nachſicht eines vornehmen, reichen Ehemanns verlangen?! —

Lundberg hat einige Zeit verſtreichen laſſen und jenen jungen Mann dann abermals im Stillen zu ſich geladen. Er hat ihm ſehr anſehnlich geboten, mit der Bedingung, Hamburg zu verlaſſen und wo möglich erſt nach Jahren wiederzukehren, wenn er ja dieſe Abſicht hegen ſollte. Das hat dem Schelm denn geſchienen, die anſehnliche Summe hat ihm allerdings in die Augen gelacht und er hat halb und halb verſprochen, die Bedingung einzugehen und nach empfangener Zahlung Hamburg, das heißt, die Nähe der Madame Lundberg unmittelbar zu verlaſſen.

Wer bürgt dem Herrn Lundberg aber dafür, daß der Schelm redlich Wort hält, daß er nicht nach einem Monat wiederkehrt und die Sache dann gerade ſo bleibt wie vorhin.

Nun habe ich gerathen, ihm eine Frau anzuhängen und mitzugeben, und zwar in der Abſicht, damit dieſe ihn wirklich mit ſich fortnimmt, und auch in der Ferne, meinetwegen in Amerika fortwährend mit Argus-Augen bewacht und zurückhält.

Zu dem Ende habe ich Sie, liebe Frau Doctorin, vorgeſchlagen, da ich wahrlich keine Dame zu finden wüßte, die eine ſolche polizeiliche Vigilanz, eine ſolche kluge Intrigue beſſer übernehmen und ausführen könnte als — eben Sie. Sie haben das Talent, dieſen verſchmitzten Kerl fortwährend zu bewachen und dafür zu ſorgen, daß er, wenn einmal fort, niewieder nach Hamburg zurückkehren wird. Man würde Ihnen nöthigenfalls, ſelbſt noch dieſe und jene Mittel und Connectionen an die Hand geben können, wodurch Sie ſich helfen könnten, wenn er ja ernſtlich darnach trachten ſollte, nach Hamburg, zu ſeiner Favorite zurückzukehren.

Im Vertrauen kann ich Ihnen ſagen, und Sie können es ſich ſelbſt leicht vorſtellen, daß Lundberg auch in Rückſicht auf Sie Alles thun wird, um Ihnen den ihm geleiſteten Dienſt zu vergelten, indem Sie ihn von ſeinem Nebenbuhler und ſo von allema nrühigen Scandal befreien.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie dem jungen Manne als eine Dame vorgeſchlagen werden, die von mir oder von Lundberg eine weitläuftige Verwandte iſt und ſich Umſtände halber, zu verheirathen wünſcht. Nicht wahr, eine ſolche Intrigue, wenn ſie gelänge, wäre köſtlich, auch wenn noch etwas darauf ginge, um ſie in's Werk zu richten. Und die Gemahlin Lundbergs würde auf ſolche Weiſe gar keine Ahnung haben, da Sie von der Verheirathung nichts zu erfahren brauchte, was mit dem jungen Manne leicht abzumachen wäre — wie und warum ſie ihren Freund verlöre.

Die Doctorin Bertram ſprang auf und klatſchte in die Hände, als ſie dieſen Plan einer pikanten Intrigue vernommen hatte.

Hai hatte jedenfalls mit Klugheit und Überlegung dieſe Frau zur Ausführung des Planes auserſehen, denn es lag ganz in ihrem Charakter, daß ſie ſich einer ſolchen Machination mit Leib und Seele ergab, und that, was nur irgend in ihren Kräften ſtand, um das Gelingen derſelben herbei zu führen.

Der Vorſchlag fand daher ein williges Gehör und die Doctorin Bertram gab unmittelbar ihre Zuſage, ſich auf den Vorſchlag einzulaſſen!

Als Hai weggegangen war, ſtand die Doctorin Bertram, welche nunmehr vorläufig wieder Madame Müller hieß, auf, trat zu ihrer Commode, nahm das Document aus dem Schubfach, zerriß es in tauſend Stücke und warf die Fetzen in's Feuer. —

Der Vermittler dieſer Intrigue und Heirath hatte ſich mit dem Verſprechen verabſchiedet, die Sache in Gemeinſchaft mit Lundberg, nun unmittelbar zu Stande und ſie, die Doctorin Bertram mit dem jungen Mann zuſammenzubringen.

Es vergingen einige Tage, bis Hai wiederkehrte und verſicherte, es würde Alles nach Wunſch gehen. Lundberg habe dem jungen Nebenbuhler eine ſo bedeutende Summe geboten und dieſer ſchien ſelbſt, vielleicht in Erwartung künftiger Erbſchaften, nicht übel Luſt zu haben, ſich mit einer Verwandten von jenem zu verheirathen, daß jetzt nur eine beiderſeitige Vorſtellung herbeizuführen und der Contract förmlich zu ſchließen ſei, worauf die Reiſe nach — Amerika unmittelbar vor ſich gehen könne und müſſe.

Alles ging glücklich. Lundberg hatte noch auf dem Schiffe eines Freundes, welches nach Baltimore ging, eine ſaubere Kajüte für ſein — begünſtigtes junges Paar genommen und erwartete mit Ungeduld dieStunde der Abreiſe.

Die Doctorin Bertram hatte nach ihrer Erzählung ihre ſämmtlichen Mobilien verkauft um ſich für das gelöſte Geld in Baltimore neuere und beſſere wieder anzuſchaffen. —

Endlich war der Tag der Abreiſe da, es wehte ein günſtiger Wind aus Nordoſt und gegen Abend ſollte das Schiff mit Ladung und zwei Paſſagieren den Hamburger Hafen verlaſſen.

Weil man gegen den jungen Mann, der ſich ſo lange geweigert hatte, noch immer einiges Mißtrauen hegte, ſo wußte Lundberg mit einer guten Manier die hundert Pfund-Noten in die Hände der Doctorin Bertram zu bringen, einige Stunden vorher, als man an Bord ging und das Schiff ſich zur Abfahrt bereit machte. —

Die beiden Paſſagiere traten in die Kajüte, jeden Augenblick ſollten die Anker gelichtet, oder vielmehr die Taue gelöſt werden, mit denen das Schiff im Hafen befeſtigt war.

— Sie haben — Du haſt die Noten? fragte der junge Mann, ſich unmittelbar verbeſſernd.

— Ja, verſetzte die Doctorin. Bertram. —

Soll ich ſie nicht in unſerm Koffer verwahren, liebes Kind?

— Warum?

— Es ſcheint mir beſſer, man kann ſie mit dem Taſchen-Tuch zu leicht herausreißen und verlieren.

Die Doctorin Bertram zögerte noch einige Augenblicke, in denen ſie zu überlegen ſchien, dann aber gab ſie die Noten ruhig hin, ohne noch ein Wort zu verlieren.

— Nun, ich denke, Du legſt ſie ſelbſt in unſern Koffer? verſetzte der junge Mann und gab die Noten zurück, vermuthlich um ſeine Forderung wieder gut zu machen, die ſtille Miene ſeiner Geliebten zu verſcheuchen und nicht ſogleich den ſtrengen Eheherrn zu ſpielen.

Die Doctorin, oder vielmehr nun die Braut wurde auch unmittelbar wieder aufgeheitert.

— So gieb mir den Schlüſſel, ſagte dieſe — damit ich ſie hineinlege. Der Koffer wurde geöffnet und wieder verſchloſſen.

— Ich muß doch noch einmal den Haſen und die Stadt mit ihren Thürmen und Menſchen ſehen, ſagte der junge Mann, als er den Schlüſſel wieder erhalten hatte.

Er ging hinaus und trat zu dem Capitain und Steuermann. Die Matroſen waren in voller Arbeit. Niemand achtete auf die Paſſagiere.

Als das Schiff über Altona hinaus war, ſtieg der junge Mann erſt wieder in die Kajüte hinunter.

— Willſt Du denn nicht auch die beiden Städte und das ſchöne Ufer verſchwinden ſehen? rief er fragend in die Kajüte hinein, als er ſich noch auf der letzten Stufe der Treppe befand.

Es erfolgte keine Antwort. Verwundert trat der junge Mann in die Kajüte und ſuchte ſeine Geliebte, welche er eingeſchlummert wähnte. Aber die Kajüte war leer; — er wartete, er ſuchte ſtillſchweigend in den übrigen Räumen umher, aber nirgends war eine Spur der ihn intereſſirenden Perſon zu entdecken.

Er ſtand theils beſtürzt, theils mit Lächeln überlegend da, ohne einen Schritt weiter zu thun, die offenbar Entflohene wieder zu erlangen. Er ſagte nichts an den Capitain, und blieb ruhig in der Kajüte. Dann griff er in die Taſche und faßte den Schlüſſel, um ſich zu überzeugen, ob er ihn auch beſitze, blickte auf den unter einem Seitenverſchlag da ſtehenden Koffer und ſagte lachend: Mir auch recht — ich werde darum keinen Lärm ſchlagen und die gute Fahrt des Schiffes ſtören oder gar einen Aufſchub veranlaſſen. Man wird die Flucht früh genug erfahren, habe ich doch den Schlüſſel zum Koffer und darin — die Noten.

Bei der Abendmahlzeit erſt erfuhr der Capitain die Flucht ſeines weiblichen Paſſagiers.

— Gerade in dem Augenblick, wo wir los gingen — ſagte er, — da muß ſie die Gelegenheit wahrgenommen und ſich aus dem Staube gemacht haben.

— So wird es ſein — verſetzte der junge Mann, ich ſtand auf dem Hinterdeck bei dem Steuermann, und ſchaute mir noch ein Mal Stadt und Gegend, nicht ohne tiefe Gefühle, an; Sie, Herr Capitain, traten in ihre Cajüte, die Matroſen waren theils bei dem Segellöſen, theils auf dem Vorderdeck beſchäftigt, auf dieſe Weiſe —

— Aber — ha! ha! ha! ſagte der Capitain, es iſt mir doch unerklärlich, wie ſie vom Schiffe gekommen iſt. Sie mußte ja ein Boot haben, wenn ſie an Land wollte, oder konnte ſie ſchwimmen und iſt mir nichts dir nichts über Bord geſprungen? Aber dann hätte man ja das Geräuſch gehört und wäre ihr zu Hülfe gekommen.

— Unerklärlich iſt mir, da ich jetzt weiter darüber nachdenke, dieſe Flucht freilich auch; ich begreife nicht —

— Ja — ſagte der Capitain, weg iſt weg — wir legen bei Kuxhaven an, um Waſſer einzunehmen, von da aus können Sie wenigſtens Nachricht geben und aufſuchen laſſen, damit mit dem nächſtabgehenden Schiff —

— Laſſen wir das — ſagte der junge Mann ſchnell — ich habe nichts verloren — ich werde mich ſchon beruhigen.

Der Capitain lachte und war jovial und geſcheut genug, um das Verhältniß ſeiner beiden Paſſagiere zu durchblicken.

— Kommen Sie mit in meine Kajüte hinunter, ſagte er — wir wollen ein Glas Gin auf — die glückliche Entfernung trinken. Sie ſind ein freier Mann wie zuvor. —

— — — — — — — — — — —

Das Schiff war in See. Der junge Mann unterhielt ſich Stunden lang mit dem Capitain oder ſtand auf dem Deck, betrachtete und bewunderte bei Tage und bei Nacht alle die neuen Erſcheinungen und Herrlichkeiten des Meeres, bis die gewöhnliche Plage aller derjenigen, die zum erſten Male eine Seereiſe machen, ſich einſtellte. Der beſtändige Genuß der friſchen Luft ließ jedoch die Krankheit nicht ſtark werden. In den leichteren Momenten kehrte der junge Mann in ſeine

Cajüte zurück und blickte mit einem gewiſſen Gefühle traulicher Erinnerungen auf den Koffer. Die Neugierde und eine Art Luſt, ſich mit der Vergangenheit zu beſchäftigen, erwachten in ihm. Er wollte durch den Anblick der Noten, in deren Beſitz er nun allein gekommen war und weshalb ſchon die Erinnerung an die Flucht der — Braut ihn wohler ſtimmte, ſein Herz erfriſchen und auch die letzten unangenehmen und läſtigen Gefühle der Krankheit verſcheuchen.

Er trat zum Koffer und öffnete ihn. — Es lag Alles in der größten Ordnung bei einander, gerade wie er es eingepackt hatte.

Mit ſuchenden Blicken hob er das eine Stück nach dem anderen heraus.

— Nun, ſagte er, warum hat ſie die Noten denn auch ſo tief weggelegt, das wäre doch nicht nöthig geweſen.

Endlich war der Koffer, vor welchem der junge Mann in knieender Stellung lag, völlig ausgeleert. Die Gegenſtände lagen auf dem Boden um ihn herum.

— Hem! hem! ſagte er halb betroffen und verlegen – wo hat ſie ſie denn nur hingeſteckt!

Er fuhr fort mit dem Suchen, indem er jedes Stück, jeden Gegenſtand, jedes Kleidungsſtück, den

Inhalt eines kleinen Käſtchens mit der größten Sorgfalt prüfte und ſo ganz langſam einen Theil nach dem andern wieder hineinlegte.

Endlich war der Koffer wie der gefüllt, jedes Stück mit der größten Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit durchſucht, aber — die Noten hatten ſich nicht gefunden.

Der junge Mann blieb noch einige Minuten vor dem Koffer auf den Knieen liegen, indem er mit ſtarren Blicken, gleichſam als könne er ſich noch nicht überzeugen von der Wahrheit der Verſchwindung, in denſelben hineinſah; dann fuhr er mit der Hand über ſeine Stirne nnd ſah ſich in der Kajüte verwunderungsvoll und erſtaunt um, als glaube er zu träumen. Als er ſich aber überzeugt hatte, daßes nur die volle Wirklichkeit war, als er ſich bewußt wurde, daß er mit dem größten Eifer geſucht, und die Noten in dem Koffer nicht mehr vorhanden ſein könnten, — als er nun auch plötzlich ſich die Flucht der Doctorin Bertram vergegenwärtigte und das Verſchwinden der Noten mit jener in eine natürliche Verbindung brachte, da fuhr er wüthend und tobend empor und eilte wie verzweifelnd auf das Verdeck.

Ein leichter Wind hatte ſich erhoben und war im Begriff, nach voraufgegangener Stille, umzuſpringen.

— Die verdammte Perſon! rief der junge Mann — hab' ich mich ſo ſchändlich betrügen laſſen — es iſt Alles Spiegelſechterei geweſen, man hat mir das Weibsbild nur aufgeſchwatzt, und mitgegeben damit ſie die anſehnlichen Noten, durch welche man mich zu verlocken und zu gewinnen gewußt hat, mir wieder wegnähme.

Capitain, fuhr er dann im zornigen Tone fort und wandte ſich mit muthigem, unerſchrockenem Anſtand an den Bezeichneten — Sie haben darum gewußt, Sie haben ihre Flucht befördert, Sie ſtecken mit in dem Complott, ich bin verrathen und verkauft, — oh! es iſt ſchändlich — von Ihnen hätte ich das nimmer gedacht! Aber Ihre heitre Miene, Ihre Aufforderung, von Kurhaven aus ſchnell nach Hamburg zu ſchreiben und die Flucht zu melden — was vollkommen unnütz und unnöthig war — Alles war Heuchelei und Verſtellung, Sie ſind —

— Donner und Sturm! rief der Capitain, was fällt Ihnen ein, ſind Sie verrückt geworden, ohne daß wir die Linie paſſirt haben, oder iſt das bischen Seekrankheit Ihnen ins Gehirn geſtiegen. Donner und Sturm! ſehen Sie etwa den fliegenden

Holländer — fuhr der Capitain fort — und verwechſeln mich nun mit ihm? — Herr, rief er — und faßte den Tobenden mit ſtarker Fauſt an die Bruſt, machen Sie hier keine Umſtände, der Wind geht um, wir bekommen vielleicht einen Sturm — oder — Noch ein Mal, was iſt Ihnen und was wollen Sie von mir?

— Was mir iſt? was ich will? verſetzte der junge Mann, weinte vor Wuth und ſtampfte mit dem Fuß auf das Deck — ich will nach Hamburg zurück und will mein Geld haben!

— Was das Erſte anbetrifft, erwiederte der Capitain, ſo ſehen Sie wohl, daß ich damit in dieſem Augenblick nicht dienen kann, da wir gerade entgegengeſetzte Richtung haben, und es iſt überhaupt eine alberne Forderung, nach Hamburg zurück zu wollen, da wir eben daher kommen. Für das Zweite — ſo weiß ich von keinem Geld und Sie haben mir nichts anvertraut. Donner und Sturm! was ſoll das heißen mit Ihnen, erklären Sie ſich deutlicher. —

— Auf Seemann's Ehre — Sie wiſſen wirklich nichts —

— Was ſoll ich wiſſen — nichts weiß ich, als daß ein vermuthlich durchtriebenes, ſchlaues Weib uns bei der Abfahrt davon gegangen iſt, durch welche Flucht der Ehre meines Schiffes ſchon etwas zu nahe geſchehen iſt. — Ich weiß nichts — wiederhole ich Ihnen, ſagte der Capitain mit ſtark betonter Stimme, und verlange daher jetzt von Ihnen, daß Sie ſich ſchnell und verſtändlich erklären — oder — ich will Ihnen zeigen, was auf See Gebrauch iſt!

— Kurz und gut, Herr Capitain — begann der junge Mann wieder — ich habe von Herrn Lundberg eine Summe in hundert Pfund-Noten erhalten, um die Perſon, mit der Sie mich Ihr Schiff beſteigen ſahen, zu heirathen, und aus Hamburg zu gehen. Dieſe Noten nun ſind in meinem Koffer nicht mehr. —

— Haben Sie ſie denn wirklich dahineingelegt?

— Nein ich nicht, ſondern die Perſon — die Dame — bei unſerer Abfahrt — allein ich —

Der Capitain fiel ihm in die Rede und ſagte: Ha, das klärt ſich ſchon auf! haben Sie es mit eigenen Augen geſehen, daß ſie ſie wirklich hineingelegt hat? —

— Nein, das freilich nicht, allein ich ſehe jetzt —

— Sie ſehen nichts — verſetzte der Capitain, ſonſt würden Sie ſich das Uebrige leicht erklären können. Die Perſon hat die Noten gar nicht hineingelegt — weil ſie die Abſicht hatte, ſich damit unmittelbar wieder aus dem Staube zu machen. — Sie denken doch wohl am Ende nicht gar, daß ich meine Hand zu einer Seelenverkäuferei biete und Sie nur mitgenommen habe, um Sie an irgend einen Pflanzer zu verhandeln oder ſonſt wo in die Urwälder von Amerika zu ſchicken? Junger Mann! — ſagte der Capitain mit ſo ernſtem, unerſchütterlichem und drohendem Ton, daß der Angeredete ſeinen Zweifel an der Redlichkeit und Unpartheilichkeit des Capitains bei dieſer Angelegenheit fahren laſſen mußte.

— Junge, was ſtehſt Du hier, — willſt Du bald hin und den Anker ſcheuern, rief der Capitain und ſchob einen Decksjungen hinweg.

— Ich wollte nur — ſagte dieſer mit zaghafter Stimme — dem Herrn da bemerken, daß die Dame, von der Sie wahrſcheinlich ſprechen — von einem alten Herrn, von einem Engliſchman, wie mir ſchien, mit einem Boot an der Backbordſeite abgeholt worden iſt; ich meinte, ſie hätte den Herrn da nur zu Schiff begleitet — hätte ich gewußt, daß ſie mit ſollte und mußte, ſo würde ich Lärm geſchlagen haben.

— Marſch! ſagte der Capitain zu dem Decksjungen, pack Dich! — und zu ſeinem Paſſagier gewendet, fuhr er fort: — Sehen Sie, die Perſon hatte Alles abgekartet. — Sie ſind nicht von Herrn Lundberg, ſondern von Ihrer Seite betrogen und angeführt worden. Sie wollte nicht Sie, ſondern nur das Geld. Nun — es handelt ſich bloß um den Verluſt des Geldes — ſonſt wird Ihnen an ſolcher Frau auch nichts gelegen ſein!

Der junge Mann ging zerſtört und niedergeſchlagen in die Kajüte zurück. — —

Von einem Bleiben in Amerika konnte jetzt nicht die Rede ſein. Hai und Lundberg hatten ihm die Braut aufgeſchwatzt, — ſie konnten es ihm nicht verargen und zum Vorwurf machen, wenn er unter ſolchen Umſtänden und nach ſolchen Vorfällen, gegen ſein Verſprechen, wiederkehrte.

Dies geſchah nach einem halben Jahre. Lundberg erfuhr bald ſeine Anweſenheit. Ohne diesmal gerade dazu veranlaßt zu werden, da ſich bereits Manches anders geſtaltet, was demnächſt erzählt werden ſoll, ließ er den jungen Mann dennoch im Geheimen zu ſich kommen, warf ihm ſeine Wortbrüchigkeit und Straffälligkeit vor und fragte ihn: Wo ſeine — Frau geblieben?

Darnach eben möchte ich Sie fragen? verſetzte der junge Mann mit Dreiſtigkeit, denn in der Antwort werden Sie zugleich auch den Grund finden warum ich wiederkehre. Sie haben mich weggehen heiſſen — ich habe Schulden gemacht — Sie werden dem Capitain ſeine Forderung bezahlen müſſen, wenn ich nicht andere Mittel ergreifen ſoll um mich gegen ſolche Intriguen zu revangiren.

Im Übrigen erzählte der junge Mann, was der Leſer ſchon weiß. Herr Lundberg ſah, daß er, von ſeiner Frau gezwungen, ſich von einem Weibe hatte überliſten und betrügen laſſen müſſen. —

Alle Nachforſchungen nach der Doctorin Bertram blieben fruchtlos. Man erfuhr nur ſoviel, daß ſie ſich ſeit jenem Momente gänzlich aus Hamburg entfernt hatte.

Spätere Gerüchte meldeten, daß ſie unter abermals verändertem Namen in einer kleinen Reſidenzſtadt, unter ähnlichen Verhältniſſen wie früher lebe und ſo gleichſam im Schutz des Fürſten ſtehe.

Sie wird dort noch leben. —

XXII.

Das kleine Haus.

Wir führen den Leſer jetzt in ein kleines Haus, das zwar drei Stockwerk hoch, aber ſo ſchmal iſt, daß die Vorderſeite nur zwei enge Fenſter in jeder Etage hat. In dem unterſten Stockwerk zur ebenen Erde befindet ſich die ſchmale Diele mit einem ſo ſchmalen Zimmer daneben, daß kaum drei Perſon ſich darin umdrehen und ſetzen zu können ſchienen.

Auch die übrigen Etagen ſind natürlich eben ſo beſchränkt wie die zur ebenen Erde.

Vor Allem iſt uns daran gelegen, den Leſer mit den Bewohnern dieſes Häuschens bekannt zu machen.

Zur ebenen Erde wohnt alſo eine Frau, deren Geſchäft ein kleiner Handel mit Lumpen und altem Eiſen iſt. Sie hat zu dem Ende vor der Thüre auch einige Lumpen und ein halbes Hufeiſen ausgehängt, gleichſam als Schild und Firma.

Dieſe Frau iſt ſo zu ſagen die Wirthin und Vermietherin der übrigen Etagen. Sie iſt auf dem einen Auge blind und trägt eine faſt fuchsrothe Haartour, wodurch ihr pockennarbiges Geſicht ein ſehr ſonderbares Anſehn erhält. Die Haartour war aber urſprünglich nicht roth, ſondern iſt es erſt im Verlaufe der Jahre geworden.

Die erſte Etage iſt an einen einzelnen Herrn vermiethet, der ſeit einem Monat erſt eingezogen iſt. Es iſt ein kleiner Mann mit einer gebogenen Naſe und einer rothen, etwas aufgedunſenen Geſichtsfarbe.

Allem Anſchein nach lebt dieſer Mann ſehr ſparſam. Und doch kleidet er ſich im gewiſſen Sinne elegant; denn er trägt beſtändig lange weiße Handmanſchetten, die er ſehr ſorgfältig zu hüten ſcheint, damit ſie nicht ſo oft der Wäſcherin anheimfallen. Im Übrigen knöpft er Rock und Weſte ſo feſt zu, daß nie etwas von der übrigen Wäſche zu ſehen iſt.

In dem dritten Stock endlich wohnt ein junges Paar, welches noch nicht eingeſegnet iſt, aber doch in Liebe und Eintracht bei einander wohnt.

Der Tag beginnt. Die Hausthüre klingelt zu wiederholten Malen und es finden ſich verſchiedene Verkäufer ein.

Die Hauswirthin iſt fortwährend mit dem Wiegen der Lumpen beſchäftigt, deren Quantitäten das Gewicht von einem Pfund aber nicht überſteigen.

— Mein Gott! ruft ſie ungeduldig; was ſoll ich damit, dieſe Paar Lumpen kann ich ja kaum wiegen. Es iſt zu wenig, ſage ich, warten Sie, bis Sie mehr geſammelt haben.

— Das geht nicht, antwortet die Verkäuferin, eine hagere Frau von ungefähr ſechzig Jahren, der der Kummer aus den hohlen Augen ſieht — die Kinder wollen wenigſtens etwas Warmes zum Morgenbrod haben, ich kann ſie ſo nicht auf die Straße ſchicken, wenn ich auch gerne warte, bis ſie mir einen Schilling eingebracht haben. Ach! ſtöhnt ſie, es iſt doch wohl ein halbes Pfund.

— Dieſes Kinderhemd! —

— Ja, das letzte Hemd meiner Marie; ich trage ſchon längſt kein's mehr. Marie ſagte dieſe Nacht, als ſie vor Hunger nicht ſchlafen konnte: Mutter, Morgen früh bringſt Du mein Hemd weg — und ich gebe den Kaffee aus! — Nun, ſagte die Lumpenhändlerin faſt ungeduldig, da hat Sie einen Schilling. Es iſt lange kein halbes Pfund, aber ich will auch Etwas thun — aus Mitleid gegen das Kind, welches den Kaffee ausgeben will.

— Gottes Lohn! verſetzt die Verkäuferin, nun kann ich Kaffee, Milch, Holz und Waſſer kaufen.

Es kömmt ein Knabe mit einem halb aufgeſchliffenen Hufeiſen, welches er vermuthlich auf der Straße gefunden hat.

— Ach, ſagt er mit zaghafter Stimme, geben Sie mir nicht einen Schilling dafür.

— Für dieſes Hufeiſen? Nein, verſetzt die Verkäuferin — willſt Du ihn wohl verſchnoſen.

— Wir haben kein Brod.

— Deine Mutter bekömmt doch Armengeld.

— Ja, aber die Woche einen Mark, was ſollen wir damit anfangen? Es iſt keine Arbeit zu bekommen und mit zwei Schillingen kann unſere Mutter uns drei Kinder, den Tag nicht unterhalten.

— Nun, da, Junge, haſt Du einen Sechsling für dein Hufeiſen — geh' und quäle mich nicht länger, man verdient ſo nichts bei dieſem Handel, wo das Gebrachte immer weniger wiegt als es wiegen ſoll und man aus Mitleid das bischen Verdienſt gleich mit in den Kauf giebt.

Der Junge geht.

Die Lumpenhändlerin dreht ſich um, da ſie Jemanden die Treppe herunter kommen hört.

Es iſt der kleine Herr, welcher ſeit vierzehn Tagen in der erſten Etage wohnt; — er hat ſchon ſeinen blauen Leibrock an, und die Weſte dichte zugeknöpft, gerade, wie er alle Tage Stundenlang ausgeht — um, wie er ſagt, zu ſpeiſen, obgleich er dann, noch mit einer Art ſpaniſchem Mantel angethan, fortwährend im Jungfernſtieg und auf dem Walle ſpazieren geht, und, wenn er des Abends wiederkehrt, etwas unter dem Arm zu tragen ſcheint.

— Liebe Madame — ſagt er jetzt, als er die Treppe herunter gekommen iſt und vor der Lumpenhändlerin auf der engen Diele ſteht — und hält plötzlich inne.

— Mein Gott, ſagt dieſe, trinken Sie des Morgens denn gar nicht und liegen den ganzen Vormittag im Bett — ein ſo vornehmer Herr und keinen Kaffee trinken!

— Nein, — ich trinke — ſtottert der kleine Herr und ſchweigt wieder, indem er halb verſchämt die Augen niederſchlägt. Dann richtet er ſich wieder empor und frägt: Wollen Sie mir wohl etwas kochendes Waſſer geben?

— Freilich — das iſt ja Bedingung — ich muß mich wundern, daß Sie keinen Gebrauch davon machen — wenn Sie übrigens etwa kein Geld und — keinen Kaffe haben — ich habe Erfahrung — ſo verkaufen Sie mir eines von Ihren alten Hemden — indeſſen, fügt ſie ſchnell hinzu, Sie halten die Commode immer ſorgfältig verſchloſſen — ich habe Ihre Wäſche noch nicht geſehen — außer — die langen Manſchetten —

Der kleine Herr erröthet und ſchüttelt verlegen mit dem Kopf. Darf ich Sie bitten — Madame — ſagte er.

— Nun, ja, verſetzt die Lumpenhändlerin, welche mit ihrer rothen, verſchobenen Haartour und der bauſchigen unſauberen Mütze ganz das Anſehn einer Eule hat.

Sie giebt dem kleinen Herrn eine weiße Kumme mit heißem Waſſer und dieſer geht damit nach ſeinem Zimmer hinauf.

Nachdem er die Kumme auf den kleinen runden Tiſch geſetzt, verſchließt er die Thüre und holt aus der Commode, welche er jetzt erſt aufſchließt, ein Tuch hervor, in welchem ſich ein Haufe Butterbrödte, die theils älter, theils friſcher und theils ſchon zerbröckelt ſind, befindet.

Der kleine Herr tunkt ein Stück von dieſen Butterbrödten in die Kumme mit heißem Waſſer und bereitet ſich ſo eine Art Brodſuppe, wie die Armen, welche im Werk- und Armenhauſe unterhalten werden, nur daß dieſe zu ihrem Brod und warmem Waſſer ſtatt der Butter noch nicht einmal einige Körner Salz haben.

Während er dieſen Kaffee oder dieſe Morgenſpeiſe verzehrt, gehen ihm folgende Gedanken durch den Kopf und er ſpricht oft halb laut vor ſich hin:

— Wenn das Sr. Majeſtät wüßte, welch' ein Jammerleben ich hier jetzt führe, er würde mir die Penſion von zweihundert Thalern gewiß nicht genommen haben. — Wie ich mich einſchränken muß! Wie ich darben muß! Aber es iſt noch nicht die traurigſte Weiſe, denn das Ende wird noch ſchrecklicher ſein!

— Vor der Welt, vor den Leuten muß ich meinen traurigen Zuſtand verhehlen, meine Wohnung verſchweigen — wenn ich am Mittag im Jungfernſtieg zwiſchen allen Übrigen auf und nieder ſpaziere, ſo meine ich nicht, man könne es mir anſehen, daß ich troß dieſen ſehr geſchonten, feinen Manſchetten — kein Hemd auf dem Leibe habe — das letzte wurde verſetzt, um noch ein Mal warm zu eſſen — und ſeitdem ſind drei Wochen verfloſſen.

— Ob Mehrere von meinem Elend und meiner verſchämten, unverſchuldeten Armuth, mit dem tiefen Gefühle der Reſignation und Wehmuth in der Bruſt zwiſchen den eleganten und reichen Damen und Herren einhergehen? — Es iſt wohl möglich. Der gerettete, gut conſervirte Rock verdeckt vielleicht — Alles.

— Ich würde mir ſchon das Leben genommen haben, ich würde ſchon hinter irgend einem Gebüſch auf dem Walle verborgen in den Stadtgraben leiſe, leiſe hineingeſprungen ſein, wenn ich mich nicht vor dem Gedanken ſchämte, ſelbſt todt in dieſem Zuſtande entdeckt zu werden. Wird die rohe Hand, welche meine Leiche aus dem grünen ekelhaften Waſſer herauszieht, Gefühl und Einſicht genug haben, um nicht über einen ſolchen Zuſtand zu ſpotten!

— Ich lebe alſo nur deshalb qualvoll weiter, weil ich mich fürchte vor der eitlen Schaam nach meinem Tode! —

— Jetzt muß das gute bejahrte Mädchen in Altona, die früher bei mir die häuslichen Dienſte verrichtete und auf deren Verſchwiegenheit ich bauen kann, mir noch durch Butterbrödte, die ſie ſich ſelbſt bei ihrer kargen und genauen Herrſchaft abdarbt, das Leben friſten!

— Früher in Staatsdienſten, durch Intriguen von Leuten, deren Sucht ſich zu bereichern ich durch meine Redlichkeit im Wege ſtand, daraus vertrieben — durch dieſelben Intriguen vermuthlich auch der kleinen Penſion beraubt, und jetzt — von der Gnade eines armen Dienſtmädchens zu leben, nicht zu leben, — langſam hinzuſterben, und dann doch am Ende ohne Hemd, ohne das erſte, ehrbarſte und nothwendigſte Kleidungsbedürfniß des Menſchen gefunden zu werden — oh! es iſt ſchrecklich! Der Mode zu fröhnen und dieſes Elendsgefühl zu verhehlen. —

Der kleine Herr verſank in ſchwermüthige Erſtarrung. Die Thüre war verſchloſſen. Er hörte nicht, daß es über ihm in der dritten Etage belebt wurde.

Hier im oberſten Stock wohnte, wie wir bereits geſagt haben, ein junges zärtliches Paar, das, nach dem gewöhnlichen, unter Verhältniſſen ziemlich unedlen und oft ganz unrichtigen Ausdruck, in wilder Ehe bei einander lebte.

Treten wir in das kleine enge Zimmer hinein!

Man überzeugt ſich auf den erſten Blick, daß dieſes Gemach vollkommen leer, ohne alle Mobilien vermiethet worden iſt — denn es iſt auch jetzt, im bewohnten Zuſtande, noch faſt leer.

Ein einziger Stuhl ohne Lehne bietet die einzige Gelegenheit zum Sitzen dar. Die beiden Perſonen aber, welche ihn gebrauchen, finden hinlänglich Platz darauf, indem ſie nahe aneinander rücken, und vermuthlich um ſich zu halten, und vor dem Herunterfallen zu ſchützen, die Arme gegenſeitig um Schultern und Rücken ſchlingen.

Ein Schrank, eine Commode iſt nicht vorhanden; ſtatt des erſteren wird vorläufig das mit einer grün angeſtrichenen Blechthüre verſehene Schubfach, das ſogenannte „Röhr“ in einem weißen Kachelofen benutzt und das ſchmale Fenſtergeſims ſo wie der Abſatz des Ofens dienen als Tiſch.

Eine Art Malergerüſt, welches ſehr kunſtlos, aus einigen Stäben gefertigt und mit Bindfäden — an der einen Ecke mit einem rothſeidenen Strumpfband — welches aller Wahrſcheinlichkeit nach der jungen Frau gehört — zuſammengebunden iſt, dient als Staffelei, und trägt in dieſem Augenblick ein fertiges Gemälde.

In der einen Ecke, hinter dem Ofen, liegt eine Matratze, — rund herum auf dem Fußboden ein buntes Gemiſch von Frauen-Schuhen, Pinſeln, Farbenblaſen, einem Schachteldeckel, der als Palette gebraucht wird, in wilder Unordnung durcheinander. Jedoch, wir haben noch etwas vergeſſen. An die Wand gelehnt ſtehen auf dem Fußboden noch zwei Gemälde und auf der einen Seite der Staffelei hängt ein Corſett, auf der anderen ein ſchon abgeblichenes Kattunkleid und ein etwas verknitterter Stohhut mit blauem Band. Auf dem Ofen ſteht ein weißer Topf mit einem Löffel neben einer Brodkruſte.

Die Bekanntſchaft des Paares, welches dieſes beſchränkte Gemach bewohnt, und im Beſitze der Mobiliar-Herrlichkeiten iſt, hat der Leſer ſchon früher gemacht. Das Räthſel wird ſogleich gelöſt werden, wenn wir die Unterredung hier aufzeichnen.

Die junge Frau ſteht mit geſenktem Köpſchen da und ſchaut blinzelnd, doch wie in Gedanken verloren über die niedrige Fenſterbrüſtung auf die Straße hinaus, während der junge Mann daneben die rechte Hand auf ihre Schulter gelegt und mit der linken ihre rechte Hand gefaßt hat.

— Malchen — beginnt der junge Mann mit leiſem ſchüchternem Ton — ſei doch nicht ſo traurig und niedergeſchlagen, wir werden nicht verhungern. Haſt Du die kleine gute Harfeniſtin dieſen Morgen ſchon geſehen?

— Nein — erwiedert die Angeredete — ich warte eben auf ſie — ſie verdient reichlich, ſie hat das beſte Herz — ſie hat mir verſprochen — wir können es ihr, ſobald Du Deine Gemälde verkauft haſt — ja doppelt wieder geben, obgleich ſie immer behauptet nie das Geringſte wieder haben zu wollen.

— Es iſt ein kleines freundliches Mädchen, ſagt der junge Mann, und was noch mehr iſt, ſie hat gewiß das beſte, mitleidvollſte Herz.

— Sie hat auch ſchon Manches erfahren, verſetzte Malchen. Sie iſt durch Intriguen verlockt worden und erſt vor wenigen Wochen den Schlingen wieder entgangen, oder hat ſich vielmehr aus denen losgeriſſen, die man ihr aufs Neue gelegt hatte. Ach! ſie hat ordentlich einen Haß, einen menſchenfeindlichen Abſcheu gegen die galanten Herrn und kann daher um ſo beſſer über mein Schickſal und unſere Lage urtheilen. — Sie meint, ich ſei noch nicht ſicher, wenn es einem Teufel einfiele mich zu fahen, zu quälen, zu ängſtigen, in's Verderben und in's Elend zu ſtoßen. —

— Alſo jetzt biſt Du noch im Elend? fragte der junge Mann mit Zärtlichkeit.

— Auguſt, verſetzte Malchen, wie kannſt Du nur ſo ſprechen — Du haſt mich allen Nachſtellungen, einer gemeinen, hinterliſtigen Falle entriſſen, Du haſt ſelbſt die Geopferte mit alter, ungetrübter Liebe und Herzlichkeit an Deine Bruſt gedrückt, Du haſt ſelbſt meine Schmach nicht beachtet, wie ſollte ich es Dir nicht ewig, ewig durch gleiche Liebe und Hingebung danken. Komme über uns was da wolle, ich folge Dir bis in den Tod! Würden wir baar und bloß aus der Stadt gebracht, ich würde nicht zu meiner Mutter zurück kehren, ich würde Alles, Alles mit Dir theilen, Freude und Leid.

— Malchen! rief Auguſt und ſchloß ſeine Frau, wie er ſein Mädchen nur nannte, voll Inbrunſt und Seligkeit in ſeine Arme.

Es verging eine ſtumme Pauſe, in der man einzelne Seufzer und das Geräuſch einiger Küſſe hörte. —

— Höre, Malchen, ich habe einen Plan gefaßt; ich hoffe, er ſoll mir gelingen. Wir haben kein Brod — wir haben ſelbſt dieſen Morgen nichts, wir werden heute vielleicht hungern müſſen. Von den Wünſchen, die ich für kleine Bilderläden mit Kränzen und Bouquets voll Roſen und Vergißmeinnicht ausſtaffirt habe, von dem Coloriren der Bilder, die ich von einer Steindruckerei in Arbeit erhalten habe, von meinen ſonſtigen hie und da zum Verkauf hingegebenen kleinen Oelbildern — können wir nicht leben.

— Oh! Lieber, ſagte Malchen, laß mich auch ein wenig mit ſorgen. Ich hab' es Dir noch nicht geſagt — ich will der kleinen großmüthigen Harfeniſtin mit den hellen braunen Augen — ſagen, ſie ſoll mich mitnehmen, ich will für ſie ſammeln, wenn ſie ſpielt, es wird ein Tagelohn für mich abfallen und vielleicht bin ich ſelbſt nicht zu ungeſchickt, noch die Harfe zu lernen. —

— Nein, Malchen, nein, das ſollſt Du nicht! rief Auguſt mit bewegter Stimme Höre doch nur mein gutes, ſüßes Weib. Meine eigenen Bilder verkaufen ſich nicht — aber die anderer, groſſer Männer — verſtehſt Du, die ich geſchickt nachahme — die werden ſich verkaufen, denn die naſeweiſen Menſchen ſind dumm genug, ſich betrügen zu laſſen. — Ich male Ruben'ſche, Tennier'ſche Bilder — oh, die ſollen ſich ſchon verkaufen, beſonders an die aberwitzigen Engländer, und die großen Meiſter mögen mir es verzeihen, wenn ich in unſerer Noth einen Betrug —

— Auguſt! ſagte Malchen verwundert, meinſt Du —

— Es wird und muß mir gelingen! verſetzte Auguſt, ich vertraue meiner Geſchicklichkeit, der Gewandtheit meines Pinſels und — der Dummheit der Engländer, die ſich hier aufhalten und hier durchreiſen, in Kunſtſachen. Du ſollſt bald nicht mehr hungern und darben, mein gutes ſüßes Mädchen, Du ſollſt beſſere Kleider erhalten und wieder fühlen, daß Du doch im Grunde — eine Gräfin biſt.

— Laß das, Auguſt, ſagte Malchen, ich mag nicht daran denken — erinnere mich nur um Gottes willen nicht wieder an jenen peinigenden Augenblick, an meine — Erniedrigung, ich muß mich ſonſt auch daran erinnern, wie viel ich Deinem Muth und Deinem großmüthigen Mitleid zu danken habe.

Der junge Maler umarmte ſein Weibchen von ſechzehn, ſiebenzehn Jahren, nahm zwei ſeiner Gemälde und eilte damit die ſchmale, dunkle und ge=

krümmte Treppe hinunter, auf der man wie in einem Bergwerksſchacht hinauf- und hinunterklimmen mußte.

Bei ſeiner Hauswirthin angekommen, die eben wieder beſchäftigt war einige alte Lumpen zu wiegen, um einer alten Frau zum Einſatz in die Lotterie, und ein Kind zum Morgenbrod für ſeine kranke, an der Auszehrung leidende, ſechsjährige Schweſter zu verhelfen — bat er dieſe, eine Stunde von ihrem Feuerheerde, der nichts weiter war, als eine mit Aſche über und über beladene Ofeneſſe, Gebrauch machen zu dürfen.

Die Alte gewährte ihm dies Geſuch, obgleich mit Brummen und ſcheelen Blicken. Der junge Mann ſetzte ſeine beiden Bilder vor dem Heerde nieder, machte von Torfabfall und Sägeſpänen ein Rauchfeuer an und hielt ſeine Bilder in einiger Entfernung darüber.

Nachdem er dies eine Weile gethan hatte, zog er ein kleines Fläſchchen aus der Taſche, nahm einen Pinſel, überſtrich die Bilder leicht mit einem Firniß und hielt ſie dann noch einige Minuten in den bereits ſchwächer gewordenen Rauch hinein.

Als dieſes vollbracht war, worüber ungefähr eine Stunde verfloſſen, trat er wieder zu ſeiner Wirthin und ſagte: Ach, liebe Madame, wollen

Sie mir wohl erlauben, daß ich dieſes eine Bild hier in der Ecke an die Wand nagle. Es ſoll ihr Schade nicht ſein — Sie ſollen von dem abbekommen, was ich gewinne — und — wenn hier fremde Herren kommen ſollten, die ich darauf aufmerkſam machen werde, ſo ſagen Sie nichts weiter — was Sie auch hören und ſehen, als — die Bilder haben hier ſchon lange, lange geſeſſen, ich weiß nicht wie lange.

Die Alte ſah den jungen Mann mit ſeinen Bildern verwunderungsvoll an, ſagte: ja, — gut — Hem! — und drehte ſich dann mit einem ſcheelen Blick langſam um, wie Jemand der denkt: Nun, bei dem iſt's auch nicht recht richtig!

Der junge Maler nahm einige alte Nägel, befeſtigte damit das eine Bild an die Wand und trug das andere mit freudiger Haſt oben auf ſein kleines Zimmer.

— Siehſt Du, Malchen, rief er und küßte ſie lebhaft, hier iſt ein leibhaftiger alter Rembrandt und unten — fügte er lachend und ſich auf ein Bein drehend hinzu — unten ein vortrefflicher Wouvermann, ſo ſchön, ſo ächt, daß ein Engländer für jedes Bild ſeine zwanzig Louis'dor giebt. —

XXIII.

Der Miſſionair.

Es war Abend geworden. — Die Lumpenhändlerin war damit beſchäftigt, das den Tag Eingekaufte zu ſondern und jede Sorte der groben und feinen Lumpen in beſondere Säcke zu ſtecken.

Eine kleine Blechlampe, welche an einem Haken an der Wand aufgehängt war, nicht weit von dem Bilde, welches der junge Mann am Morgend erſt dort angeſchlagen hatte, gewährte der Alten kaum ſo viel Licht, daß ſie ihre Arbeit verrichten konnte. Sie brummte von Zeit zu Zeit einige Worte zwiſchen den Zähnen, führte die Lumpen hin und wieder nahe vor die Augen, und warf ſie dann, mit einer Zurückbiegung des Kopfes ſchnell wieder weg, wahrſcheinlich aus dem einfachen Grunde. weil der ekelhafte Geruch welcher die Athmoſphäre des ganzen Hauſes verpeſtete, ſie zu betäuben drohte.

Plötzlich ging die Thüre auf, und es traten zwei Männer ein, die ſich verwundert um- und anſahen, als ſie bei dem matten Scheine der Lampe die Alte und ſich ſelbſt mitten in den Lumpen ſtehend erblickten.

— Hier iſt doch Nummer 27? fragte der eine dieſer Männer.

— Nun, freilich, verſetzte die Alte — aber wenn Sie Lumpen verkaufen wollen, warum kommen Sie dann nicht bei Tage? Warum ſtören Sie mich jetzt — oder ſchämen Sie ſich vielleicht, am Tage zu mir zu kommen?

— Nein, liebe Frau — liebes Mütterchen, ſagte der Eine, welcher, ſoviel man in dem Zwielicht bemerken konnte, ganz ſchwarz gekleidet war, und den Kopf mit mitleidvoller Miene beſtändig etwas auf die Seite und vorne über hielt — wir wollen keine Lumpen verkaufen — wir ſuchen nur den ſchiefen Matthies, den wir am Abend hier treffen ſollen, da er am Tage nicht zu Hauſe iſt.

- Ho ho! rief die Alte mit keuchender Stimme — wie lange iſt der nicht mehr bei mir — oder vielmehr in meinem Kellerloch — denn darin wohnte er wie eine Ratte —

— Das iſt mir leid, verſetzte der vorige Sprecher, welcher kein Anderer war als Maſter Blakſon —

— Haben Sie vielleicht — ſagte die Alte mit leiſer Stimme — haben Sie vielleicht etwas —

— Ja, das iſt es eben, erwiederte Jener, wir wollten, — dieſer Herr, ein Geiſtlicher — ein Miſſionair — wollte ihm zu einer geheimen Bothſchaft gebrauchen —. Es ſoll ein verſchlagener Kobold ſein!

— Hem, hem! ſagte die Alte, ich könnte Sie zwar zu einer andern Frau in der Nähe hinweiſen, die auch geheime Briefe und Beſtellungen beſorgt, die noch niemals ein Geſchäft unverrichtet gelaſſen hat und den Perſonen, ſtänden dieſe auch noch ſo hoch, oder wären die Mädchen und Frauen noch ſo ſehr beſchränkt und umlauert — immer beizukommen weiß; — aber der Handel wirft wenig ab — ich verdiene auch gerne etwas und habe, ſeit der ſchiefe Matthies nicht mehr in meinem Kellerloch wie eine Ratte hauſt, — wenn Beſtellungen kamen — ſchon Manches beſorgt. Ich bin treu und verſchwiegen — ſetzte die alte Sybille hinzu und ſtieß ihre ekelhaften Lumpen auf die Seite. — Alſo was wär's? —

— Dieſer fremde Herr — ſagte Maſter Blakſon — iſt ein engliſcher Miſſionair, ein Mann aus London, deſſen Geſchäft darin beſteht, die Menſchen zu bekehren und die Sünder zur Buße zu führen.

Der ſogenannte Miſſionair nickte bei dieſen Worten des Maſter Blakſon einige Male mit dem Kopfe, um das Geſagte zu beſtätigen und griff mit der Hand in die Taſche um daraus eine Menge Traktätlein hervorzuholen.

— Kann ich Ihnen auch einige anbieten, ſagte der ſogenannte Miſſionair, es handelt ſich darin vom Kreuz und Blut des Herrn! damit reichte er der Alten einige Heftchen hin, welche dieſe nahm und gleichgültig auf eine Art Bort hinlegte. Nun — fragte ſie neugierig und dachte nur an das Stück Geld, welches ſie verdienen ſollte.

— Wiſſen Sie — fragte Maſter Blakſon — wo Herr Lundberg wohnt?

— Der reiche Lundberg? Nun ja, wie ſollte ich das nicht wiſſen. Und wenn ich ihn nicht kannte, ſo —

— Es handelt ſich um ſeine Frau — verſtehen Sie uns recht, ſagte der Miſſionair mit bedächtlichem Tone. Die Frau hat wie manche Andere zu leicht und gottlos gelebt, ſie muß zur Buße kommen und zurückgezogen werden aus der Gewalt des Teufels und bewahrt werden vor dem brennenden Pechpfuhl der Hölle.

Der Bekehrer ſprach dieſe Worte mit Salbung und markirter Betonung. — Getrauen Sie ſich alſo wohl, begann Maſter Blakſon wieder — uns mit dieſer Frau in Verbindung zu bringen — kurz, durch ein beſorgtes Brieflein zu bewirken, daß die gute Frau, welche ſich hat verleiten laſſen vom Böſen — uns ihre Neigung zuwendet.

— Nun, das ließe ſich ja wohl machen, ſagte die Alte — morgen werde ich den Verſuch wagen — ich denke — ich werde Ihnen morgen Abend um dieſe Zeit ſchon eine günſtige Antwort geben können. —

Der ſogenannte Miſſionair drückte der Alten die Hand und auch Etwas hinein. Er bat Sie recht fleißig in den Traktätlein oder — wie er ſagte — kleinen Büchern zu leſen und war ſchon im Begriff, ſich mit Maſter Blakſon zu entfernen, als er das an die Wand genagelte Bild erblickte.

— Ei! gute Frau, ſagte er, da hat Sie ja ein altes — heidniſches Bild! Wäre ein blutendes Lamm, ein jüngſtes Gericht mit tauſend Teufeln und Feuerflammen darauf abgebildet — ſo würde es einen Werth haben — indeſſen jetzt — hat es keinen Werth!

Der Mann ſprach dieſes mit dem Ausdruck des Mitleids und der Verachtung, obgleich er ganz anders dachte über den Werth des Bildes, als wie er ſich ausſprach. Obgleich er ein „Bekehrer zur Buße“ ſein wollte, ſo trieb er doch allerlei Nebengeſchäfte und wie mit Edelſteinen — indem er bei gutem Bewußtſein den Leuten ſchon oft unächte für ächte verkauft und ächte als unächte abgeſchwatzt hatte, indem ſein geiſtliches Anſehn und ſein frommheuchleriſcher Charakter ihm die gute Meinung und den Glauben an ſeine Aufrichtigkeit ſicherte — und wie mit Edelſteinen alſo, ſo handelte er auch mit Gemälden. Die Verbindungen, in die er überall zunächſt mit den Frauen kam, die Schlauheit, welche er bei den Männern zu beobachten wußte, begünſtigten den Umſatz. Manches Bild, mancher Edelſtein, manches Kunſtprodukt fiel dem frommen Manne ſo ſchon aus der Hand eines Convertirten zu, wofür er ſpäter in London eine bedeutende Summe erhielt. Denn zwiſchen Deutſchland und England machte er ſeine Miſſionsreiſen, obgleich er hier wie dort jedes Mal weit entferntere Länder als das Ziel ſeiner Reiſe angab. Auch in Königsberg hatte er kürzlich ein gutes Geſchäft gemacht und ſeine Abſicht war keine geringere, als in Hamburg eine ähnliche paradieſiſche Geſellſchaft voll Andacht zu vereinigen. — Wir müſſen jedoch noch erwähnen, daß Bereicherung all' dieſen paradieſiſchen Übungen zum Grunde lag. Zweck war — durch die gewonnenen Frauen Geld zu erhalten.

Maſter Blakſon, der die Doctorin Bertram vom Schiff entführt hatte, war durch dieſe mit der Mildthätigkeit der Madame Lundberg bekannt geworden. Er ſchloß ganz richtig aus ſolchem Charakter, daß die freigebige Frau ebenſo leicht für die Frömmigkeit wie für die Sinnlichkeit würde gewonnen werden können. Er theilte ſeinem Freunde, dem ſogenannten Miſſionair, ſeine Anſichten mit, und für dieſen war das, wie leicht denkbar — Waſſer auf die Mühle. — Wir haben die Männer ja eben grade bei der Ausführung ihrer ſauberen Pläne angetroffen.

Doch kehren wir zu dem Augenblick zurück, wo der ſogenannte Miſſionair, der ohne höhere Bildung und ohne alle Kunſtkenntniß iſt, obgleich er gelernt hat, falſche Edelſteine von echten zu unterſcheiden — das Bild auf der Diele mit Geringſchätzung angeſchaut, um das nach ſeiner Anſicht ächte und werthvolle Stück, billig zu kaufen.

— Beſitzen Sie dieſes Gemälde ſchon lange? fragte der Miſſionair, nahm die Blechlampe von der Wand und beleuchtete damit von allen Seiten das Bild. — Ach, ſagte die Gefragte, ich habe mich nicht darum bekümmert, es mag wohl ſchon lange dort geſeſſen haben.

— Was meinen Sie, wenn ich es Ihnen abkaufe?

— Ach, das iſt wohl nur Scherz — indeſſen wohnt ein junger Mann oben, der wird mir rathen können — ich glaube ſchwerlich, daß der es ſchon bemerkt hat, obgleich er doch auch etwas pinſelt.

Die Alte rief die Treppe hinauf. Der junge Mann kam herunter. Der Miſſionair ſchien über dieſes

Rufen verdrießlich zu werden, während Master Blakson mit dem Auge winkte, vermuthlich um anzudeuten, daß die Frau die voraufgegangene Unterredung doch ja nicht berühren möchte.

— Sagen Sie ein Mal, begann die Alte zu dem jungen Mann, der Herr hier will das Bild kaufen — iſt es noch etwas werth und wie viel wohl?

— Was, ein Bild, rief der junge Mann, und das hängt hier ſo verſteckt — das kann nur gut ſein — wer weiß, auf welche Art es hierher gekommen iſt — bei Gott, ein vortrefliches Bild, ein herrlicher Wouvermann — hätte ich Geld, ich würde keinen Augenblick anſtehn, es Ihnen abzukaufen — was Sie auch haben wollten, gute Frau.

Die Alte ſah ganz pfiffig aus bei dieſer lebendigen Rede des jungen Mannes. Sie ſpielte ihre Rolle ſehr gut und um ſo mehr, da jener ſo keck und draſtiſch verfuhr. Sie dachte offenbar auch hier an das, was für ſie abfallen würde.

Wir wollen den Leſer jedoch nicht durch die weiteren Details des Geſpräches ermüden. Gewiß iſt, daß dem jungen Maler ſein Kunſtgriff gelang und daß er nach acht Tagen ſchon ſeine Bilder und zwar ſehr gut verkauft hatte. Ob der Miſſionair ſelbſt ſoviel Geld beſaß, ob er es ſich in der Geſchwindigkeit anzuſchaffen wußte, was unter ſeinen Verhältniſſen und bei ſeinem prätendirten Standpunkt ſehr leicht möglich war — muß hier dahin geſtellt bleiben.

— — — — — — — — — —

Der ſogenannte Miſſionair erreichte durch die alte Sybille wirklich ſeine oben angedeutete Abſicht. Madame Lundberg wurde von ihm mit der größten Heimlichkeit in die Geheimniſſe der Seligkeit und des Himmels eingeweiht, obgleich ihr dies manchen blanken Thaler koſtete, den der fromme Bruder ihr abzulocken wußte.

Auch Maſter Blakſon war hierbei nicht unthätig. Er hatte den hintern Raum eines Speichers anzuſchaffen und einrichten zu laſſen gewußt, welcher vorläufig zu Betſtunden benutzt wurde.

Das Eigenthümliche bei dieſen Betſtunden war, daß ſie regelmäßig in der Nacht ſtattfanden. Abends zwiſchen neun und zehn Uhr ſah man die Thüre des Speichers, welche ſich unmittelbar an der Straße befand, kaum eine Handbreit geöffnet und einen Kopf mit einem Paar kleinen ſchwarzen Augen verſtohlen hin und wieder daraus hervorlugen, um theils die Andächtigen und Frommen zu empfangen, theils einen etwaigen Überfall, eine ungebetene Beeinträchtigung der ſtillen Andacht, abzuwehren und dem böswilligen Eindringling dann die Thüre vor der Naſe zu verſchließen.

Lundberg merkte Unrath in dem Betragen ſeiner Frau; er ſchöpfte Verdacht und hoffte dem Dinge auf die Spur zu kommen. Allein die Polizei war vielleicht ſchneller und präciſer wie er, denn nach einiger Zeit war ſowohl der Miſſionair, als Maſter Blakſon plötzlich verſchwunden und die Betſtunden hatten ein Ende.

Man munkelte, daß der angebliche Miſſionair eben ſo wenig ein Miſſionair, als Maſter Blakſon ein Seecapitain geweſen ſei, daß ſie durch den Schein der Frömmigkeit aber viel Geld an ſich zu bringen gewußt hätten.

XXIV.

Der Spaniole.

Wenige Tage vor dem Verſchwinden jener beiden Menſchen erreignete ſich in einem Bordell des Hamburger Berges eine Scene, die weſentlich mit einzelnen Perſonen, die wir bisher in unſern Erzählungen berührt haben, zuſammenhing und auf die

Folge der Entwicklungen von bedeutendem Einfluß war.

Wir haben oben geſehen, auf welche Weiſe Maſter Blakſon dafür ſorgte, ſeinem Freunde die hoffnungsvolle Ausſicht auf eine Erbſchaft zu gewähren und ſie ihm bedingungsweiſe ſicher zu ſtellen.

Maſter Blakſon hatte bewirkt, daß Eliſe einem öffentlichen Hauſe anheim fiel.

Allein der Pflege-Vater Eliſens ſchien keine Neigung zu haben, ſein Capital auf Blakſon's Günſtling übergehen zu laſſen; er trug den Gedanken an ſeine entartete aber möglichen Falls vom Wege des Laſters wieder zurück zuführende Adoptiv-Tochter unabläſſig Tag und Nacht mit ſich herum.

Je ſchmerzlicher er es empfand, daß das einſt ſo unſchuldige und liebevolle Mädchen, er wußte ſich nicht zu erklären durch welche ſchändliche Ränke, ihm entriſſen worden war, deſto lebhafter erwachte in ihm das Verlangen, Alles daran zu ſetzen, ſie von der eingeſchlagenen Bahn zurück zu führen und nach erneutem guten Lebenswandel mit der möglichen Ausſicht auf eine Verheirathung derſelben mit irgend einem loyalen Manne, ſie dennoch zu ſeiner Erbin einzuſetzen.

Es wurden verſchiedene Perſonen abgeſandt, um Eliſen's Geſinnung und Charakter unter obwaltenden

Umſtänden zu prüfen, und alle kehrten mit der Überzeugung zurück, daß Reue vorhanden ſei und daß die Geſunkene, welche ſoviel ſich bis jetzt von ihr hatte herausbringen laſſen, auf die abſcheulichſte, niederträchtigſte Weiſe ohne alle Schuld, verlockt und irregeleitet worden war, je eher je lieber aus dem rohen, ſittenloſen Kreiſe wieder weggenommen werden müſſe.

Eliſe hatte noch keine zwei Jahre in dieſen traurigen Verhältniſſen gelebt. Aus ihrem Geſicht war noch nicht alle Farbe der reizenden Unſchuld verſchwunden. Die Luſt an der Sünde hatte dort noch nicht ihren frechen Thron aufgeſchlagen. Das Kind des Laſter's ſchien vielmehr eine leidende Madonna zu ſein. —

Von dem, was mit Rückſicht auf Eliſe, die jetzt Thekla hieß, nach dem Gebrauch dieſer Mädchen, die ihre Namen beſtändig in angeblich ſchöner klingende umtauſen, — was mit Rückſicht auf Eliſe alſo vorging, davon erhielt Maſter Blakſon unmittelbar Nachricht durch — den „Tanzmeiſter,“ der ſich hierbei einer Pflicht gewiſſenhaft entledigen zu müſſen glaubte.

Der Tanzmeiſter erwartete ſeinen Capitain in der Allee. Er ſtand dort lange an der Ecke der beiden Wege, von denen der eine nach der Glashütte und dem Dammthor, der andere nach dem Schulterblatt und Eimsbüttel führt — und ſah voll harrender Ungeduld nach dem Thore hin, auf deſſen Pfeilern die Laternen bereits angezündet waren, ob der Erſehnte zwiſchen den gegen die Zeit der Sperre ſich Hineindrängenden nicht erſchiene.

Endlich kam der Engländer.

Der Tanzmeiſter erzählte Alles, was er wußte und noch mehr. Er ließ von Zeit zu Zeit durchblicken, wie viel Mühe er ſich ſchon gegeben, um von Allem Kenntniß zu erhalten, was mit dem Wirthe bereits geſprochen war. Zuletzt erbot er ſich auch, wenn man ihm Vertrauen ſchenken wolle, das Weitere zu thun und gegen das Mädchen und ihr Loskommen, was irgend in ſeinen Kräften ſtände, zu verſuchen.

An einem der nächſten Abende traf der „Tanzmeiſter“ den Maſter Blakſon wieder in einer Straße der Vorſtadt, nachdem dieſer bereits mit ſeinem Freunde, dem Erbluſtigen geſprochen, und die nöthige Verabredung getroffen hatte, durch den „Tanzmeiſter“ Alles zu unternehmen.

Der „Tanzmeiſter“ und Maſter Blakſon ſtanden unferne einer Kellertreppe. Es war ſchon ziemlich Dunkel geworden und eine Laterne befand ſich in der Nähe nicht. Sie bemerkten daher nicht, daß ein menſchliches Weſen, welches auf jener Treppe im Winkel zuſammengekauert ſaß, Zeuge der folgenden Unterredung wurde, deren Inhalt nicht ſchwer zu deuten war.

— Es wird ſchwer halten, ſagte der „Tanzmeiſter,“ die Dirne auf die Seite zu bringen, indeſſen gebe ich nicht alle Hoffnung auf und mein Plan, an deſſen Gelingen ich nicht zweiſle, iſt dieſer:

Es befindet ſich gegenwärtig wieder ein Spaniole oder ſpaniſcher Matroſe hier, der der Dirne perſönlich gram iſt und ſo zu ſagen ihretwegen ſchon ein Mal ein halbes Jahr im Gefängniß geſeſſen hat. Er erhielt nämlich mit einem Engländer über jene Perſon Streit, und bohrte dieſem ſein Meſſer in die Seite, während er ſelbſt mit einigen Box-Fauſtſchlägen davon kam. Indeſſen war die Wunde nicht tödtlich, der Engländer kam mit dem Leben und der Spaniole mit einer kurzen Gefangenſchaft davon. Seit dieſer Zeit nun hat der Spaniole einen Groll auf das Mädchen und wenn mir irgend Einer von Nutzen und behülflich ſein kann und will, ſo iſt gewiß nur Er es.

Ihm will ich alſo die Sache vorſtellen. Er treibt ſich täglich in den „vier Löwen“ umher, iſt dort aufs Genaueſte bekannt und am beſten geſchickt, einen ſolchen Vorſatz auszuführen. Ja, ich bin überzeugt, er würde für einen unbedeutenden Lohn das Aeußerſte wagen, ſein Haß und ſeine Rachſucht iſt ſchrecklich. Doch dahin darf es nicht kommen. Das würde zu viel Aufſehen machen. Das Beſte iſt, er wartet, bis ſein Schiff abgeht, nimmt die Dirne dann des Abends unter irgend einem Vorwand mit an Bord und — über See.

— Das wäre das Geſcheuteſte, ſagte Maſter Blakſon; auf ſolche Weiſe wäre mein Freund außer aller Sorge, und könnte ſo ziemlich ſicher ſein. — Ich verlaſſe mich alſo darauf. Sprechen und handeln Sie mit dem Spaniolen — er ſoll ſeinen Lohn denſelben Abend haben, wo er ſein Stückchen ausführen will.

Damit verabſchiedeten ſich die Beiden. Die Perſon, welche auf der Kellertreppe gelauſcht hatte, erhob ſich, brummte einige Male vor ſich hin, und ſchlurfte dann nachdenkend über das Straßenpflaſter hin.

XXV.

Der Abend in den „vier Löwen.“

Wir treten in das Local zu den „vier Löwen“, welches wir ſchon einmal berührt haben.

Der niedrige Saal iſt mit einem blaugrauen Dunſt von Staub und Tabacksrauch angefüllt. Von dem kaum mannshohen, ſchmalen Sitz des kleinen Orcheſters tönt die Muſik in bacchantiſch-ſchrillenden und die Ohren zerreißenden Weiſen herunter. Von Zeit zu Zeit wirbelt die kleine Trommel, tobt die große Trommel in dumpfen Schlägen dazwiſchen.

Es drängt, treibt, ſtößt und reibt ſich die wilde verworrene Maſſe keuchend und fluchend durcheinander. Die Schönen ſitzen an den Seiten auf Tiſchen und Bänken herum, kredenzen hier ein Glas Grog, oder zeigen dort dem rauhen, braunen Seemann, indem ſie ihm die Cigarre aus dem Munde nehmen, daß ſie, wenn es ſein müßte, auch rauchen können.

Die Emancipation hat hier reißende Fortſchritte gemacht. Der Mann iſt hier oft ein Weib, und das Weib, wenn man ſo ſagen darf, ein Kerl.

Dort am Fenſter, auf dem Schooß eines derben, theerduftenden Seebären ſitzt oder ruht eine nachläſſige Schöne im Kleide von gelbem Atlas mit grünen und rothen Schnüren oder Bändern beſetzt. Eine Falte hängt faſt von der Mitte des Leibes bis auf die Füße hinunter. Der Hals iſt bloß und mit zwei Reihen großer weißer Glasperlen, wie man ſie wohl den Wilden zuführt, geſchmückt. Eine große, ſehr geſchickt verſchlungene Flechte iſt hinten am Kopfe befeſtigt. Dieſe Flechte iſt aber bedeutend dunkler wie das übrige Kopfhaar, welches einen ſtarken und beizenden Geruch aushaucht, und man kann daraus abnehmen, daß jene dem Kopfe nicht urſprünglich angehört. Dies würde man übrigens am vorhergehenden Tage noch deutlicher haben ſehen können, denn damals prunkte hier ſtatt der breiten, künſtlichen Flechte eine wunderbar dicke und wulſtige Reihe von Locken, ſo übereinander geladen, daß wenigſtens drei Tituskövfe damit geziert werden konnten.

Das Mädchen iſt nicht jung. Eine dicke blaurothe Schminke liegt zwar auf den eingefallenen Wangen und verdeckt ſo die eigentlichen Züge, aber die breiten Ränder und braunen Furchen unter den Augen, die rauhen Striemen auf der Stirne bezeugen, daß dieſe matten Augen wenigſtens ſchon funfzig Mal den Frühling haben kommen und ſcheiden geſehen. Vielleicht iſt die Schöne auch noch einige Jahre älter, doch läßt ſie es ſich nicht merken und thut wie eine andere von zwanzig Jahren.

Jetzt ſpringt dieſes Mädchen plötzlich auf, drängt ſich ohne Rückſicht bei dem ſchmalen Kreiſe der Tanzenden vorbei, theilt gelegentlich einige Püffe und Rippenſtöße aus und ſtreicht mit der einen Hand einem verſchämten jungen Bauerburſchen, der neugierig gafft, die Wange, während ſie mit der andern Hand aus dem Gedränge eine kleine, verwachſene Geſtalt hervorzieht, die ſich mühſam hindurcharbeitet und oft kaum auf den Füßen erhält.

— Tretet mein Kind nicht, ihr Jungens, ruft ſie und droht mit der Fauſt.

— Komm, mein Kleiner, ſagt ſie dann zu dem verwachſenen Kobold, es iſt mir lieb daß Du einmal wieder da biſt, Du ſollſt mir etwas von der Welt erzählen. Ach, mein Junge, ſagt ſie, wenn Du wüßteſt, wie viel Deine Mutter noch immer von Dir hält. Doch was nützt mir das Reden, ich will es Dir beweiſen, Du ſollſt heute ſo viel Grog und Punſch haben, als Du nur magſt. Ich laſſe anſchreiben, ich will auch mal einen zärtlichen Abend haben. Was gehen mich die Freiers an! — Sie ſollen mich heute Abend in Ruhe laſſen, denn ich habe mein Kind.

Die Schöne weint vor mütterlicher Rührung wirklich einige Thränen. Dann nimmt ſie den Kobold bei den Armen und ſchwingt ihn mit einem tüchtigen Ruck auf den Tiſch, während ſeine kurzen Krücken auf die Erde fallen.

So, ſagt ſie ſtöhnend, da ſitz mein Kind, nun will ich Dir zu trinken geben. Damit holt ſie ein großes Glas Grog von der Schenke und ruft: für mich! was anzeigt, daß die Bezahlung auf ihre eigene Rechnung geſchrieben werden ſoll.

Der Kleine trinkt mit gierigen Zügen, während die Mutter vor ihm ſteht und durch ihr Benehmen einen lachenden Kreis um ſich zuſammenzieht.

Darnach winkt der auf dem Tiſch ſitzende Kobold ſeiner vor ihm ſtehenden Mutter mehrmals mit den Augen und nickt mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er ihr etwas zu ſagen habe. Dieſe achtet aber nicht darauf, ſondern holt ihm ein zweites Glas Grog, und füllt die Pauſen, während ſie ihn mit Gewalt zum Trinken zwingt, durch ihre Beredtſamkeit aus.

Zum Verſtändniß für den Leſer müſſen wir hier zwiſchen fügen, daß die kleine verwachſene Figur von einigen dreißig Jahren, Niemand anders iſt, als der ſogenannte „ſchiefe Matthies,“ den wir früher ſchon angetroffen haben; — derſelbe, welcher im Verborgenen das Geſpräch zwiſchen Maſter Blackſon und dem „Tanzmeiſter“ belauſcht hat. —

Das Mädchen in den „vier Löwen“ erzählt alſo, um den Umſtehenden, welche lachen und allerlei Poſſen treiben, Aufklärung über ihr Verhältniß zum — Kobold und über dieſen ſelbſt zu geben:

— Ja — er iſt mein Kind — Jungens, ich thu' mir etwas darauf zu Gute, Ihr wißt, wie ſtolz wir auf unſere Kinder ſind! Er iſt zwar nicht anſehnlich, nicht ſchlank und ſtark wie Ihr ſeid — aber das macht nichts. Seine verkümmerte Geſtalt erinnert mich nur zu lebhaft an mein Vergehen und den Anfang meiner Laufbahn. — Oh, er hat einen großen, reichen Vater! Nicht wahr, mein Kleiner, Du weißt es, ich habe es Dir ſchon oft geſagt — Du kennſt Dein und mein Unglück — aber was kümmert Dein Vater ſich um uns! Ich — habe Dir zwei Mal das Leben gegeben — ich habe Dich gerettet — obgleich Deine kleinen Gliedmaaßen auf ſeinen Rath verbogen waren, um Dir auf ſo gelinde Weiſe den Tod zu geben —

— Ha! fährt ſie fort, wenn ich noch an jene nächtliche Stunde denke, wo er mir rieth — er, mein Herr, um bei ſeiner Frau und — meiner

Madame, Haß, Zwietracht und Aufſehen zu vermeiden, Dich auf die Seite zu ſchieben und ſo mit dem häuslichen Abfall und Unrath auf die Seite zu ſchaffen — aber ich vermocht's nicht, ich zog Dich aus dem Schmutz wieder hervor, ich legte meinen Mund auf Deinen kleinen Mund und fühlte und horchte, ob noch Leben in dem kleinen zuſammengedrückten Körper war! Und es war noch ein Fünkchen Leben darin. Ich brachte Dich mit der größten Behutſamkeit zu einer alten Frau, die Dich ernährte und — ohne daß Jemand etwas davon erfuhr, im Stillen, auf meine Koſten groß zog. — Aber die Verführung ruhte nicht — denn vor dreißig, vierzig Jahren, da war ich ſchön und munter, wie nur irgend ein Mädchen! — ich ſank und ſank —

Die Erzählerin ſtockte und weinte abermals. Dann nahm ſie das dritte volle Glas, ſtürzte es verzweiflungsvoll hinunter und reichte ihrem „Kinde" ein viertes.

Der Kobold verſuchte wieder zu reden, er zupfte ſeiner Mutter mehre Male an dem weiten ſeidenen Aermel, aber ſie bemerkte es nicht. Auch hatte der Grog ſein Geſicht, das ohnehin aufgedunſen war, ſchon erhitzt und ſeine Sinne betäubt. Die Zunge vermochte nur noch einige lallende Laute auszuſtoßen, die aber weder vernommen noch verſtanden wurden.

Es war ſeine Abſicht geweſen, ſeine Mutter von dem Vorhaben gegen Eliſe in Kenntniß zu ſetzen und dieſe ſo vor einer gewaltſamen, niederträchtigen Entführung zu bewahren.

Der Abend war der, an welchem das gemeine Bubenſtück ausgeführt werden ſollte. Jetzt war das Bewußtſein des „ſchiefen Matthies“ ſchon durch Trunkenheit aufgehoben. Der verhängnißvolle Augenblick konnte jede Minute da ſein. Dann war es zu ſpät, jede Rettung und Hülfe vergebens und die Böſen triumphirten. — —

Eliſe oder Thekla hatte ſich den ganzen Abend ſtill und abſeits gehalten. Sie ſaß am Ende des Saales, faſt unter dem niedrigen Orcheſter und ſchaute träumend und gedankenlos mit einzelnen Seufzern auf das wilde, rohtobende Gelag.

Nicht fern von ihr ſaß der Spaniole und bewachte mit ſpähenden Augen ſeine Beute. —

Jetzt entſtand plötzlich ein Lärm und Getöſe. Die Muſik ſchwieg, der Tanz hörte auf. Die ganze Maſſe der ſich drängenden und ſtoßenden Perſonen ſchien in einer wilden Gährung begriffen. Flüche, gräßliche engliſche, franzöſiſche, ſpaniſche und deutſche Flüche wurden laut. Jeder tobte und rumorte auf ſeine Weiſe und Keiner verſtand den Andern. Die Mädchen flüchteten. Die Mutter trug ihr dreißigjähriges, verwachſenes und trunkenes Kind mit poſſierlicher Haſt und Mühe durch den vorworrenen Knäuel.

Stühle und Tiſche wurden umgeworfen, Gläſer und Lampen zerſchlagen. Es wurde immer finſterer in dem Lokale.

Der Lärm ſchien von dem Ende auszugehen, wo der Spaniole ſaß. Es waren nur noch zwei oder drei von ſeinem Caliber, die die Verwirrung und den Lärm vergrößert hatten. Niemand aber vermochte den eigentlichen Grund dieſes Rumorens anzugeben.

Der Spaniole nur wußte den Zuſammenhang, denn er hatte die Verwirrung, die ſcheinbare Revolte geleitet, welche die Wirthin hinter der Schenke nicht wenig in Schrecken ſetzte und ſie hinauseilen machte, um ihre Pretioſen, Uhren, Ringe ꝛc. in aller Eile aus einer Commode in die Schürze zu nehmen und anderswo zu verbergen. — Dieſe allgemeine Verwirrung ſollte dann benutzt werden, um die Hetäre Eliſe oder Thekla ſchnell hinwegzuführen.

Der Spektakel hatte auch kaum begonnen und einige Lampen waren ausgelöſcht worden, als der

Spaniole ſchnell wie ein hungriger Tiger auf ſeine Beute loszuſtürzen ſuchte, die bis dahin beklommen am Ende des Saales geweilt hatte.

Der Spaniole ſprang auf, ſeine ſchwarzen, tiefliegenden Augen rollten wild umher. In demſelben Momente aber, wo er auf das Mädchen zuſpringen und es anpacken wollte, ſah er es wie von unſichtbaren Händen ſchnell hinweggezogen. Man ſtieß und drängte ſich dazwiſchen, er wurde aufgehalten und es ihm unmöglich gemacht ſo ſchnell nachzudringen, wie er es wollte.

Da gewahrte er vor der Thüre wieder das weiße Gewand. Er ſtürmte nach wie eine losgelaſſene Hyäne, er zog ſein Meſſer, um in dem dunklen, verworrenen Lokale, ſeinem Opfer unbemerkt einen Stich zu verſetzen.

Er holte auch wirklich aus mit ſchnaubender Wuth, aber das Meſſer ſtreifte nur die Schulter mit einem zwar tiefen, doch nicht tödtlichen Schnitt, und die unſichtbare Hand, welche Eliſe gleich anfangs hinweggezogen hatte, gab ihr auch hier diejenige ſchnelle Bewegung, den ſchützenden Ruck, daß ſie der Todesgefahr glücklich entkam.

Vor der Hausthüre hatte ſich auf den feuchten Steinen ein trunkenes Weib niedergekauert, um hin und wieder von den der wilden, bacchantiſchen Freude Nachtaumelnden ein Habe zu erbetteln.

Da der Stich nicht ſicher ausgeführt wurde und alſo das Meſſer auf keinen feſten Gegenſtand traf, ſo verlor der Spaniole das Gleichgewicht, taumelte vorüber, ſchlug mit den Armen zur Thüre hinaus und verwundete ſo wider Willen noch eine Perſon — jenes Weib, welches ſich dort zuſammengekauert hatte. —

Durch die herbeigerufenen Wächter und Officianten wurde die Ruhe in dem Lokale alsbald wieder hergeſtellt.

Zu dem verwundeten Mädchen mußte ein Arzt gerufen werden und die Wirthin zu den „vier Löwen“ war gutmüthig genug, die Unglückliche, welche ſo unerwartet von dem Unfall mit betroffen worden war, einige Tage in ihr Haus aufzunehmen, und ſie dort in einem Winkel ſich erholen zu laſſen.

Der Spaniole war der Verhaftung entkommen. —

XXVI.

Aufklärung.

Am folgenden Morgen fand ſich ein junger Menſch in dem Lokale zu den „vier Löwen“ ein, um, wie er ſagte, ſich zu erkundigen, ob die Wunde der Mamſell auch gefährlich ſei.

Es lag etwas eben ſo Feſtes als Weiches in dem Tone, mit dem dieſe Frage gethan wurde.

Man führte den jungen Menſchen zu der Kranken, die im weißen Gewande, mit einer großen Binde um den Arm, auf einem Sopha ruhete.

Eliſen's Züge waren weiß und matt, aber ihr großes blaues Auge glänzte vor Freude, als ſie den jungen Menſchen erblickte.

— Du biſt mein Retter! ſagte ſie mit ſchwacher bewegter Stimme. Der Spaniole war gewiß eiferſüchtig auf Dich. Ich weiß es wohl — wenn Du nicht hinzugeſprungen wäreſt und mich dem Wüthenden entriſſen hätteſt, ich — wäre nicht mehr. — Ich habe Dich wohl bemerkt, Du ſtandeſt den ganzen Abend in meiner Nähe — wußteſt Du denn, daß mir ſo etwas widerfahren ſollte? Warum haſt Du mich dann aber nicht darauf aufmerkſam gemacht? Mir wäre kein Leid's geſchehen! —

— Ich wußte es nicht, ſagte der junge Menſch, welcher ſich vor der ruhenden Kranken niederſetzte und leiſe die Hand ihres geſunden Armes faßte. — Ich weiß nicht, was mich trieb, Dich unverwandt anzuſehen — vielleicht war es eine Ahnung, und ich ſollte Dein Schutzengel werden.

— Mich dünkt, ſagte die Kranke, ich hätte Dich auch ſchon früher geſehen, biſt Du vielleicht ſchon öfter hier geweſen?

— Das nicht — nur einſt — da ſah ich Dich zum erſten Male, und doch war mir's, als wäre ich Dir ſchon früher begegnet — entgegnete der junge Menſch und wurde träumeriſch verlegen.

Du kannſt mich öfter beſuchen, ſagte Eliſe mit warmem Tone — wir können uns einander unſere Schickſale erzählen — die Zeit wird mir ſonſt unendlich lang werden. — Ich bin Dir recht gut — ich muß Dich auch ſchon geſehen haben, fuhr ſie fort, — Dein Muth und Deine Entſchloſſenheit — ſie endete nicht, denn der junge Menſch ſah ihr ſtarr in die Augen, daß es ſie durchzuckte.

— Weißt Du, ſagte dieſer dann mit einem tiefen Seufzer, es iſt noch eine alte Frau verwundet worden. Die Wirthin will ihr auf einige Tage Ruhe und Pflege geſtatten. — Das Meſſer des Spaniolen iſt ihr ziemlich tief in die Bruſt gedrungen. Sie hat viel Blut verloren.

— Die Arme sagte Eliſe, was hat die ſich auch vor unſerer Thüre herum zu treiben. — Wie heißt Du? fragte ſie dann.

— Ich heiße Martin, verſetzte der junge Menſch.

— Und was haſt Du für ein Geſchäft?

— Ach, entgegnete er niedergeſchlagen, ich bin ſo zu ſagen nur ein Beſenbinder.

— Ein Beſenbinder?

— Nun, das freilich eben nicht; aber ich handle mit ſo weißen Schnitzbeſen.

— Iſt das nicht gut und ehrlich? Martin, ich wollte ich könnte mit Dir ziehen und Schnitzbeſen verkaufen!

Es trat eine Pauſe ein. Eliſe zupfte an ihrem weißen Gewand und ordnete die rothen Schleifen, während Martin ſtill und nachdenkend vor ſich nieder ſah.

— Ach, ſagte dann Eliſe, noch ein Mal, ich wollte ich könnte von hier fort!

— Wie gerne theilte ich mit Dir —

— Und ich mit Dir —

— Ja — wir haben gut theilen, ſagte Martin, und gut wünſchen, wir haben — Beide nichts — und um unſer Bitten kümmert ſich Niemand. Die Wirthin läßt Dich nicht aus ihren Klauen.

— Weil wir keine Rechte haben, weil wir Unglückliche, die elendeſten und mitleidwürdigſten

Sklavinnen ſind, welche mit Schande bedeckt und mit Hohn verachtet werden. Die ſchwarzen Sklavinnen, welche ihren Leib von der Sonne dörren, von der Peitſche zerfleiſchen laſſen müſſen, die ſind nicht halb ſo troſtlos daran wie wir, die wir verkauft, verführt und verrathen werden, und dann mit Haß, Schmerz, Wehmuth und Verzweiflung in der Bruſt, mit geſchminkten Wangen und bleichen Lippen jeden Rohen und Garſtigen anlächeln müſſen!

Eine große, helle Thräne floß über Eliſen's bleiche Wange.

— Bei Gott! ſagte Martin, wenn ich Dir helfen könnte.

— Du haſt mich lieb? fragte Eliſe kaum vernehmbar.

Martin drückte verſtört ihre Hand und that als hätte er nichts gehört.

— Ich will doch auch einmal die Alte ſehen und fragen ob ihre Wunde ſie ſchmerzt. Nicht wahr, die Deinige ſchmerzt auch?

— Wenn Du bei mir biſt — nicht — verſetzte Eliſe zärtlich, während ihre jugendliche Bruſt unruhig wallte.

Martin ging hinaus. — Ich bin ſogleich wieder bei Dir — ſagte er und wandte ſich mit einem lebhaften Blick noch einmal bei der Thüre um. —

Nach einigen Minuten kam er zurück.

— Die alte Frau ſieht ſehr traurig und armſelig aus, ſagte Martin. Sie mögte ſo gerne zu Dir, um Dir zu danken, denn ſie meint, Du allein ſei'ſt die Urſache, daß ſie hier im Winkel einige Tage ruhen und gepflegt werden darf. Der Chirurg hat ihr auf Befehl der Wirthin die Wunde verbunden. Sie ſcheint außerordentlich Theil an Deinem Schickſal zu nehmen, gewiß hat ſie eine ähnliche Laufbahn hinter ſich wie Du — und iſt froh, wenn ſie in ihrem Elend ſich in Dir doch auch unter dieſen Verhältniſſen noch einmal verjüngt ſehen kann.

— Wenn es ihr Zuſtand erlaubt, ſo laß ſie doch nur zu mir kommen, ſagte Eliſe — ich hoffe, die Wirthin wird nichts dagegen einzuwenden haben. —

In dem Augenblick, wo Martin hinausging, trat die Wirthin zu Eliſen ein.

— Es iſt ein Unglück, eine Schande, ſagte die Wirthin; wenn man ein gutes Mädchen hat, die ſich hält und nicht ſogleich wieder draufgeht, ſchnell iſt der Teufel da und holt ſie.

Mit dieſen und ähnlichen Worten, die theils deutlich und vernehmbar, theils leiſe brummend geſprochen wurden, ging ſie haſtig im Zimmerr auf und nieder. Sie war offenbar zornig und ärgerlich und ſuchte ihrem Herzen zunächſt in lauten tobenden Selbſtgeſprächen Luft zu machen.

— Nun — man muß ſich darein fügen — es iſt nichts dagegen zu machen — fuhr ſie in milderem Tone fort und ſetzte ſich vor der auf dem Sopha ruhenden — Thekla nieder. Höre nur, ſagte ſie zu dieſer — es iſt ein Mann hier geweſen — Du wirſt wahrſcheinlich losgekauft werden. Das ſag' ich Dir aber, wir ſchreiben hundert Thaler mehr zu Buch, ſonſt verſuch ich noch was ich kann, um Dich bei mir zu behalten.

— Wer iſt es denn, der mich loskaufen will? fragte Eliſe raſch und freudig und vergaß, daß ſie krank und am Arme verwundet war.

— Nun, ein junger Mann war es nicht, der bei mir war und der Dich vielleicht loskaufen wollte um Dich zu heirathen. Wenn das wäre, ſo würdeſt Du ja ſchon längſt darum wiſſen und es mir geſagt haben. Von einer Heirath iſt hier alſo nicht die Rede, ſo viel ich aber aus den Reden habe abnehmen können, von einem reichen Onkel oder Pflegevater —

Die Wirthin ſtockte, als ſie ihre Thekla plötzlich in Thränen ausbrechen ſah.

— Warum weinſt Du denn, närriſches Ding! ſagte die Wirthin, welche offenbar nicht fühlte und die Urſache nicht ahnte, weshalb Eliſe ſo plötzlich weinte.

— Willſt Du lieber hier bleiben, ſei nur ruhig — es läßt ſich ja Alles machen! —

— Nein, nein — rief Eliſe und ſchluchzte.

— Nun, ich ſage Dir ja, morgen wirſt Du ausgelöſt und in einem Wagen abgeholt. Es iſt ein Glück, ein großes Glück für Dich — dergleichen paſſirt nur ſelten, ſagte die dicke Wirthin, wiſchte ſich auch mit der Schürze die Augen, als weinte ſie und zeigte bei dieſer Gelegenheit ihre dicken Hände, welche an allen Fingern mit großen, maſſiven Ringen wie überladen waren. —

Martin trat wieder ein.

— Die Alte iſt doch ſehr ſchwach, ſagte er, ſie kann gerne d'rauf gehen. — Da ſie ſich längſt dem Trunk ergeben hat, ſo iſt ſie jetzt doppelt krank, weil ihr — der Wunde wegen, kein Schnaps verabreicht werden darf. Ihr geſtern unkenntlich aufgedunſenes, rothes Geſicht, iſt plötzlich weiß eingefallen — ſie muß einſt hübſch geweſen ſein — ſo hübſch wie Du, ſetzte er mit einer Art Courtoiſie hinzu, die Eliſe aber zuſammen ſchaudern machte und den Quell ihrer Thränen zu ſtopfen ſchien, indem ſie ſtill und ſtarr vor ſich hinſah.

— Indeſſen wird ſie ſich doch aufraffen und zu Dir hereinführen laſſen, wie geſagt, um Dir zu danken, daß ſie mit verwundet worden iſt und hier für einige Tage Aufnahme gefunden hat.

Mädchen von der bezeichneten Art ſind ungemein gutmüthig und rückſichtslos. Die Regſignation iſt bei ihnen zur größten und tiefſten Menſchenliebe geworden.

Es gewährte einen ſonderbaren Anblick als die ſchwache elende Alte in ihren Lumpen von einem jungen, noch blühenden Mädchen im eleganten, weißen, mit Spitzen und Bändern reichlich beſetzten Morgenanzug hereingeführt und faſt getragen wurde.

— Höre, Martin, ſagte Eliſe jetzt, aus ihrer Erſtarrung erwachend, ohne die Eintretenden zu bemerken, — wie Madame mir eben erzählt, ſteht mir ein großes Glück bevor, ich werde befreit werden aus dieſer größten und erbarmungswürdigſten aller —

Eliſe ſprach den Gedanken nicht ganz aus; ſie wollte „Sklavereien“ hinzuſetzen, brach aus Rückſicht gegen die Wirthin aber ſchnell ab. Dann fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe wieder fort:

— Ich werde befreit werden — ſchon morgen — vermuthlich durch die Güte und Vergebung meines Pflegvaters gegen ein unverſchuldetes, von niederträchtigen Menſchen mir aufgeladenes Verbrechen. — Martin, ich werde befreit und dann wahrſcheinlich auch — reich. Es iſt ſo ſonderbar mit uns gekommen — was ſoll ich allein mit meiner Freiheit und meinem Glück — ich würde mich deſſen ſchämen, wenn ich es ohne —

Eliſe konnte wieder nicht endigen. Die Wirthin fuhr raſch dazwiſchen. Nun, dann wird ſich bald ein Liebhaber finden, der ſie heirathet.

— Des Geldes wegen — ſagte Eliſe — freilich, aber lieben könnte er mich unmöglich, ſobald er auf mein vergangenes Leben blickte. Ich würde dann nur unter einem beſtändigen Kummer meine Tage hinbringen. — Martin, ich ſehe es an Deinen Augen, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, Du haſt mich befreit aus den Feſſeln, in welche ich geſchmiedet war, Du haſt mich durch Deinen Blick gerührt und glücklich gemacht, ehe ich irgend die Wendung meines Schickſals wußte — ehe mir dieſe Hoffnung aufging — willſt Du — mir — auch ferner gut ſein? —

Eliſe hatte immer leiſe geſprochen. Das Reden hatte ſie bei ihrem erlittenen Blutverluſt ohnfehlbar angegriffen, die letzten Worte wurden kaum vernehmlich aber mit einer tiefen Bewegung geſprochen.

Martin warf einen halb entzückten, halb feierlichen Blick auf Eliſe — er würde dieſen Namen und nichts weiter ausgeſprochen haben, wenn er ihn ſchon gewußt hätte — und ſagte dann, indem er mit einer raſchen Bewegung auf die Alte zeigte:

— Da iſt ſie!

Die Bettlerin war ſo ſchwach und in ſich zuſammen geſunken, daß ſie den Kopf noch nicht aufzuheben vermochte, indem ſie nur einige Male aus hohler, faſt röchelnder Bruſt leiſe huſtete.

Nun — Mutter — ſagte Eliſe, iſt Sie da? Der Spaniole hätte uns bald todtgeſtochen — wir ſind Leidensgefährten! Setze Sie ſich zu mir, unſere Mutter, die Wirthin, wird nichts dagegen haben, auch will ich es gerne bezahlen, wenn Sie etwas verlangt.

Die Alte wurde von dem anderen Mädchen langſam vor den Sopha hingeführt, auf welchem Eliſe ruhete. Als ſie ſich auf den davorſtehenden Stuhl niedergelaſſen hatte, ſchlug ſie ihr mattes Auge empor und ließ es lange auf Eliſen ruhen.

Dieſe ſah jene ebenfalls mit ſtarren, erſchrockenen Blicken an.

Es trat eine lange Pauſe ein, welche endlich von der Wirthin unterbrochen wurde:

— Nun — was fehlt Euch denn, ſagte dieſe — warum ſeht Ihr Euch ſo an? Thekla bebt an allen Gliedern! — Was iſt Dir, Dirne?

Es erfolgte keine Antwort auf dieſe Frage. Eliſe verhüllte ihr Geſicht, welches ſie nach der Wand hin bog, mit einem weißen Tuch und ſank wie ohnmächtig auf das Kiſſen zurück.

Die Bettlerin nahm die andere Hand derſelben, betrachtete ſie erſt lange und verſuchte ſie dann zu küſſen.

— Was ſoll das heißen? fragte die Wirthin wieder und ſtemmte die Arme in die Seite.

— Thekla — was iſt Dir! rief Martin und bog ſich mit zärtlicher Unruhe über die Daliegende, während er hinter dem Stuhl der Bettlerin ſtehen blieb.

— Thekla! — ſagte die Bettlerin mit matter Stimme und wie aus einem Traume auffahrend, nein — dann kann es ja nicht ſein — aber der Name —

— Ja — rief Eliſe jetzt mit bewegter und vor Schluchzen faſt erſtickter Stimme — Mutter — ich bin Eliſe.

— Mein Kind! ſagte die Bettlerin mit gedehntem und beklommenen Ton.

— Ja — Dein Kind — das Du einſt leichtſinnig weggegeben haſt — als reiche Leute ſich ſeiner erbarmten, nachdem es lange auf der Straße in ſeinen Lumpen umhergelaufen war.

Die Bettlerin wollte gleichfalls in Thränen ausbrechen, aber die Natur ſchien ihr dieſe Quelle des Troſtes ſchon entzogen zu haben. Ihre Züge, ſo bleich, matt und abgeſtorben wie ſie waren, nahmen nur den Ausdruck einer unſäglich zerknirſchten Wehmuth an.

Martin war während dieſer Scene ganz erſtarrt und verſtummt. Er ſah von der Seite mit der größten Beſtürzung bald Eliſe bald die Bettlerin an.

Nachdem er lange ſo geſtanden und abermals eine Pauſe eingetreten war, näherte er ſich der Vorderſeite des Sopha's und blickte dann noch einmal die Bettlerin mit großen Augen an, als wolle und müſſe er ſich erſt ganz überzeugen.

— Ja — rief er zuletzt und warf ſich auf die Kniee nieder, indem er mit einer haſtigen Bewegung Jede der Angeredeten bei der Hand erfaßte, ſo biſt Du ja auch meine Mutter — und Du meine Schweſter!

— Hab' ich je ſo was erlebt! ſagte die Wirthin, ohne eine beſondere Theilnahme bei dieſer rührenden Scene zu zeigen, die wir übrigens nicht weiter ausmalen wollen, um nicht in den gewöhnlichen Romanton zu verfallen und ſo den zarten Eindruck zu vernichten, der herzlicher und inniger empfunden als erzählt werden kann. —

Dieſe Scene in den „vier Löwen“ ereignete ſich am Himmelsfahrtsabend vor den verhängnißvollen Maitagen.

XXVII.

Die Entwickelung des Ganzen und der Schluß.

Die Flammen, welche ſich in der Nacht des 5. Mai 1842 entwickelt hatten, tobten weiter und weiter in zügelloſer Gluth.

In den noch unverſehrten Straßen drängten ſich die Rettenden durcheinander in buntem Gewühle, die Waſſerwagen, hier leer, dort voll, raſſelten und lärmten ohne Ende — aber vergebens ſpieen die Schläuche ihre Ströme aus; die ſchaudervolle Hitze verzehrte den Strahl, noch ehe er einmal den eigentlichen Brand berührt hatte. Immer weiter nach Nordoſten, von dem Südweſtwind getrieben, wälzte ſich der Gluthſchwall durch die Lüfte und zündete mit der Schnelligkeit des Blitzes ganze Straßen auf ein Mal an, ſo daß plötzlich aus allen klirrenden Fenſtern zugleich die Flammenzungen hervorleckten.

Obgleich das weſtliche Ende der Stadt außer Gefahr war, ſo rüſteten ſich und flüchteten doch auch hier die Menſchen und trugen ihre wenigen Habſeligkeiten, die ſie für ſich allein fortſchaffen konnten, zum Thore hinaus, um ſich dort entweder auf grünem Raſen unter freiem Himmel zu lagern oder in der Nachbarſchaft und auf den umliegenden Dörfern ein Aſyl, eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen.

Unter den Flüchtenden aus dieſer weſtlichen Gegend der Stadt befanden ſich auch der junge Maler mit ſeinem Malchen und — Harfenlieschen.

Selbſt unter der allgemeinen Trauer und jammervollen Verwirrung bildeten dieſe drei Menſchen eine reizende Gruppe, auf die Mancher ſelbſt in ſeiner rettenden Angſt und Noth einen kurzen, flüchtigen Blick warf, als gewähre es ihm Troſt und Beruhigung, drei Weſen in liebevoller Eintracht bei einander zu ſehen, die vielleicht nur deshalb ſo ruhig und beſonnen, mit beſcheidenen und wehmüthig niedergeſchlagenen Augen dahinſchritten, weil ſie all' das Ihrige mit ſich trugen. Und doch waren dies große Reichthümer!

Der junge Maler nämlich hatte ſeine ſelbſtgefertigte Staffelei und einige mit Leinen überzogene Bilderrahmen zuſammengebunden, auch wohl noch ein weibliches Kleidungsſtück mit eingeſchloſſen und über ſeiner linken Schulter befeſtigt, ſo daß er das Ganze nur gleichſam als einen Ranzen nach Art der Müllergeſellen trug. Auf der rechten Schulter aber hing ihm die Harfe, welche er mit gutmüthiger Dienſtwilligkeit dem jungen Harfenmädchen abgenommen hatte, die ihm und ſeinem Malchen ſo oft mit gutem, edlen Herzen eine kleine Beiſteuer zum Lebensunterhalt gewährt hatte. An die Harfe hatte Lieschen außerdem noch ein Bündelchen geknotet, welches ihre kleine Garderobe, ein halbſeidenes Kleid, das ſie einſt unter ihren früheren Verhältniſſen bekommen und getragen hatte, ein weißer Pikeeunterrock, einige Paar Strümpfe und ein rothſeidenes Halstuch, Alles durcheinander geknüllt, enthielt.

Indem der junge Maler dieſe Habſeligkeiten dreier Perſonen trug, führte er gleichzeitig ſein Malchen an der rechten und das Harfenlieschen an der linken Hand. So ſchritten die Dreie wie eine kleine einige Familie dahin, wurden bald geſtoßen, bald geſchoben, ohne jedoch davon Notiz zu nehmen, denn ſie waren zu mächtig von dem Eindruck der Flucht, der gränzenloſen Verwirrung, der jammernden verzweifelnden Menſchen und den unendlichen Rauch- und Aſchenwogen des Brandes ergriffen.

Mehr aus dem Intereſſe des Mitleids und der Wehmuth, als der Neugierde hatte das flüchtende Kleeblatt voll gemüthlichen Reizes den Weg nach der Alſter eingeſchlagen. Immer dichter und verworrener wurde hier das Gedränge der Rettenden. Frauen trugen und ſchleppten hier wie Männer ihre Sachen fort. Selbſt die Frau eines Patriciers eilte in keuchender Haſt und ſchwer beladen vom Neuenwalle daher. Ringsum gedrängt und geſtoßen ſank ſie dahin und wäre von einem im Galopp daherjagenden Wagen übergefahren, wenn Lieschen nicht ſchnell hinzugeſprungen wäre und ſie ſo vor dem zuverläſſigen elenden Tode, da das Rad den Kopf gequetſcht haben würde, bewahrt hätte.

Lieschen führte die Ohnmächtige weiter, ſie trug ſie faſt, ſo gering und ſchwach auch ihre eigenen

Kräfte waren und hatte das Glück ein Haus zu finden, wo die Frau theilnehmend aufgenommen wurde.

Lieschen ahnte nicht, wen ſie gerettet hatte! —

Als die Dreie wieder in ein ſtummes Anſchauen verſunken da ſtanden, zog eine wilde mit Aexten beladene Horde daher, die eher das Anſehen einer auf Mord- und Brandluſt ausgehenden Räuberbande, als eine Vereinigung von Zimmerleuten gewährte.

Unſere drei Flüchtlinge fuhren zitternd und erſchrocken zuſammen, als ſie die Tobenden ſahen.

Anführer dieſer Rotte war kein Anderer als jener Kerl, den wir früher unter dem Schimpfnamen des Menſchenfreſſers kennen gelernt haben.

Mit vandaliſcher Wuth ſtürmten dieſe Unmenſchen in die Häuſer hinein und zerſtörten dort, wohin die Flammen nicht drangen. Sie trafen den Saal eines Inſtrumenten-Händlers, der mit Piano's, Guitarren, Harfen angefüllt war. Der Menſchenfreſſer mit ſeinem bärtigen, tartariſchen Geſicht und ſeinen ſchwarzen, tiefliegenden Augen ergriff eine Guitarre, ſtrich mit ſeiner rauhen Fauſt über die Saiten und rief: Juch! Tanzt, Kameraden! Ich will Euch aufſpielen! Wir wollen jetzt auch ein Mal luſtig ſein!

Luſtig! luſtig — wiederholte er mit ſataniſch-kreiſchendem Tone, und die Uebrigen thaten wie er geſagt, ſie ſprangen mit blutigen Mäulern, die ſie an zerſchlagenen Weinflaſchen ſich verwundet, und mit ihren großen Aexten im Kreiſe herum, wie Wilde, die ihr Menſchenopfer umkreiſen.

Als der Menſcherfreſſer einige Male mit ſeiner Fauſt über die Guitarre hingefahren war, ſchrie er wieder: das klingt nicht laut genug! Das muß beſſer gehen! zerſchlug das Inſtrument an der Ecke eines Pianos und nahm dann ein anderes, und ſo alle nach der Reihe, bis keines mehr übrig war.

— Halt! rief der Menſchenfreſſer dann, und wiſchte ſich gleich den Uebrigen, den trieſenden Schweiß von der glühenden Stirne, das iſt eine Hundemuſik, für die Weiber gut genug, aber nicht für uns! Wir wollen auch einmal Muſik hören, daß es heulet und brummt, wie's die Großen und Vornehmen gerne haben. Kommt! ſpielt Alle mit auf, daß der Teufel und ſeine Großmutter in der Hölle darnach tanzen müſſen! —

Als der Raſende dies mit brüllenden Tönen geſagt, ergriffen Alle ihre Aexte wieder und ſchlugen damit auf die ſchönſten und theuerſten Inſtrumente los. Die Reſonanzböden heulten und zerſchellten unter den wüthenden Schlägen, die Saiten ſprangen ziſchend und gleichſam wehklagend in die Höhe.

Als Alles zerſchlagen und zerſplittert war, rief der Unmenſch wieder ſeinen Cameraden zu: So, wir haben dem Feuer vorgearbeitet! Nun weiter! weiter!

Damit ſtürmte die raſende Bande wieder zum Hauſe hinaus, um vermuthlich ihre wilde Luſt noch an andern Gegenſtänden zu kühlen. —

Der Menſchenfreſier eilte den Uebrigen voraus und kam in eine Straße hinein, die auf dem einen Ende hell brannte und bis nahe an die Gluth hinan von Löſchenden und Rettenden angefüllt war. Er ſuchte ſich mit roher Haſt durch das Gedränge eine Bahn zu brechen.

— Hund — Vieh — was willſt Du! rief eine Stimme aus der Maſſe. Haſt Du das Deinige ſchon gethan oder willſt Du hier erſt Dein Meiſterſtück machen!

— Hinein! hinein mit ihm! riefen Andere dagegen.

Es bildete ſich ein Knäuel um dem Menſchenfreſſer, der ſchnell entwaffnet und von allen Seiten geſtoßen und geſchoben wurde. Noch ein Ruck und er taumelte, um ſich zu retten, trunken in ein Haus hinein, welches oben längſt brannte. —

Der Giebel ſtürzte, das Gemäuer ſank mit dumpfem Getöſe in ſich ſelbſt zuſammen und begrub das Scheuſal unter Schutt und Flammen.

Gott hatte gerichtet! —

Die Scene ging ſo raſch vorüber, daß die Maſſe des Volkes kaum bemerkte was geſchah, denn unmittelbar waren die Hände, welche eben den Menſchenfreſſer geſchoben und geſtoßen hatten, wieder bei den Sprützen beſchäftigt. Niemand dachte noch an das was vorgefallen war oder hatte Zeit, über das ſtrafende Schickſal bei dieſem Vorgange nachzudenken.

— — — — — — — — — —

Wir haben dieſe Scenen verfolgt und werden andere ſo verfolgen, um dem Leſer, wenn auch nur andeutungsweiſe zu zeigen, welches Loos oder Ende die verſchiedenen Perſonen, für welche wir bisher Intereſſe zu erwecken oder rege zu erhalten verſucht haben, zur Vergeltung erreichen. Das iſt die edle Aufgabe eines Gedichtes, die Wahrheit im Beiſpiele zu erhärten, daß das Laſter immer beſtraft, die Tugend aber belohnt wird, auch wenn wir den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung nicht allemal genau überſehen, noch die Kataſtrophe begreifen können. Die Muſe führt das Schickſal der Perſonen eines Romanes fort und entwirrt ſeinen Knäuel; eine höhere Hand jedoch lenkt die Fäden des Lebens! Dort gewinnt durch die Kunſt das Ganze eine abgerundete kugelartige Geſtalt, während hier dem Blicke gar manches zerriſſen und fragmentariſch erſcheint und daher unerklärlich bleibt. —

Das ſinnige Kleeblatt war nicht Zeuge geweſen von dem beſtialiſchen Treiben jener Rotte, es hatte ſich in der Nähe des Dammthores und der Alſter aufgehalten, und hier mit wehmütigem Ernſt dem furchtbaren, die Sinne und alle Kräfte lähmenden Schauſpiele zugeſehen.

Aber auch hier war in derſelben Zeit eine Scene vorgefallen, die den vorigen nicht ganz unähnlich war.

Der Spaniole, welcher bei den Vorgängen in dem Lokale zu den „vier Löwen“ entkommen und vermuthlich nur deshalb von der Polizei noch nicht ergriffen worden war, weil das furchtbare, allgemeine Unglück das ganze Staatsgebäude gleichſam aus den Fugen brachte, — hatte ſich mit Werg und Zündhölzern verſehen und ſo in den unverſehrten Stadttheilen umherſchleichend, verſucht, auch hier das Feuer noch zu vergrößern.

Mit dieſer teufliſch-niederträchtigen und verruchten Abſicht hatte er ſich bis nahe an die Dammthorſtraße hingetrieben.

Auf dem Dammthorwall warf er durch das offenſtehende Fenſter in ein Zimmer eine Handvoll angezündetes Werg hinein. Allein Vorübergehende bemerkten es und verfolgten ihn.

Der Spaniole floh — in das Haus hinein — eilte auf den Boden — durchbrach das Dach, — fuhr durch den Schornſtein des dritten Hauſes wieder hinunter und würde ſo vielleicht abermals entkommen ſein, wenn — ein Stein vor der Thüre dieſes Hauſes ihn nicht zum Fall gebracht hätte. Jetzt umringte ihn das Volk und überlieferte ihn einigen herbeieilenden Gardiſten, die ihn über den Wall abführten.

Hier ſtanden die erwähnten Dreie und ſahen, wie der Spaniole mit rollenden Augen ſich wüthend gebehrdete, um der Haft zu entkommen. Er warf ſich auf die Erde und wollte ſein großes, blankes Meſſer hervorziehen, welches er auch jetzt noch an ſeiner Seite trug.

Lieschen erbebte, wandte ihr Geſicht ab und ſchmiegte ſich furchtſam an die Schulter des jungen Malers, ſo daß die Saiten der Harfe leiſe erbebten und den Schauder ihres Herzens zu theilen ſchienen. Als ſie jedoch wieder aufblickte, mußte ſie etwas noch Furchtbareres ſehen.

Ein wirklicher Zimmerer — alſo Keiner von jenen falſchen, die Aexte und Beile ergriffen hatten, um unter dem Scheine der Hülfe und Rettung zu rauben und zu zerſtören — kam mit ſeiner Axt daher und ſah, wie der Spaniole es den Gardiſten erſchwerte, ihn fortzuſchaffen. Was, rief der Zimmerer, welcher an ſeinem ganzen Körper verſengt und verbrannt war und außerdem durch ſein mattes hinfälliges Weſen bezeugte, daß er kühn und wacker gearbeitet hatte — was, alſo, rief er, iſt das auch ſo ein Mordbrenner? Leute, was wollt ihr den noch lange einſtecken, richten und verurtheilen laſſen! Erſparet Euch und Andern die Mühe! Ich hab' wohl noch ſo viel Kräfte, einen alten, reudigen Hund todt zu ſchlagen! — Damit ſchwang er ſeine große blanke Axt und ſchlug den Spaniolen grade vor die Stirne, daß dieſer, ohne auch nur einen Laut von ſich zu geben, todt liegen blieb.

Grade in dieſem Moment hob Lieschen ihre Augen auf und ſank ohnmächtig wieder in die Arme ihres Führers und des andern jungen Mädchens zurück. — —

Wir wollen hier in unſerer Geſchichte eine kurze Pauſe eintreten laſſen und das Schickſal der kleinen Harfeniſtin erſt wieder aufnehmen, wo das rieſige Feuer erloſchen iſt und ein unendlicher Trümmerhaufen die Brandſtätte bedeckt.

Die Stümpfe und Rümpfe der Thürme, die ruinenmäßig gebrochenen und geborſtenen Mauern mit ihren hohlen Fenſteröffnungen ſchauen ernſt und melancholiſch aus den öden, verkalkten und beſtäubten Steinmaſſen hervor.

Hie und da ſind die Straßen vom hineingeſtürzten Schutt befreit und die Paſſage iſt wenigſtens nach den Hauptrichtungen wiederhergeſtellt.

Kellergewölbe, deren Eingänge halb verſchüttet ſind, gleichen den Räuberhöhlen unter hundertjährigen Ruinen, in denen böſe Menſchen und wilde Thiere am Tage ihre Zuflucht ſuchen, um in der Nacht auf Raub und Beute daraus hervorzugehen. —

Allmälig regte ſich das Leben, hob ſich die Hoffnung wieder.

Hamburg erfuhr ja an ſich ſelbſt am beſten, daß es im herzlichſten Sinne ein einiges, brüderliches Deutſchland gäbe! Daß kein Staat in der Noth mehr verwaiſt und verlaſſen daſtehe! Daß tauſend und abertauſend Hände bereit ſind, Thränen, von Deutſchen geweint zu trocknen! —

Auch unſer Blouſenmann, auch das Harfenlieschen, obgleich es von Martin's Wiederkehr noch nichts wußte, gingen auf's Neue ihrem Geſchäfte nach.

Der prächtigſte Regenbogen hatte am Tage die ganze Stadt von einem Ende bis zum andern mit ſeinem ſiebenfarbigen Bande überzogen. Jetzt war es Abend, es war faſt Nacht geworden, aber eine laue Juninacht. Der bleiche Mond ſtand am klaren blauen Himmel und ſchaute träumeriſch auf die weiß ſchimmernden Steine und die Ruinen herab.

Martin hatte eine weite Tour über Land gemacht. Als er durch die Brandſtätte zog und in die Gegend der gefallenen Nicolaikirche kam, da ſetzte er ſich ermattet auf einen Mauerrand hinter einem anderen, der um einige Fuß darüber hervorragte. Gedankenlos ſtarrte er um ſich her und — ſank in Schlummer.

Er mochte etwa zwei Stunden dort träumend geſeſſen haben; die Glocke auf St. Catharinen ſchlug halb elf; es war wie ausgeſtorben auf dem großen Trümmerfeld, kein Tritt ließ ſich hören in den öden Straßen — als doch noch Jemand mit langſamen Schritten daherwankte

Es war Harfenlieschen!

Auch ſie hatte vermuthlich an dieſem Tage einen großen Marſch durch die Umgegend gemacht. Die Harfe war ihr gewiß ſchon ſchwer geworden und wurde ihr jetzt noch ſchwerer. Sollte ſie dabei nicht an Martin gedacht haben und in dem Augenblick denken? —

Ja! — aber ſie ahnete nicht, wie nahe er ihr war.

Der Verdienſt war außerdem nur ſpärlich ausgefallen, denn wer mochte in dieſer kummervollen Zeit etwas für Muſik überhaupt geben, oder ſie auch nur hören!

Lieschen ſetzte abermals ihre Harfe nieder und blickte voll Sehnſucht und Liebesregung zum Mond empor, der ihr ebenfalls voll Zärtlichkeit und Mitleid in das blaſſe Geſicht zu gucken ſchien.

Plötzlich ſprang ein Kerl in Lumpen aus der Oeffnung eines Kellergewölbes hervor, faßte ſie rauh und heftig an und forderte ſie auf, ihm ihre Barſchaft zu geben.

Die Beſturzte und Erſchrockene zitterte wie Espenlaub und ſtieß einen Schrei aus.

Er wurde nur von Einem, außer dem Vagabonden, gehört. Martin fuhr haſtig empor. Er wußte nicht, ob er gewacht oder geträumt hatte, denn der Laut, welcher ihn aufgeweckt, ſchien mit zu ſeinem Traume zu gehören. Er hatte ſein Lieschen ja in Räuberhänden geſehen!

Wir bitten den Leſer, ſich hierbei gefälligſt auch der Verkündigung unſeres Kartenpropheten zu erinnern. —

Durch das Aufſpringen Martin's und das Geräuſch, welches dieſer dadurch verurſachte, wurde der Vagabonde eingeſchüchtert und in die Flucht getrieben.

Martin war zum zweiten Male ein Retter in der Noth geworden, und hatte — auf ſolche Weiſe — ſein Lieschen wieder gefunden!

Die Gedanken, welche ſich Beiden den Tag über unaufhörlich aufgedrängt hatten, die Bilder, welche ihnen aus früherer Zeit mit den friſcheſten Farben vor die Seele getreten waren, ſie dienten nur dazu, nun das Paar ſchnell wieder zu verſöhnen und zu vereinigen.

Martin gab ſeinem Lieschen einen langen herzlichen Kuß; ſie ſtanden lange, lange in der verödeten Gegend einer volkreichen Stadt, ohne ein Wort zu ſprechen und ſagten ſich damit doch Alles. Dann nahm der Blouſenmann freudig wie vormals die Harfe, erzählte und fragte abwechſelnd und ſchritt mit ſeinem Liebchen, dem das Herz gewaltig klopfte, die Muſe läßt es unentſchieden, ob noch vor Furcht oder vor Freude — rüſtig, als läge kein mühevoller Tag hinter ihnen, nach dem Weſtende der Stadt, zu Lieschens Wohnung. —

Das Schickſal wollte es, daß der Quartiersmann des Patriciers, am folgenden Morgen ſchon ſehr früh denſelben Weg kam und — ein Taſchenbuch fand. Er kannte es, es war das Taſchenbuch ſeines Kaufherrn, welches er oft geſehen, ja zur Beſorgung von Wechſeln ſelbſt in Händen gehabt hatte.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er es dem Patricier unmittelbar hinbrachte, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen.

Das Taſchenbuch gehörte denn freilich auch dem Patricier, aber — es war nicht jetzt, nicht von ihm verloren worden!

Als er es öffnete und darin das vergilbte Blättchen mit den von Frauenhand ſchlecht geſchriebenen Worten fand: „Nimm mich mit; ich heiße Louiſe“ — da ſchüttelte er den Kopf und kam auf die Vermuthung, daß hinter dieſen ſeltſamen Hieroglyphen irgend ein Geheimniß verborgen ſein müſſe. Aufgeregt und nachdenkend ging er zu ſeiner Frau und ſagte: Sieh doch ein Mal — da bringt der Quartiersmann mir mein längſt auf unſerm Garten verloren gegangenes Taſchenbuch wieder, welches wir damals von irgend einem Herumtreiber geſtohlen glaubten — nicht wahr, der Kartenleger hatte, wie Du ihn einſt meinetwegen befragteſt, Dir geſagt, ein Beſenhändler habe es gethan? fügte er lächelnd hinzu — genug, und jetzt befindet ſich nichts weiter als dieſes merkwürdige vergilbte Blatt darin.

Die Frau hatte kaum einen Blick dahin geſchlagen, als ſie erblaßte ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Sollte der Leſer ſich wundern, daß der Patricier noch ſeine Frau hat, ſo müſſen wir hier kurz bemerken, daß der Brand auch hier vermittelnd dazwiſchen getreten war. Durch die Machination Bonaparte's ſollte am Abend des Himmelfahrtstages eine vollkommene Entzweiung ſtatt finden und — das Unglück führte nun eine vorläufige Verſöhnung herbei, die durch das Dazwiſchentreten Martins und Lieschens ganz und gar beſtätigt wurde. Wir müßten übrigens ein halbes Dutzend Bände füllen, wollten wir alle Seiten-Detailles unſerer Geſchichte mit Eugen Sue'ſcher oft langweilender Umſtändlichkeit erzählen. —

Martin vermißte am andern Morgen ſogleich ſein Taſchenbuch mit dem ihm überaus theuren Inhalt, das ihm bei dem Hervorſpringen, als Lieschen angefallen wurde, aus der Bruſttaſche herausgeſchoſſen war.

Wieder einen Morgen ſpäter, und man las in den „Nachrichten" mit wenigen Worten, daß ein Taſchenbuch ſo und ſo verloren gegangen und, da es nur für den rechtmäßigen Beſitzer von Werth, aber für dieſen von großem Werth ſei, ſehnlich wieder gewünſcht werde.

Welche Aufſchlüſſe Lieschen, welche andere Martin gab und geben mußte, das brauchen wir nach dem Vorhergehenden wohl nicht erſt zu erzählen.

Der Patricier und ſeine Frau reichten ſich die Hände und verſprachen, über die Vergangenheit der jungen Leute den Schleier ausgebreitet zu laſſen.

Martin iſt nicht mehr der Blouſenmann, welcher mit Schnitzbeſen auf den Straßen umherzieht, ſondern er ſitzt durch Vermittelung des Patriciers ruhig auf dem Comtoir eines Handelsherrn zu Amſterdam, arbeitet fleißig und ſchreibt faſt ebenſo fleißig an ſeine Louiſe.

Und wo iſt dieſe jetzt? Werden diejenigen Leſer neugierig fragen, welche das niedliche Harfenmädchen früher oft auf dem Neuenwall oder beſonders Abends im Jungfernſtieg mit heller, wohlklingender Stimme ſingen hörten, und die noch kürzlich hin und wieder forſchten: Wo mag die Harfeniſtin geblieben ſein, die ſonſt —

Nun, die Muſe weiß es, und ſie macht ſich ein Vergnügen daraus, mit dieſer Meldung den Schlußſtein auf den Bau der Hamburger Geheimniſſe, ſoweit dieſe mitgetheilt werden konnten und durften — zu legen.

Louiſe — befindet ſich jetzt im Hannöverſchen, bei einer Familie auf dem Lande, um — ſich zu einer guten Hausfrau vorzubereiten. Von dort wird der junge Kaufmann aus Amſterdam ſie nach einem Jahre abhohlen, um in Hamburg Hochzeit zu machen.

Der Leſer mag ſich dies alſo merken, und wenn dann einmal —

Doch dies muß ſchon aus Discretion der Vermuthung und dem Scharfſinn des Leſers überlaſſen bleiben. Man wird ja wohl auf irgend eine Weiſe dahinter kommen können — und iſt man ſo glücklich damit, dann ſchlägt der Verfaſſer es irgend einem Schalk vor, der roſigen Braut am Polterabend, ganz heimlich mit der Fußpoſt, ein Exemplar der „Geheimniſſe zu ſchicken. Er, der Verfaſſer ſelbſt thu es nicht, darauf giebt er ſein Ehrenwort. —

Ende.

◆

H. G. Voigt's Buchdruckerei.